Exeg. th. 432. d. 5 März
Exeg. 432-1

<36616017130012
<36616017130012
Bayer. Staatsbibliothek

Exeges.

Die heilige Kunst,

oder

die

Kunst der Hebräer.

Von

A. Gügler,

Professor der Theologie am Lyceum zu Luzern in der Schweiz.

Landshut,

bei Philipp Krüll, Universitätsbuchhändler.

1814.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorreden.

Im Schlafe erschien mir einst Herders Geist. Er stand in einer göttlichen Milde und Majestät neben meiner Schlummerstätte und sah mich lange schweigend an. Die Züge seines Angesichts waren wunderbar verklärt, aus seinen Augen quoll ein goldenes Licht, ein himmelblauer Schein wallte wie eine reine durchsichtige Saphirwolke um seine hohe Gestalt. Ein rosenrother Glanz und der süßeste Blumenduft

war durch das Zimmer verbreitet, und dasselbe wie zu einem überirdischen Tempel erweitert und erhöht. Ich war, was mir selbst zuerst seltsam vorkam, ohne alle Furcht oder Bangigkeit; vielmehr schwamm ich in einem Lichtstrome unaussprechlicher Entzückungen.

Der Geist öffnete endlich seinen Mund und redete zu mir. Ich weiß nicht mehr, ob ich gar keinen Ton gehört habe und die Worte ganz stille in mich gegangen sind, oder ob sie eine leise englische Melodie von sich gegeben haben. Die Worte schienen wie ätherische Blümlein auf seinen reinen Lippen zu wachsen, dann lösten sie sich ab und drangen als sternhelle Funken in meine Seele; so wie sie in mein Innerstes kamen, entzündeten sie mich auf eine höchst seelige Weise.

Was Er sprach, wieder zu sagen, ist mir nicht möglich. Von dem Inhalte seiner Reden kann ich nur Folgendes mangelhaft andeuten.

„Die Statue, die du hier an meiner Seite stehen siehest, war das Werk meines langen irdischen Lebens, das Kind und die Freude meines Herzens, der Gegenstand all meines Sinnens und Trachtens. Die Statue hehr und unvergänglich auszubilden, war mein schönster Wunsch. Ich scheute keine Mühe, sie auf die vielfältigste Weise auszuzieren und die feinsten und entferntesten Züge ihrer Glieder, ihrer Gewänder und aller Umgebungen sorgfältig auszuarbeiten und zu adeln. Aber etwas ist, woran Ich selbst in der seeligen Unsterblichkeit nicht ohne Schmerzen denken kann. Eines gewissen Unglaubens wegen

ward Mir versagt, einen einzigen Zug noch zu thun, an dem die ganze Vollendung der Statue hing. Wie jener Moses nicht glauben konnte, daß dem göttlichen Worte aus dem harten Gesteine lebendiges Wasser entquillen würde: konnte auch Ich nicht glauben, daß dem Steine, den Ich zu dieser Statue auserseheн, eine unvergängliche Seele einwohne und durch die lange Bildung sich endlich aufschließen und die Statue von nun an selbstthätig beleben würde.

Dem Moses wurde in der schönen Mitte seines Lebens das heilige Land, der Ruhepunkt aller seiner Hoffnungen und Wünsche, von einer Höhe gezeigt, zur Strafe aber durfte er nicht hinein, sondern aller Sehnsucht ungeachtet ward da die Seele von ihm genommen. So habe Ich

in den lezten Augenblicken meines irdischen Daseyns, wo das Unsterbliche das Sterbliche bereits zu verschlingen und zu durchleuchten angefangen hatte, jenen Zug, wie einen wunderbaren Stral ewiger Schöpfung, erkannt: er fiel wie ein Lebensbliz in meine Seele ein. Ich wollte mich schnell aufraffen und den lezten Zug einer göttlichen Weihe an meiner Statue führen: da sagte es laut in meinem Innern: „Strafe Mosis“ und in dem Augenblicke zerfielen die Bande der Seele und Ich war in die andre Welt entrückt.

Ich war in aller Seeligkeit, doch seufzte ich sogar vor Gottes Throne häufig und um so schmerzlicher, weil ich sah, daß viele an jener Statue vorübergingen, sie anstaunten, ja anbetheten und eben jenen Zug, der ihr noch fehlte, verkannten;

oder von der Statue veranlaßt ihn wohl heimlich oder öffentlich sogar läugneten.

Endlich wurde Mir auf mein vieles Seufzen und Bitten verstattet, auf die Erde hinabzugehen und Mir einen Menschen auszuwählen, der es statt Meiner versuchte, an der heiligen Statue jenen Zug noch zu thun.“

Ohne weiter vieles zu sagen, hob der Geist die Locken von der schönen Stirne der Statue weg, und wies mit dem Finger auf eine Stelle hin. In demselben Augenblicke stund die Statue in einer Fülle von Glanz und Hoheit da, die unbeschreiblich ist; sobald Er aber den Finger weghob, verschwand jener Zug, sanken die Locken wieder herab und die Statue war dieselbe, wie vor.

Ich war darüber sehr erfreut und die ganze Sache stand mir so klar und völlig in der Seele, wie der helleste Tag. Als aber der Geist mich mit Blicken ansah, die mir deutlich sagten, daß Er von mir verlange, ich sollte jenen Zug versuchen, ward mir alles dunkel. Der Seeligkeiten ungeachtet, die ich empfand, kam izt aus meinem eigentlichen Daseyn ein solches Gefühl von Unvermögen in mich herüber, daß mich ordentlich ein Beben und Schaudern überlief. Mir fielen so viele große Meister bey, die gewiß den Zug glücklich vollführen könnten, daß ich dem Geiste ernstlich zürnte, weil er sich nicht an einen aus ihnen gewendet habe.

Mir kam, ich weiß nicht wie, jener Künstler zu Sinne, der eine kostbare Perle durchstechen sollte, und der Gefahr

kundig sie dem Burschen hinreichte, da schnell ein Loch hindurchzubohren, der, des Wagestückes unwissend, es sicher zu Stande brachte. Wie ich diesem Gedanken nachhing, sah mich der Geist mit strafendem Ernste an. Ich ging in mich, und sprach in meinem Innern, daß der Geist oft das Schwache erwähle, um an ihm die göttliche Macht der Begeisterung so sichtbarer zu verherrlichen. Der Geist lächelte heiter und verschwand.

Nach diesem überlegte ich die Sache lange, konnte aber die Furcht nie überwinden und mich nie entschließen den gefährlichen Zug zu wagen. Ich zögerte um so länger, weil ich hoffte, mein Zaudern würde den Geist veranlassen, die That einem der Meister aufzutragen, wodurch

die Sache zu dem erwünschtesten Ziele gelangen müßte.

Ich gehe deßhalb schon seit Jahren in den Hallen der Bildhauer fleissig herum und sehe nach, ob keiner Hand an diesen Zug lege. Sie arbeiten alle emsig an verschiedenen Werken, aber an die Statue macht sich keiner, und allemal, wenn ich so nach langem Herumschauen heimkomme und mich zur Ruhe lege, erscheint mir im Schlafe der Geist und blickt mich jedesmal ernster und strafender an.

Ich habe darum endlich den Griffel angesezt, um erst zu sehen, auf welche Art ich etwa, von welcher Seite und nach welcher Richtung den Zug am besten thun könnte.

Wie ich dieses gethan, sitze ich da und sinne, ob mir so vielleicht der Zug gelingen möchte, oder ob ich der Statue gar ihr schönes Gesicht abstossen würde. Lezteres möchte dann der Geist verantworten.

Die

Die
heilige Kunst.

I.

Das Allgemeine.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich schwebe gleich den Wolken in den Lüften,
In den Höhen ist mein Gezelt,
Hoch in den Wolken steht mein Siz! —
Tief wurzelte ich ein bey einem Volke,
Das groß von Anbeginn und auserkohren. —
Schön wuchs ich wie der Palmbaum an den Wassern,
Und wie die Rose zu Jericho.
Ein schöner Oehlbaum in den freyen Ebnen,
Ein junger Ahorn bin ich hochgeschossen. —
Ich athme süßern Duft wie Zimmet,
Süßer dann der Nelken Hauch
Und der edelsten Myrrhen! —
Ich dufte wie Storax, Onyx und Galban,
Wie des Weihrauches Opfer,
Das den Tempel erfüllet! —

Ecclesiast. XXIV. 5. 6. 16-24. 26. 27. 40-45.

Der Eiche gleich breite ich meine Krone aus,
Meine Zweige sind mächtig, freudig und schön! —
Mein Geruch ist lieblich,
Wie der Weinrebe Geruch,
Meine Blüthe bringt
Frohe und reiche Frucht! —
Kommet und labet euch
An meinen Früchten! —
Mein Wort ist süßer dann Honig,
Meine Gabe süßer als Honigseim! —
Von mir gehn viele Bächlein aus,
Die zu schönen Gärten fließen.
Seht, ich wäßre meinen Garten
Und tränke meine Wiesen!
Da wachsen zu Strömen meine Bächlein,
Zu großen Strömen schwellen sie an,
Und die Ströme werden
Zur weiten See! —
Morgenröthe ist mein Wort,
Allen leuchtet ihr Licht,
In alle Fernen scheinet ihr Glanz! —

Ein Wanderer ging nach dem fernen geheimnißreichen Orient. Er schritt durch ein mildes einsames Thal, als der Abend sanft herabsank. In Mitte des Thals erblickt er einen wundersamen Tempel. Seine Thürme scheinen in die ruhenden Purpur- und Goldwolken empor zu reichen, und sein gewaltiger Schoos das Land weit umher zu bedecken; tiefe heilige Stille ruht über ihm und dem Thal, und die fernen Höhen zerfließen dem Auge bereits in Duft und Dunkel.

Rings um den Tempel liegen vielfache Spuren längst verfallener und verschwundener Gebäude und Palläste, einige kaum noch sichtbar.

Bey dem Anblick steht der Wanderer still, wundervolles Erstaunen hält ihn lange befangen, und seltsame Ahndungen steigen wie Geister über ihn herab.

Die Ahndungen führen ihn unvermerkt rückwärts tiefer und tiefer in die dunkel dämmernde Vergangenheit hinein. Ihm ist, als ob eine längst abgeschiedene Welt auferstehe, und ihn verwundert wie einen Fremdling begrüße. Er wandelt unter sonderbaren Menschen, ihr Betragen, ihre Kleidung, ihre Sprache, ihre Gesichtszüge, alles ist ihm unbekannt und doch lieblich anziehend.

Als er endlich, wie aus einem goldenen Traum erwacht, zieht der göttliche Tempel alle seine Sinne und Gedanken auf sich, und der Wanderer wurde von Entzückung zu Entzückung in ein immer tieferes Seelendunkel hineingezogen: so wie die äußere Welt um ihn dunkler ward, und endlich die Gestirne über ihm zu flimmern begannen.

Welche glückliche Hände mochten doch ein solches Heiligthum erbauen? in welcher großen himmlischen Seele mag wohl ein solcher Gedanke geboren worden seyn! sprach er leise zu sich selbst. Wie lange wird dieser Tempel schon so einsam dastehen? wie konnte er bleiben, während alle seine Umgebungen in die Wellen der nie ruhenden Zeit versunken sind? wahrlich ein Werk der Ewigkeit, mitten in die stets bewegte Zeit hinein versezt!

Solcherley Gedanken gingen vielfältig durch den Geist des Wanderers, und er kam indessen dem Tempel immer näher. Bey jedem Tritte, den er thut, steht der Tempel reiner, größer und wunderreicher vor ihm.

Das Licht der ewigen Gestirne hatte sich in goldenen Strömen über den Tempel ergossen, und ihn aus dem Schoose der Nacht, in einen heiligen Tag erhoben.

Lange betrachtet der Wanderer nun Ordnung und Maas des Ganzen und aller Theile, die Festigkeit, die majestätvolle Höhe, die bedeutsame Gliederung von unten bis oben. Die Geister und Genien des verschwundenen Volkes umschweben in diesen stillen Stunden den Tempel.

Nach langer Anschauung geht der Wanderer in das Innere des Tempels hinein. Wie er über die Schwelle, durch die hohen Pfortenbogen schreitet, ist ihm, als gehe er durch das dunkle Thor des Lebens aus dieser Welt in eine höhere hinüber; so seelig und so groß spricht ihn alles an. Die Bilder, Gemälde und alle Dinge blicken ihn voll mystischen Lebens an, aus dem tiefen Dunkel heraus kommen göttliche Schauer, regen rings um ihn ihre Schwingen, und schlagen an sein Innerstes. Er vergißt endlich Tempel, Volk und sich selbst, und versinkt in die seelige Anschauung der Urbilder selbst.

Ein solcher Tempel ist die Sammlung der heiligen Schriften, wenn man sie in ihrem lebendigen Verhältniß zu ihrem Ursprung und zu allen Zeiten auffaßt.

Die vollendete Betrachtung derselben ist dreyfach. Der forschende Blick heftet sich zuerst auf die Umhüllung, das Aeußere und Körperliche;

dieses muß er durchdringen, ehe er zu einer Anschauung des Inneren und Geistigen gelangen kann. Die Untersuchung ist das Gegenbild des Lichtes und des Lebens; wie das Licht von dem Mittelpunkt aus nach dem Umkreise stralet, und das Leben sich von dem innersten Keim aus der Gestalt, als der gänzlichen Entfaltung, entgegen bildet: geht sie von den äußersten Enden gegen den Mittelpunkt einwärts, löst alle Stufen und Uebergänge des Lebens in das Bewußtseyn auf, und verklärt endlich den Gegenstand als Wissenschaft in ihm selbst. Die Betrachtung und Erforschung der heiligen Schriften hebt mit den lezten Schranken und Erstarrungen ihres lebendigen Geistes an, mit allem dem, was im weitesten Sinn als Rinde oder Buchstabe kann bezeichnet werden.

So lange dieses für sich allein betrachtet wird, erscheint es als ein Todtes und Leeres.

Kommt die Betrachtung in ihrem Fortgange auf die lebendige Seele und auf die Verbindung, in der das Aeußere zu ihr steht: so hört es auf todt zu seyn, und wird zu einem beseelten Leibe. In der Anschauung des verbindenden Mittelpunktes weilt die Forschung so lange, bis sie alle seine Regungen und Fäden, die auswärts und einwärts laufen, erfasset und durchschauet,

und das Innere in dem Aeußern, wie dieses in jenem, völlig und allseitig gefunden hat. Dieses wäre eine Betrachtung der heiligen Schriften als Schrift = oder Redewerke; im weitern Sinn, als Werke der Kunst.

Diese Werke aber, als lebendige Offenbarungen mit den unerschöpflichen Tiefen des sie beseelenden Geistes verglichen, sind nur einzelne, wenige Merkmale und Aeußerungen desselben. Der Geist kann als von ihnen unabhängig genommen werden, man kann ihn denken als einen lebendigen Innbegriff noch unendlich vieler anderer Formen und Schöpfungen, er kann in seiner wesentlichen Tiefe und Unendlichkeit angeschaut werden; es schließt sich daher dem Forscher nach diesen Beschauungen noch eine tiefere Pforte auf, durch die er erst in das innerste Heiligthum ein, und durch alle auch die zartesten Verschleierungen des Geheimnisses hindurch geht. Aber nur ein reines Auge und reines Herz voll kindlicher Demuth und Andacht mag da hindurchdringen und sehen!

In den Vorhöfen sehen wir das Volk der Ausleger sich in Menge forschend und streitend herumtreiben. Wenige Priester gehen schweigend, in sich versenket in das Innere hinein. Das Heilige der Heiligen betritt nur der höchste Priester,

selten, geweiht, gereinigt und mit heiligen Zeichen geschmückt.

Die nächsten äußersten Elemente und grellen Farben sind dem niedersten Vermögen der Seele, als gleichsam dem Volke im Reiche des Geistes, überlassen, während sich der lebendige, künstlerische Odem nur den tiefern, zartern Geistessinnen und nur in den reinsten Stimmungen kund gibt; das Innerste wird nur von dem erleuchteten gläubigen Gemüth in jenen ewigen Augenblicken völlig vernommen, deren auch die göttlichsten Seelen wenige haben dürften!

Einleitung.

Die Römer nannten sinnreich ein Volk Natio oder Gens, die nati, vel geniti de eadem stirpe waren ihnen alle, so weit und so lange sie die besondern Geistes- und Charakterzüge ihres gemeinsamen Stammvaters ausprägten, und in ihrem Anschauen, Denken, Reden, Bilden und Thun vorwalten ließen, ein Volk. Dieses um so mehr, wenn das Volk noch durch äußere Bande, als gleiche Staatsverfassung, gleiche Religionsgebräuche, Sitten u. s. m. verbunden war, und ein freyes Ganze ausmachte. Wie man in Häusern und Familien oft aus der äußern in die Augen fallenden Physiognomie erkennt, ob einer ein ursprünglicher Genoß des Hauses, ein Glied der Familie sey: so urtheilten sie aus der innern in die geistige Anschauung fallenden naturgemäßen Entwicklung. Damit ein Volk dieses Namens würdig sey, wird erfordert, daß der äußern Vermehrung und Ausbreitung seine geistige Ausbildung gleich komme, daß es sich mehr noch durch eine gebildete Sprache, durch Werke und

Thaten des Geistes aller Art, als durch Menschenmenge und Verbindung der Gewalt beurkunde.

Die Länder mit allem dem, was zu ihrem Begriffe gehört, sind zum Theil die Basis ihrer Bewohner. Man kann in dieser Hinsicht die Völker als die lezten und höchsten Pflanzen ihrer Erdstriche ansehen. Die edelsten Menschen dieser Völker sind die Blüthen und Früchte der Pflanzen. An ihnen gehen alle Lichtstralen in Farben über; an ihnen wird die besondere Natur und der Einfluß des Bodens in einer bedeutungsvollen Tiefe sichtbar, und spiegelt sich als das gemeinsame Leben in einem tiefen und umfassenden Selbstbewußtseyn.

Wie eine Pflanze mit den andern, ein Weltkörper mit der ganzen Welt in Berührung steht: so steht ein Volk mit den andern Völkern, mit dem geistigen und leiblichen All in Verknüpfung und in Lebensverhältnissen. Die allgemeine Geschichte eines Volkes, als die auf dasselbe bezogene Weltgeschichte, ist ein Bild und Ausdruck dieser Lebensverhältnisse, und ist wie der wechselweise Einfluß und die Rückwirkung in den Weltsystemen anzusehen.

Die fremden Stoffe und Einflüsse von Außen werden in dem gesunden Lebensgange eines Volkes in sein eigenthümliches Wesen aufgenommen

und verwandelt, und in neue Farben und Gestalten umgebildet; denn jedes gesunde Lebendige zieht aus den Dingen nur das ihm gleichartige Lebensfähige an sich.

Wer den Gang und die Werke dieses Lebens an seinem eigenen Volk erforschen will, kann es zunächst aus sich selbst; er läutere nur sein Inneres zu einem reinen und getreuen Spiegel, woraus er die großen und ewigen Züge seines Volkes erkennen und deuten kann. Doch will er sich nicht mit einem sehr allgemeinen, im Vergleich mit dem wirklichen großen Ganzen überaus dürftigen und leeren Bilde begnügen: so muß auch er in die weiten Ebenen des Geschichtlichen hinaus. Das Leben ist immer um vieles größer, tiefer, verflochtener und früher als dessen Erkenntniß, die erst spät und mangelhaft nachfolgt. Die Gestalten der Dinge sind so reich und unendlich verwickelt, daß nur das Auge Gottes sie alle ohne äußere Anregung zu durchschauen vermag.

Wer mit einem fremden, abgeschiedenen Volke sich beschäftigt, muß von dessen äußerstem Lebenskreise anfangen, mit dem Geographischen im vollkommenen Sinne des Wortes; dann geht er zu dem Historischen in der allgemeinsten und oberflächlichsten Bedeutung über, und steigt endlich die Lebensstufen dieses Volkes bis zu dessen Höch-

stem aufwärts. Er will mit einem fremden bekannt werden, was nothwendig viele äußere Berührungen, aus denen erst eine Bekanntschaft entstehen kann, voraussezt. Von dem Geschichtlichen liest er nun jene todten Ueberbleibsel des Volkes heraus, die zu dem besondern Geist und Charakter desselben eine enge und unverkennbare Beziehung haben, und die in dem Begriffe des Archäologischen zusammengefaßt werden. An den archäologischen Stoffen übt und schärft der Forscher seinen seelischen Umgang mit dem Volke so lange, bis er sich gleichsam in den Geist und Charakter desselben verwandelt und verwachsen sieht. Dieses Ueben kann als kritisches Studium bezeichnet werden, welches, auf die Stoffe bezogen, das gemeine, auf die seelische Bedeutung derselben gerichtet, das höhere heissen kann. Die höhere Kritik ist ein Uebergang der kritischen Studien in die Kunst; auf dieser Höhe beseelen sich die erstorbenen Stoffe aufs neue; es beginnt ein Kunststudium im weitesten Sinn, eine lichte Anschauung und Darstellung, wie die verborgenen Kräfte und Geister des Volkes in diesen Gestalten lebten, an diesen Stoffen sich selbst abbildeten.

Das göttliche Licht stralt in alle Völker ein, bricht sich in ihnen zu verschiedenen Farben, und

erzeugt in ihnen herrliche Bildungen; aber wo ist, oder wann war das Volk, welches wir dem reinen Glas oder der ruhigen hellen Meeresfläche vergleichen könnten, welches, von allem chemischen Widerstand geläutert, zur heiligen indifferenten Durchsichtigkeit erhöhet wäre?

Unter allen Erdvölkern verhielten sich die Hebräer gegen das göttliche Licht am meisten leidend; sie vermischten und trübten es am wenigsten mit den irdischen oder menschlichen Elementen. Aber kein Glas ist so rein, daß die Stralen ganz ungetrübt durch dasselbe dringen können! Der Spiegel der Gewässer muß immer durch den Hauch und die Bewegungen des Weltgeistes gereiniget werden, damit die Himmel würdig ihr Antliz in demselben beschauen mögen; ein kleines stehendes Wasser wird bald in die chemischen Differenzen hineingezogen. Selbst die Luft, das große Auge der Welt, läßt das Licht nicht ungebrochen durchgehen; und zwar uns zum Heil, indem es ohne Brechung weder ein Mittel des Sehens noch des Lebens wäre.

Auch in den Hebräern hat das Göttliche vieles von ihren Eigenheiten, von ihren Orts- und Zeiteinflüssen an sich genommen; es ist, wenn auch nur zum Theil, ein Nationales geworden, und mußte es werden, wofern es dieselben berühren, und für sie etwas seyn sollte.

Die Hebräer sind die äußern Vermittler zwischen ihren Schriften und dem heiligen Geiste derselben; ja man könnte sie den mütterlichen empfangenden und formenden Theil heissen. Ihre Schriften sind Werke des Göttlichen, insofern das Göttliche die Verfasser beseelte, in ihnen dachte, aus ihnen sprach u. s. f.

Die Seele eines Volkes geht in jene von seinen Werken ein, die Nationalwerke genannt werden können; denn wie das Volk nur durch die gleiche Seele, als das allen Gemeinsame, ein lebendiges Ganze ist: so hängen diese Werke auch nur durch dieses allgemeine Band mit dem Ganzen zusammen. Die Nationalwerke haben eine innige Einheit mit dem Geiste und Gemüthe des Volkes, ja sie sind sein veräußertes innerstes Leben. Das Heilige bildet demnach den Grund- und Hauptcharakter der hebräischen Schriften, insoweit es den Grund- und Hauptcharakter dieses Volkes ausmachte; diese Schriften sind heilige Schriften, weil ihre Verfasser von dem heiligen Geiste erfüllt, und zur Offenbarung desselben begeistert waren.

Der Geistes- und Gemüthszustand dieser Schriftsteller muß aus ihren Aeußerungen entnommen und gedeutet werden. Aber die vollkommenen Modelle, die lebendigen Typen sind von den gro-

ßen Tafeln der Zeit verschwunden, und nur wenige halberloschene, fast unleserliche Charaktere sind noch übrig! Die zurückgebliebenen größern Züge müssen zusammengestellt, eins durch das andere beleuchtet und erklärt werden.

Diese Studien sind als die Basis anzusehen, auf der die höhern Forschungen in diesem Gebiet fußen müssen; sie sind nicht Zweck, sondern nur eine Staffel, auf der unser Geist zur Anschauung des Bildenden selbst emporsteigt, wo sich dann die dürftigen Züge ergänzen und alles zu einem verjüngten Bilde wieder auflebt. So werden dem historischen Künstler die vielen Materialien erst zu etwas, wenn er in seinem Innersten das geheimnißvolle Wort des Lebens über sie ausgesprochen.

Werden die heiligen Schriften nicht bloß als eine reale Vielheit von geistigen Darstellungen, nicht als bloße Buchstaben, Worte, Lehren, Erzählungen von Begebenheiten, Gesänge u. s. w. genommen, die freylich alle dem Unendlichen des Lebens gegenüber, wie nichts zu achten sind, sondern werden sie aus und in diesem Unendlichen selbst begriffen, als Gebilde und Spiegel desselben: so stehen sie höher, als das hebräische Volk selbst. Sie enthalten gerade die Urbilder und Ideale, denen das wirkliche Volk gleich seyn,

zu denen es muthig emporstreben sollte. Diese Schriften sind gleichsam die höchsten festgehaltenen Momente des hebräischen Lebens, ja, die verklärten Hebräer selbst. Nun ist aber der Mensch nie ohne seine Zeit, seinen Ort und seine vielseitigen Verhältnisse und Lagen, die seinen entferntern Leib ausmachen, und die alle von dem ausstralenden Glanze der innern Verklärung mit ergriffen und verklärt werden. Auf dieser Stufe wird alles Einzelne in die engste Beziehung auf seine Zeit, seine Zeit- und Ortsverhältnisse zurück versezt. Die heiligen Schriften werden wie eine auseinanderliegende, gestandene Zeit betrachtet; die großen starkabstechenden Züge und Umrisse verbinden sich zu seelenreichen Gemälden eines lebendigen Nationalverkehrs; die Jahrhunderte rollen sich wie ungeheure Blätter auseinander, die vielfachsten Verwicklungen, Entwicklungen, die großen Aenderungen scheinen einander zu drängen.

Ein lebendiges dem Innern genau entsprechendes Aeußeres ist wechselweise eine Ergießung und Anregung des Innern. Das Leben ist ein beständiges Pulsiren zwischen Innen und Außen, Nacht und Tag, zwischen dem Unendlichen und dessen Schöpfungen; izt leuchtet der Stral in die Welt der Erscheinung heraus, izt verschwindet

det er in die unbestimmbaren Tiefen des Alls! das ist das Geheimniß des Lebens im Einzelnen wie im Ganzen, im Kleinsten wie im Größten. Wie die heiligen Schriften aus der ewigen Tiefe Gottes hervorgegangen sind: so möchten sie unsern Geist anfassen und in jene Tiefen hinabziehen; der Geist hat diese Werke gestaltet und angehaucht, und ist dann, wie von einer reifen Frucht von ihnen in die heimatliche Tiefe zurückgetreten. Die Sehnsucht nach der Quelle ist den Werken geblieben, und diese ist nun ihre Seele und ihr Sinn. Wie verwaiset durchziehen sie alle Länder, fragen alle Völker um den geliebten entschwundenen Geist! Unser Herz gibt ihnen eine dunkle, nur halb verständliche Antwort!

Anfänglich ist das Heilige der Hebräer, wenigstens von Seite seiner Erkenntniß, für uns Geschichte, etwas, das äußerlich, nicht etwa wirklich geschieht, sondern vorlängst gewesen ist, gewirkt und sich geoffenbaret hat. Das Geheimniß ist unserm Innern nicht so völlig eingedrückt, das Heilige unsrer Seele nicht so von Geburt an mitgegeben, wie es solches vielleicht den Hebräern war; es ist abgeschlossen, gleichsam ausgewachsen und gereifet in der Zeit; es ward aus seinem heimischen Boden genommen und in ein fremdes

Erdreich übergepflanzt, wo es unter ganz andern Einflüssen wieder gedeihen, blühen und Früchte tragen soll.

Wäre auch das Heilige selbst für uns nicht geschichtlich, sondern unsrer Seele mit unauslöschlichen und unmisdeutbaren Zügen eingeschrieben: so stellen die heiligen Urkunden doch eine ganz andre eigene wunderbare Seite desselben dar, ein Verhältniß desselben zu einem so fremden Volke, zu so fremden Ländern, Zeiten, Sitten u. s. w., es kömmt uns da entgegen in einer durchaus historischen Verhüllung.

Diese Urkunden sind nicht nur Zeugen von Begebenheiten, sie selbst haben die verschiedensten Schicksale erlebt und erlitten; auch sie haben eine verwickelte lange Geschichte der Entstehung des Lebens, Daseyns und Wirkens; wohl auch der erduldeten Mißhandlungen und Leiden. Diese Geschichte will ebenfalls vernommen werden; denn daraus muß sich das Amt und die Treue der Zeugen ergeben.

Rein und unbewölkt ist das Licht im Morgen aufgegangen, aber es mußte durch manche trübe Nebel brechen, bis es im Abend anlangte, und bald begannen nun seine Schimmer in die Gründe des unendlichen Meeres zu versinken! Wenn wir die Länge der Zeiten, die Weltgegenden, die

Menge und die Verschiedenheit der oft so rohen ungeweihten Hände betrachten, durch die und aus denen wir diese Schalen des Heiligen empfingen, und bedenken, daß auch wir sie wieder an die Nachwelt abzugeben haben, als das, was der ganzen Menschheit angehört; denn wir gehen dahin und sind nur wie eine der Stufen, auf denen das unendliche Ganze emporschreitet: dürfen wir so noch zweifeln, ob es in diesem Gebiet ein historisches Element gebe, das von großer Wichtigkeit ist? Der historische Genius hat diese zarten heiligen Blätter bewacht, und die Hände der zerstörenden Zeit und des Wahnsinnes aller Art von ihnen abgewehrt, dafür fordert er mit Recht unsern Dank und unsre Huldigung. —

Die vielfachsten historischen Dunkelheiten liegen wie die ernste verhüllende Wolke über dem Heiligen; durch diese muß der Forscher hindurchgehen. Der Forscher muß die alte Statue, das Gemälde des Himmels und der Erde abstäuben, ehe die rechte Beschauung und der innige Genuß desselben beginnen kann. Eine Sammlung, Prüfung, Sonderung und Verbindung des Geschichtlichen, weil sie nach Ereignissen — Facten, soweit sie uns bekannt sind — aus Daten geschöpft wird, und sich gänzlich darauf bezieht, heißt histo-

risch; denn eine Erkenntniß aus dem Geschehenen ist, als ein ἱστορια, Historie.

Aber die Geschichte beut diesen Untersuchungen nur spärliche, matte Lichtstralen; erst die raisonnirende Vergleichung und Folgerung kann zu einer etwas vollständigen Einsicht führen, und aus schwachen einzelnen Fäden ein Ganzes weben. Dieses Verfahren, das Κρινειν über ein Gegebenes, heißt Kritik. Die historischen Stoffe und Winke werden durch diese Kritik verbunden und belebt, sie ist das sie erleuchtende und tragende Substanzielle; dagegen wird sie von dem Historischen vereinzelt und begränzt, von allem andern Kritischen ausgeschieden; sie ist eine historische Kritik.

Die Aufgabe einer jeden Kritik ist, irgend eine Darstellung von allen Seiten mit deren Gegenstand oder Urbild zusammenzuhalten und zu vergleichen. Die historische Kritik der heiligen Schriften bestrebt sich, den wirklichen historischen Zustand derselben nach allen Richtungen und bis zu den kleinsten Theilen dieser Schriften in ihre klar und vollständig erkannte Geschichte überzutragen.

Zu dem Ende entwirft sie sich zuerst ein vollständiges und bestimmt geordnetes Bild von dem gegenwärtigen Bestand dieser Schriften; dann

sucht sie die Quellen auf, aus denen die zuverlässige Geschichte derselben geschöpft und erkannt werden kann. Die Quellen liegen zum Theil in den heiligen Schriften selbst, in der Vermehrung, Verbreitung und den Uebersetzungen, Erklärungen derselben u. dgl., theils in andern ihnen mehr oder weniger verwandten auf sie sich beziehenden Werken. Hat nun diese Kritik noch die schwere Kunst und die Gesetze gefunden, nach welchen aus so düstern Spuren sich jene Geschichte enträthseln läßt: so kann sie erst Hand an das eigentliche Werk legen. Gleich dem Maler zieht sie vorerst die äußersten Umrisse, und führt endlich diese Geschichte, soviel ihr möglich ist, bis in das Kleinste durch. Sie schreitet von der Sammlung zu einzelnen Haupttheilen, zu Büchern, Hauptstücken, Stellen, Versen, Worten. In der Durchführung dieser Kritik vollendet sich alle historische oder buchstäbliche Erklärung der heiligen Bücher; denn wo die Ausmittlung derselben mit ihrem ursprünglichen historischen Daseyn und wörtlichen Sinne zu finden war, ist sie gefunden und angegeben. Es leuchtet von selbst ein, welche Hülfsmittel von Philologie, alter Literatur u. dgl. ein solches Studium erheische.

Ein blonder Jüngling war in dem Lande gegen Abend sanft eingeschlafen, da trat ein

Genius zu ihm hin, nahm ihn bey der Hand und führte ihn weit von dannen. Er kam zu einem großen versammelten Volke; zwey Genien waren sehr um dasselbe beschäftigt: der eine ernst und groß in einem mit Blumen, köstlichen Metallen und Steinen verzierten Kleide, stellte die Schaaren in eine liebliche Ordnung, und suchte sie alle in Ruhe und Stille vereint zu erhalten. Der andre trug ein luftiges himmelblaues Gewand, und ging dem Volke leicht und schwebend voran; er wies mit einem Blumenstabe auf ein fernes Land hin, dessen anmuthige Schönheiten auch aus der Ferne alle Augen und Herzen entzückten. Mit seinen heitern Mienen schien er zu sagen: „Folget mir muthig und unverdrossen, dort harret euer ein seeliges Ziel! Ihr werdet herrlichere Dinge schauen und genießen, als ihr izt zu ahnden vermöget!" Aus der Volksmenge ließen sich zuweilen wunderbare Töne und Stimmen hören; der Jüngling horchte erstaunt nach den fremdartigen Klängen; da schwebte ein dritter Genius herbey. Sein Gewand war grün wie das junge Gras des Feldes. Er stellte sich nahe zu dem Jüngling und eröffnete ihm alles, was dieser sah und hörte. Während der Genius sprach, stieg ein vierter Geist in schneeweissem Kleid aus der Mitte des Volkes empor; er hielt in der Rechten sieben flammende Blätter, die mit

leuchtenden goldenen Buchstaben überschrieben waren, und rief mit helltönender Stimme: „Den Völkern!“ Er flog dann wie auf dem schnellsten Winde durch die Himmel dahin, und sein Ruf erklang wie ferne Posaunen. Der Genius, der bey dem Jüngling stand, gab ihm ein grünes Tuch und sprach: „Jener Geist, den du dahinschweben sahest, wird dir die beschriebenen Blätter überreichen; aber sie werden erloschen und die Schrift verdunkelt seyn. Bestreiche sie mit diesem Schleier der Verjüngung, und die Buchstaben werden sich wieder einstellen.“ —

Der Jüngling öffnete den Mund, und eine Frage an den Genius stand auf seinen frischen rothen Lippen, als im hellsten Glanze, weit heller wie die Sonne, ein Engel aus Osten sich erhob, und plözlich aller Augen auf sich zog. Er trug in der Rechten ein Kreuz, in der Linken einen Kelch; sein Angesicht war wie anbethend ganz zum Himmel emporgewandt.

Von dem frohen Erschrecken erwachte der Jüngling, und sieh, er lag in einem Buchenhain. Die Vögel stimmten ringsum ihre süßen Lieder an, die Blumen athmeten frischen Morgenduft und blickten ihn mit lachenden Farben an, und durch das grüne Laubdach zuckten die ersten röthlichen Stralen des schönsten Maitags.

Der Jüngling hatte die heiligen Bücher in der Hand; er war beym Lesen des Fürsten der Propheten eingeschlafen.

Das eigenthümliche Geschichtliche, das von der historischen Kritik verarbeitet und in das Licht der Erkenntniß erhoben wird, ist ein Erzeugniß des Göttlichen, das in diesen Schriften athmet, der Religion. Die Religion war die Seele, deren lezte sinnliche Regungen, Ausdrücke und Berührungen mit den ihr feindseeligen Elementen jene Geschichte ausmachen. Sie wohnte dem hebräischen Volke als lezter und höchster Bewegungsgrund und Lebensquell ein. Das Geschichtliche des hebräischen Volkes und der heiligen Bücher, selbst noch in den spätern christlichen Jahrhunderten, kann in seinem Seyn und in der Art desselben nur aus der Religion begriffen werden.

Alle historische Forschungen und Sammlungen sind so lange dunkel und bloß einleitend, bis das Gestirn der religiösen Anschauung am Horizont des Forschers emporsteigt, und mit seinen Stralen Ordnung und Leben in das trübe Chaos niederträuft.

Diese Anschauung bedarf fürder keines Beweises, sie ist in ihrer lebendigen Fülle der lezte sich selbst erweisende Grund, so wie die Religion selbst die tiefste Lebensader des hebräischen Volkes

war. Wie dem Wanderer, der aus düstern Schlüften sich zum Gipfel des Gebirges hinaufarbeitet, die Sonne sich von selbst weiset und ihm die übrige Welt erleuchtet, wenn sie in glanzvoller Majestät vor seinen Augen aufsteigt: so steht in der Seele des Forschers, wenn er lange in dunkeln todten Tiefen fortgerungen hat, jenes Gestirn mit einmal in alles überstralender Klarheit da.

Wie der ursprüngliche Geist über den Wassern, oder das Wehen des Morgenwindes, geht der Geist des Historischen erst vorüber und regt die Ahndungen des nahenden Tages an; dann kränzt sich der Himmel mit Purpur und Rosen, und alles harrt feyernd der heiligen Sonne!

Die historische Kritik sezt in ihrem allseitigen Leben und Wirken die Religion als Grund, Leitstern und Ziel voraus, auf und nach welchen sie ihre Untersuchungen bauen und richten kann. Durch die Religion allein können die Untersuchungen aufhören ein bloßes Suchen zu seyn und sich in Erkenntniße verwandeln.

So dringt die Religion als Lebensquell in die äußersten erstarrtesten Verzweigungen und Glieder, so wie des heiligen Volkes und seiner Schriften selbst, so auch der Forschung darüber durch; die historische Kritik begibt sich am Ende aller Herr-

schaft und wirft sich in andachtvoller Demuth vor dem Altar des Göttlichen hin, und es verflicht das Ganze sich zu dem reichsten anmuthigsten Kranze der vielfarbigsten Blumen von Erkenntniß und Glaube!

Das Thun der historischen Kritik ist zwar auf das Aeußere und Aeußerste gerichtet, auf jene Versteinerungen des bildenden Geistes, die durch ihre Härte dem Wechsel und den Auflösungen der Zeit am meisten widerstanden haben; über der Betastung dieser Stoffe kann sich der innere Geist den Augen der Kritik auf einige Zeit entziehen; um so mehr, da die Starrheit ihrer Gegenstände auch sie erkältet und ihre Blicke nur an jene scharfen Unterscheidungen gewöhnt, in die das Heilige nicht kann herabgezogen werden.

Wird der Kritiker nur über seinem einzelnen Thun belauscht, und nicht vom ersten Ausgang bis an das lezte Ziel begleitet, so scheint er das Ewige aus dem Irdischen und Vergänglichen erklären zu wollen, und das Leben aus dem Tode werden zu lassen. Er möchte leicht einer Entweihung des Höchsten beschuldiget werden; wie er aber von Zeit zu Zeit auf die Religion als den lebendigen Grund des Ganzen hinblickt und hinweiset, und endlich bis an ihre geheimern Pforten vordringt, hört die Entweihung in ihrer eigenen Erkenntniß

auf Entweihung zu seyn, die Geschichte und die Kritik werden selbst geheiligt und verklärt in dem religiösen Lichte.

Die Religion ergreift die Sinne und Kräfte des Menschen, zieht sie von der Sichtbarkeit und dem Einzelnen ab, und wendet sie einwärts zur göttlichen Ruhe und Seeligkeit. Die Religion, ob sie gleich geistig und lebendig ist, ist deswegen nicht unmittelbar zu Hervorbringungen und Bildungen geneigt, sondern nimmt vielmehr eine denselben entgegengesezte abgeneigte Richtung. Sich des eigenen Lebens immer mehr zu begeben, sich in die seelige Fülle des Göttlichen aufzulösen, ist des religiösen Hebräers Sinn und Werk.

Die Richtung der Religion hat sich mit starken Farben über das ganze äußere Leben vieler Orientalen verbreitet, und wie bey Verwesungen oft geschieht, daß das Aeußere noch ein lebhaftes Daseyn behauptet, während der Geist schon lange verschwunden ist: sprechen uns diese Farben noch bey Völkern an, die schon frühe die Religion mit dem Naturdienste vertauscht hatten, wo sie nur noch stumme Zeugen ehemaliger nun zerrissener heiligen Bande sind.

Die Neigung und das Verlangen nach Ruhe, die über dem ganzen Orient schweben, die Hin-

gabe zur Geduld, zur Sclaverey, freylich in einem würdigern und bessern Sinn, als wir Abendländer sie zu nehmen gewohnt sind; die übliche Anbethung der Herrscher, müssen aus ursprünglichen religiösen Trieben gedeutet werden.

Ruhige in sich völlig umgränzte Genügsamkeit ist sogar eine der ersten Grundlagen des hebräischen Staates.

Wenn wir die Hebräer mit den Griechen z. B. auch noch so flüchtig vergleichen, welch ein Unterschied! welche Armuth der Bildungen auf der einen, welcher Reichthum auf der andern Seite! Wie unter einem lichten Tag schießt da alles in Gestalten auf, alle, auch die verborgensten Kräfte und Geister streben sich zu verleiblichen und zu plastisiren! Gleich in einem üppigen Garten lachen die Blumen uns in der manigfaltigsten Jugend blühend und duftend entgegen, während dort in einsamer Stille nur hie und da ein Pflänzlein grünet, und ein zartes Blümlein sein Haupt emporhebt.

Diese Verschiedenheit ist aus den verschiedenen Regierungsarten, Sitten, Weckmitteln u. dgl. nicht zu erklären; diese Verschiedenheit muß aus einer tiefern Grundverschiedenheit herrühren, und bedarf selbst der Erklärung daraus.

Der Grundunterschied ist die ursprüngliche entgegengesezte Richtung des Geistes und Lebens selbst.

Es gibt in dem Göttlichen und dem Irdischen eine Macht des Tages und eine Macht der Nacht. Die vielfältig zerstreuten, sich durchkreuzenden Leben des Tages lösen sich mit der Nacht in die lezte Vollendung und harmonische Durchdringung auf. Aus der Tiefe der Nacht beginnen die leisesten und allgemeinsten Anfänge alles Einzellebens. Die Nacht bezeichnet die höchste Mitte der großen Ebbe und Flut alles Lebendigen.

In der Ebbe gehen die Wasser der Oberfläche bald unter, und es kommen die Wellen der tiefern Gründe hervor. Die Wesen und Triebe, die dem Allgemeinen zunächst stehen, die die Vereinigung ganzer großen Gattungen und Sphären mit dem allgemeinen Lebensgrunde ausdrücken, scheinen nur Sinn zu haben für die stille Nacht.

Während dem Gewühle des Tages begehen sie die Schlummer der unter dem Stralenschleier verborgenen Nacht, mit der Nacht treten sie hervor und zeigen sich thätig. Sie lösen die Rückwirkungen der Einzelleben auf das Ganze auf, und feyern als Priester der Dinge die lezte Versöhnung.

Wenn das Gestirn des Tages untergeht, so nimmt es das einzelne Leben mit fort; die Blumen schließen ihre Augen, die Stimmen der Vögel verklingen, das einzelne Thun und Bewußtseyn versinkt in die Nacht des Gemeinlebens. Doch gibt es Pflanzen, deren Zeit des Gedeihens die Nacht ist, ja die in Einer Nacht erzeugt und ausgebildet werden. Gewisse Vögel und andere Thiere scheinen für die Nacht geschaffen; viele Triebe und Kräfte werden nur von der geheimnißreichen mütterlichen Nacht aufgeregt und angezogen. Die Nachtigall, deren Töne das Süßeste und Auserlesenste des ganzen gefiederten Tonreiches sind, weiht ihre wehmüthigen Lieder nur der verschwiegenen Nacht. Der Mond, wie mehr er in sein Vermittleramt eintritt, wie weniger er bloß täglich oder bloß nächtlich ist, weiß viele Wesen in seinen Sinn und sein Spiel zu verflechten, und wie er das Hineinscheinen des Sonnenlichtes in die Nacht vermittelt: so regt er auch jene Rückwirkungen vielfältig an. Er selbst ein Gestirn der Nacht — ist der Vermittler zwischen dem Tag und der Nacht, was sein starker Einfluß auf verschiedene Erdbildungen und Erscheinungen beweist. Wie viele Vermittlungsprocesse zwischen dem Einzelnen und Ganzen sind an den Mondes = Wechsel gebunden? Er steht als die große Phantasie unsrer Welt zwischen dem Ge-

stirne des Tages und der allgemeinen Nacht thätig in Mitte, und wie er einen phantastischen Tag in die Nacht hineingießt, so erweckt er auch ein phantastisches Leben und Thun in Mitte der Stille — eben durch die Phantasie, auf die er vorzüglich wirkt.

So stehen der geistigen und göttlichen Nacht in dem Menschen höhere Gestirne vor, die sich mehr in die Stille und Dunkelheit des Allgemeinen verlieren, vorzüglich das Gemüth und die ursprüngliche und höchste Vermittlerinn zwischen dem Allgemeinen und allem Besondern in dem Geiste, die Phantasie.

Die Einflüsse und Wirkungen dieser Gestirne, weil sie sich den gewöhnlichen Sinnen und Kräften entziehen, und unter den Schatten des Allgemeinen walten, sind zart, leise und selten bemerkbar. Gegen das Drängen und Wogen des lichten sinnlichen Tages müssen dieselben sehr abstechen und als völlige Ruhe erscheinen; doch verhält es sich damit wie mit der Stille der Meeresgewässer oder der Luft, die dem Auge völlig zu ruhen scheinen, wenn nicht Stürme und Gewitter sie durchtoben, obgleich sie immer bewegt sind, und in den Zeiten jener anscheinenden Ruhe unzählige Einzelleben aus ihnen entspringen.

Das menschliche Bewußtseyn, wenn wir es nicht in einzelnen Menschen allein, sondern in der ganzen Gattung betrachten, ist einer sehr langen Linie zu vergleichen; die eine Hälfte läuft unter den Stralen eines hellen Tages abwärts gegen der vergänglichen Welt; die andere Hälfte dagegen verliert sich in die ewigen undurchschaubaren Tiefen.

Die Religion als ein Ausdruck der ganzen innern Hälfte berührt und trägt zunächst auch die äußere; auswärts gewendet ist sie daher Kampf und Licht, nach innen gekehrt aber seelige Ruhe und heiliges Dunkel.

Die tiefen Gründe des Göttlichen dämmern den höchsten Gestirnen gleich, nur schwach in das gewöhnliche Bewußtseyn ein, in reinern Menschen aber kann das Bewußtseyn sich abblättern, die gröbern Schalen fallen ab, und himmlische Blumen sprießen hervor, die verschloßenen göttlichen Mächte scheinen in den vollen Tag herausbrechen zu wollen. So werden diese Mächte erzeugend und bringen, wenn auch nur wenige, doch ihrer würdige Werke hervor.

Das Allgemeine theilt sich schaffend allem Einzelnen mit; aus der nächtlichen Weltebbe tritt mit dem anbrechenden Tage die Flut ein; die Strömung

mung wendet sich um, mit allgemeinem Leben und Geiste gesättigt und befruchtet, beginnt alles sein Werk und geht seine Bahn.

Das Einzelne kann sich von dem allgemeinen Grund immer weiter entfernen und diese Richtung bis zu einer scheinbaren Trennung von ihm verfolgen; es wächst kühn und frey in sein eigenes Daseyn aus und schließt endlich eine Welt um sich selbst.

Ein reichlich befruchteter kräftiger Geist strebt in dieser Richtung sein eigenes Selbst mit dem Lichte eines vollendeten Bewußtseyns zu durchdringen, sich in den lezten und feinsten Schranken seines Wesens zu beschauen, alle Kräfte und alle Dinge unter seine geistige Herrschaft zu ordnen: seiner Fülle und Kraft müssen viele und vollendete Werke erstehen. Viele Menschen, herrliche Völker und ganze Weltalter breiten, in dieser Richtung befangen, immer glänzendere Schätze ihres Innern aus.

Aber wie die Sterne unter dem Glanze des Morgens, sey er auch noch so herrlich und erhebend, erblassen müssen, und bald von den Schimmern des Tages ganz verdunkelt und verdeckt werden: so geht bey diesem Auswachsen in Erkenntniß und Bildung aller Art, die ewige

Wurzel leicht in immer tiefere Vergessenheit über. In dem Maas, wie sich der Lebensfaden weiter ausspinnt, wird er dünner und haltungsloser und sein Anfang flieht gleichsam weiter zurück.

Die sinn- und kunstreichsten Völker, wie z. B. die Griechen, laden durch ihren Geist und ihre Werke wenig zur innigen Frömmigkeit ein; die größten Künstler fast aller Völker haben der Religion mehr wie einer andern himmlischern Muse mit Künstlerbegeisterung, als mit gläubiger Hingabe und von ganzem Herzen gehuldigt. Die Frömmsten konnten eben so wenig ihre ganze Seele an die Künste und die schönen Werke derselben setzen; die starke Wurzel aller Dinge hielt die Mächte und Ausgänge ihres Innersten zu sehr gefangen und verschlossen, und wenn sie sich auch der Offenbarung und Bildung überhaupt so wenig, wie des sinnlichen Lebens und Daseyns ganz erwehren konnten: so gaben sie derselben doch in ihrem Herzen eine sehr untergeordnete Stelle. Der Trieb zu dem unbewölkten Unendlichen erhielt in ihnen immer den stärkern Zug, die wiederkehrende Flut des Geistes kam aus einer zu großen Ferne, als daß sie mehr als etwa dürftige Tröpflein in das gewöhnliche Bewußtseyn herausschlagen konnte; die gro-

ße Tiefe zog sie schnell wieder von den Ufern hinunter.

Viele der frömmsten und reinsten Mystiker haben zuverlässig von ihrem Innersten nichts laut werden lassen, sondern selbes treu und auf immer verwahrt in eine andre Welt mit hinübergenommen, theils, weil ihnen alle Form und jeder Ausdruck ungenügend erschien, wohl noch mehr aber, weil sie keinen Trieb zur Offenbarung fühlten.

Die Bildungen, die zunächst aus der Religion hervorgehen, sind den ersten leisen Anfängen des Frühlings ähnlich, wo alles nur schüchtern sich aus dem Schoose des Allgemeinen herauswagt, oder den wenigen einfachen Accorden einer Aeolusharfe, die die Luft von freyen Stücken in ihr anschlägt, dieselbe Luft, die von dem Tonkünstler zu den vielfachsten und bestimmtesten Erregungen der Saiten genöthiget und gebraucht wird. —

Das Urbewußtseyn der Menschheit hat sich bey dem Religionsvolke von der Zeit und Welt noch unkrustirt erhalten; unter ihm gibt es zarte erregte Wesen, die göttlichen Nachtwandlern und Nachtgeistern gleichen, in denen ein der Sünde und dem Sinnlichen abgeschiedenes Thun

sich der heiligen ewigen Nacht weiht, und in jenen Sphären vollbracht wird, über die bey der übrigen Welt Schlummer verhängt ist. Diese sind die höhern Sänger, in denen die noch zurückgebliebenen Dissonanzen des Tages in die stillen Wellen der ewigen Harmonie aufgelöst werden, oder die einen schönern einst kommenden Tag schon vorahndend begrüßen. Was bey diesen Bildnern noch sinnlich, und als aus dieser Welt genommen scheint, ist es nur durch die Phantasie. Die Formen ihrer Gebilde sind nur ein mystischer Rückschein des Innersten, wie die sichtbaren Gestalten und Leiber der Geister, zur Verhüllung und Enthüllung eines göttlichen Sinnes.

Untiefe Gewässer werden von jedem Hauche bewegt, und jede Regung wird auf ihrer Oberfläche alsogleich sichtbar, da hingegen der Sturm lange in den Tiefen des Weltmeers Grundwellen wälzen, und es im Innersten aufregen kann, während seine Oberfläche noch ruhig und heiter ist. Erst nach langem tritt die Woge, wie ein lang verhaltener Unmuth auf das Antliz heraus, und gibt sich im wilden Donnern und Schäumen kund.

So gehen die Bewegungen der Religion in der Menschheit in der Tiefe vor, und werden von Außen kaum als leise Strömungen und Pulsschläge verspürt. Dennoch wird alles auf diesen Wellen

dahingetragen, und die innern Bewegungen laufen, wenn auch nicht so bemerkbar und schnell, bis an die lezten Gränzen aller Weltentwicklung hinaus; wie das Innere dahingeht, wird auch das Aeußere unwiderstehlich mitgenommen, gleich dem Zeiger an der Uhr.

Der verborgene Zug der Religion ist, sowohl im großen Weltgange als im Umlaufe eines einzelnen Volkes oder Menschen, aller Wahrnehmung der äußern Sinne auf ewig entzogen; nur seine Rückwirkungen fallen in das Reich der Geschichte heraus und gelangen zu uns; denn diese werden ein Aeußeres, Sinnliches. Nur als Aeußeres und zwar als ein stehendes Aeußeres konnte das religiöse Leben des hebräischen Volkes zu uns kommen; das Geheimniß mußte zur Offenbarung werden und in eigene seine Natur abspiegelnde Schranken, gleich einem lebendigen Fluß in Ufer, sich einschließen. Das Religions- oder Urvolk war die lebendige Mitte und Unterlage, in der sich der vorher unsichtbare Stral an der irdischen Welt brach und ein Licht in sich selber anzündete.

Der Strom zerstört die Dinge nicht, die seinen natürlichen Lauf nicht hindern wollen, er trägt das Schiff friedlich auf seinem Rücken davon. Was sich aber seinem Zuge widersezt, das

streben seine Wasser zu zerbrechen und wegzuschaffen. Wird der Strom aufgeschwellt, so bricht er in andere Richtungen aus, und wird so in seinem Laufe zerstörend. Das Licht wirkt bald freundlich, bald feindlich auf Gewächse, Pflanzen u. s. f. ein. Wo es eine Unterlage findet, die seiner Entwicklung nicht zu sehr widersteht, da zieht es solche an sich, und stellt an ihr die Formen seines Lebens dar. Hat die Pflanze die Empfänglichkeit für das Licht eingebüßt, strebt sie demselben nicht mehr entgegen, sondern hat sie sich ganz von seinem erzeugenden Einfluß abgewandt: so fällt sein Stral tödtend und auflösend auf sie ein; wie mehr Licht ihr nun gegeben wird, um so schneller reißt sie der Tod mit sich fort. Das Leben eines Ganzen dreht sich gleichmäßig in seinen Kreisen, solange seine Organe weder zu schwach noch zu stark sind; wenn aber einige Gänge erstarren, so wird der Lebenseinfluß von denselben zurück und verheerend auf andere geworfen, oder sind sie zu gebrechlich, so wirkt das Ganze wild wuchernd und verzehrend auf sie ein.

Ein wildes sinnliches Naturleben hat sich frühe bey vielen Menschenstämmen dem göttlichen Fluße entgegengestellt, wodurch seine Wellen gezwungen wurden, das reine Bett zu verlassen und nach allen Richtungen in die Breite des Natürlichen auszu-

treten. Dadurch wurden sie zu stehenden Seen und trüben übelriechenden Sümpfen, aus denen die klaren lebendigen Urwasser kaum mehr zu erkennen waren. Wie auch das Licht von oben einwirkte, zog es aus diesen Wassern nur dichte schwere Dünste auf, in denen seine Stralen vielfach gebrochen wurden und eine lichte sinnliche Glut und große Hitze erzeugten. Viele und große Gestalten wuchsen schnell wie Bilder dieser allgemeinen Verwesung auf, sogen diese Dünste und jene Wärme ein, und verarbeiteten sie als ihre Nahrung. Dadurch klärte sich über ihnen der Himmel auf, aber das reine Licht war gleichsam verschlungen und wurde von jenen Gebilden gefangen und verborgen gehalten.

Mögen auch die Werke der Griechen und mancher anderer Völker das Leben und die Schönheit der Natur noch so rein und vollendet abspiegeln, und unsere Herzen und Sinne mit unwiderstehlichen Reizen fesseln: so können wir doch nicht umhin sie vom Gesichtspunkte der Religion aus so anzusehen, und verglichen mit der göttlichen, lauter Werke der Verwesung zu heissen.

Wie die vorhandenen Nahrungsstoffe endlich verbraucht waren, konnten die Gefässe dem immer mehr anwachsenden Reize des Lebens nicht länger widerstehen, der Geist der Bildung zerbrach alle

Formen und brachte sich selbst dem Ewigen zum Opfer der Versöhnung dar.

Das heilige Volk haftete mit freyem Gemüth an dem höchsten Leben und Grund aller Dinge und strebte tiefer in denselben zurück; so ward es von selbst das reine Gegenbild oder die Eine unmittelbare Form der Religion. Der Geist Gottes ergriff die Heiligen, und zog sie in seine Tiefen hinein, so kehrte er formend in sich selbst zurück. Wiefern also die Hebräer ihr Inneres in Worten, oder wie immer auseinanderlegten, so waren ihre Gebilde ein lauterer Wiederschein der eigenen Natur und Richtung der Religion, den der religiöse Geist selbst aus freyer Fülle ausstralte.

Ein Aeußeres, das mit seinem Innern in einem nothwendigen Verhältnisse steht und nur als dessen freyes Mittel erkannt werden kann, heißt ein Künstliches; denn Kunst im weitesten Sinn ist ein unzerlegbarer Mittelbegriff zwischen dem Geistigen und Sinnlichen, das zwischen dem Licht und seiner Erscheinung liegende Scheinen.

Durch Kunstgebilde in der weitesten und reinsten Bedeutung kömmt das heilige Licht zu uns, eingehüllt in Farbe und Schein, wodurch allein es dem Auge sichtbar wird. Dahin gehören die Auflösungen und Uebertragungen des Vergänglichen in das Ewige, die zarten Gewebe der hebräischen

Historie, das Anklingen des Verborgenen an den irdischen Schranken, die dichterischen Ergießungen, die Worte und Lehren der Weisheit, und endlich die prophetischen Gesichte, die einem Pulsiren zwischen Hier und Jenseits gleich zu achten sind.

Die Lehre und Wissenschaft der Kunst ist das Licht, in welchem die Kunstwerke den Augen der Beschauer erst sichtbar werden und sich zu schönen Gruppen vereinigen; sie ist die Entwicklung und die Darstellung des in dem Wesen und den Werken der Kunst liegenden Kunstbewußtseyns, die Wiedervergeistigung dessen, was die Kunst versinnlichte.

Wie die Rede in dem Hörer dieselben Gedanken erweckt, die den Redner beseelen, so wollen die Werke irgend einer Kunst dasselbe Bewußtseyn in dem Betrachter hervorbringen, aus dem sie entstanden sind. Aber theils kommen die Kunstwerke aus einer tiefern und verborgnern Quelle als die Rede, theils sind sie eine durch mehrere und entlegnere äußere Mittel mit dem Geiste verbundene Sprache; wir empfangen da mehr unbestimmte Eindrücke, denen wir nachspüren, deren wir uns bewußt werden, die wir in die lezten Antriebe, die den Künstler beseelten, erheben müssen.

In dem Reiche der Kunst gibt es kein Kennen und kein Können ohne das andre. Der erleuchtete Kunstfreund geht von den nämlichen Anschauungen und Empfindungen aus, wie der Künstler selbst, und ist ihrer im Allgemeinen so bewußt wie er. Der Unterschied ist, daß er hier stehen bleibt, während der Künstler die geheimen Erregungen mit dem Pinsel oder Meissel an dem lebendigen Worte oder in dem Klang der Saiten bis an die Sinnenwelt hinüber führt, und so des Kunstfreundes Innerstes selbst wunderbar entsiegelt.

Die ächte Kunstlehre ist die Darstellung des allgemeinen Innern der Künstler, das zwar in ihren Werken lebendig gegenwärtig, aber eben zum Behuf des Lebens von Seite seines Begriffes und Grundes verschleiert ist. Sie bringt zu den Kunstwerken noch dasjenige hinzu, was ihnen darzustellen vermöge ihrer Natur auf ewig versagt ist, und ist also eine wahrhafte Ergänzung derselben; wie durfte man sie demnach aus dem Kreise des Kunstgebietes verweisen, oder ihr versagen, sich selbst mit dem Namen der Kunst zu adeln?

Was der Historie eine geheime Ursache ist, stellt sich den Blicken der Kunst als lichtvolle Seele dar; was jener eine Wirkung war, verwandelt

sich dieser zu einem unmittelbar Beseelten, Beseeligten. Die Muse der Geschichte trägt einen Schleier über ihr Angesicht, die Muse der Kunst nicht, sie trägt ihr Antliz frey, aus den zartesten Zügen zusammengewebt, von der reinsten Seele durchflossen und überstralt, dem Anblick entgegen, und ihr großes seelenvolles Auge dringt in das Innere der Umgebenden ein. Die Historie faßt die äußern Schranken an, und anerkennt die verborgenen Geister und Kräfte, die diese Kreise um sich gezogen haben; die Kunstanschauung bricht in das Innere ein und erkennt diese Kräfte, belauscht sie in ihrem geheimnißvollen Erzeugen und Bilden. Die Historie bewegt sich in einer erleuchteten Welt, und beschaut die Gegenstände im Glanze des Lichtes; die Kunstanschauung bestrebt sich vorerst die Wege und Gänge der Lichtstralen zu finden, und gleichsam mit der überstralenden Sonne selbst als einem höhern sich eingepflanzten Auge, die Welt und alle Dinge zu überblicken und zu durchdringen.

Das Göttliche liegt allen wahren Werken der Kunst zum Grunde, denn außer diesem vermöchten sie weder einen würdigen Inhalt zu finden, noch unsere Herzen über die dumpfen Beschränkungen des Irdischen zu erheben und mit seeliger Begeisterung an sich zu reissen. Doch kann dieses

göttliche Licht so vielfältig gebrochen, durch so viele und fremdartige Organe vermittelt, in seinen Darstellungen so vereinzelt seyn, daß es dadurch außer die Gränzen der Religion gerückt ist. So liegt allem Leben auch in der körperlichen Natur der Eine schaffende Odem Gottes unter, aber nur ein weises frommes Gemüth mag ihn z. B. an der einzelnen Pflanze erblicken. Wie wenige würden den Namen Gottes ohne Fehl in dem ganzen großen Buche der Welt lesen, wenn sie nicht schon Erkenntnisse aus nähern und sicherern Quellen geschöpft hätten?

Was viele und große mechanische Werke bewegt, ist im Grund dasselbe Leben der Natur, das die Pflanzen und Thiere beseelt; aber das Leben dieser Werke wird durch den Verstand und die Hände der Menschen vermittelt, und es ist mehr des Menschen Leben und Werk, das wir da erblicken, als das der Natur.

Die Menschen trugen anfänglich das Göttliche in ihrem Gemüthe und nahmen es daraus in ihre Anschauungen und Erkenntnisse auf; dann ließen sie das religiöse Gemüth, jenen fixen Leitstern über sich erlischen, rissen sich und mit sich das in die Anschauung übergegangene Göttliche von der Quelle los, und brachten es als das lezte Unterpfand ihres Ursprungs in das niedere

Leben herab. Wie Prometheus nahmen sie den beseelenden Funken von der göttlichen Sonne, der, des heiligen Heerdes beraubt, nun in eigenem Feuer und Leben fortloderte.

Der Mensch in seiner herrlichsten Reinigung und Erhöhung ist die nächste Grundlage und die Seele seiner Kunst und aller ihrer Werke. Wie die Völker mit dem Gemüthe sich von der Gottheit gewendet hatten, und von ihr abgewandte Richtungen einschlugen, ward das Göttliche in ihnen zu einem bloß Menschlichen, statt daß die Menschen sich ins Göttliche hätten erheben sollen.

Soweit das Göttliche immer und nothwendig überall ist, gerade soweit ist es auch in den Anschauungen und Erkenntnissen der Völker verblieben; in soweit stellten es große Künstler zu allen Zeiten majestätvoll vor die Augen und Herzen der Menschen. Es ist dieses nämlich der große Mittelpunkt alles Lebens und aller Dinge.

Von dieser Wurzel alles Seyns vermag sich kein Wesen zu lösen, doch kann das eine ihrem Gesetze entfremdete Richtung versuchen, und sich das Göttliche, wenn gleich nicht als Grund doch als Ziel und wirkliche Entwicklung des Grundes, aus ihm verlieren.

Jene Künste zeigen zwar den unbeweglichen göttlichen Fels in der Tiefe der Natur des Men-

schen und aller Dinge, den festen Punkt in allen Zeiten, aber er ist mit vielen irdischen Bestandtheilen bald so bald anders versezt, nirgends geläutert oder in das ganze menschliche Wesen und Leben entwickelt. Ihnen gebricht das Göttliche als Stimmung und Richtung des menschlichen Gemüthes, die nothwendig zum Wesen der Religion gehören, und gerade die Erfüllung ihres sonst leeren Begriffes ausmachen.

In ihrer Reinheit und vollen Gediegenheit wird die Religion durch die ganze alte Zeit nur bey den Hebräern gefunden, in ihnen hat der göttliche Zug das Gemüth und durch dieses den ganzen Menschen beherrscht und beseeligt. Dieser Zug hat die Werke ihrer Heiligen göttlich geadelt, weßhalb man selbe ebenfalls heilig und religiös heissen muß.

Die Gesetze, Formen und Weisen, nach denen und in die sich die Künste der Hebräer gestaltet haben, sind, wie eine näh're Betrachtung dieser Kunstwerke lehren wird, im Wesen der Religion selbst gegründet. Bey jedem Volke, das sich ausschließlich zum Organ der Religion weihte, würden zwar die materiellen Stoffe, die zufälligen Farben der Zeiten und Orte andere seyn, aber die innern Formen und Weisen müßten sich gerade so, wie bey den Hebräern einstellen und

entwickeln. Es ist daher die hebräische Kunst, wenn gleich in ihren äußern Farben einzeln und national, doch in ihrer schönsten Bedeutung eine Darstellung der heiligen oder religiösen Kunst überhaupt, und wie man nicht ansteht ein einzelnes Gedicht z. B., obwohl seine materiellen Stoffe und die aus ihnen entspringende irdische Form es sehr beschränken, dennoch seines allgemeinen Innern wegen, als Epos, Drama oder dgl. zu bezeichnen: so können uns hier heilige Kunst oder hebräische Kunst gleichbedeutend seyn, oder besser, da es um eine Betrachtung des Innern in dieser besondern Kunstart zu thun ist, nur beyde Bezeichnungen den ganzen Sinn umfassen.

Das Heilige muß als das eigentlich und unmittelbar Bildende in der hebräischen Kunst angesehen werden; die hebräischen Künstler waren nur seine Organe und Werkzeuge, Hand und Pinsel, die der ewige Geist selbst führte, um mit Flammenzügen sein würdiges Abbild zu entwerfen; zartgestimmte Saitenspiele, durch die sein reiner Hauch zog und in denen er wunderbare Töne anschlug. Es war der Odem Gottes, der durch die ewigen Sphären läuft, und sich in die seeligen Harmonienströme ergießt. Nur aus dem Heiligen kann die Kunst der Hebräer verstanden werden.

Dieses Bildende aber wird von dem Gesichtskreise der Kunst aus, nicht in seiner innersten Wurzel und Natur, sondern nur in seinem Umkreise und Ausgange, nämlich als Bildendes betrachtet. Der Blick wird nicht, wie in der Andacht geschieht, einwärts in die Tiefen des Göttlichen, sondern auswärts in die Offenbarungen und Schöpfungen desselben gekehrt. Die Natur der Religion wird nur Hülfsweise angeschaut, soweit als die besondre Art ihres Bildens daraus herrührt.

Das Bilden geht zwar rein aus der Natur des Heiligen hervor, das Heilige bildet als Heiliges, und diese Kunst ist völlig religiösen Geistes und Sinnes; darum ist dieselbe in dem Maas, als sie ihr Ideal zu verwirklichen, die Wirklichkeit in dasselbe zu verklären weiß, selbst heilig; denn in soweit ist sie mit dem Gegenstand eines, und geht in dessen Natur und Wesen auf. Allein in dem Daseyn der Form ist wieder eine unzerbrechliche Schranke gegeben und diese von der freyen Fülle des Göttlichen unterschieden. Vergleichen wir diese Kunst mit andern Kunst- oder Bildungsarten: so ist das Heilige nur eine beschränkende Weise, ein dem Bilden und der Bildung, wenn gleich nothwendig, Beyliegendes; das Augenmerk wird hier zuvörderst auf die Bildung

als

als solche geheftet; es wird die Harmonie zwischen dem Wesen und seinem Ausdrucke gesucht und betrachtet, die in ihrem lebendigen Begriffe etwas so umfassendes ist, daß alle ihre Darstellungen in religiösen Kunstwerken ihr, wie ein Einzelnes dem Unendlichen, gegenüber stehen. Das Künstlerische ist dieser Betrachtung das Wesen, das Heilige eine einzelne Bestimmung und Bezeichnung von ihm, es ist ihr das Ganze eine heilige Kunst. —

Die heiligen Schriften sind die reinsten, jedoch immer nur einzelne Spiegel des unendlichen göttlichen Lebens; aus ihnen wird es zwar am innigsten erkannt, gefühlt, doch gestattet die nothwendige zeitliche Beschränkung derselben nicht, es innerhalb ihrer Gränzen einzuengen. Wer es thut, dem fällt das Höchste und Lebendigste zu einem todten Begriffe herab.

Das wahre und natürliche Verhältniß des Göttlichen und seiner Darstellung wird nur von der Kunstanschauung der heiligen Schriften gelehret. Wir können die Religion in ihnen unmöglich in völliger Reinheit und Klarheit auffassen, wenn wir nicht zuvor uns eine bestimmte Erkenntniß der hebräischen Kunst verschaffen. Erst aus dieser ersehen wir, was Inhalt oder Darstellung, We-

sen oder Verzierung sey. Die Kunst lehret uns das Unwesentliche abscheiden und gibt uns den Schlüssel, zu dem Wesentlichen selbst zu gelangen.

Etwas Fremdartiges empfangen wir überhaupt durch Mittel, die als Dinge zu begreifen sind, die weder uns noch jenem ganz angehören. Das Fremdartige wird uns soweit bekannt und bey uns einheimisch, als wir das Mittel verunmittelbaren, d. h. selbes in Erkenntnisse, Gefühle, oder welche geistige Wahrnehmung es sey, verwandeln und es sofort in uns selbst versetzen, in das Verhältniß mit dem, was davon in uns ist, es verinnern. Auf diese Weise bringt eine gemüthreiche Liebe die Welt und ihre Geister in unser Inneres.

Die hebräische Kunst zieht uns durch ihre Anmuth und Größe an, sie wirket durch eine Fülle sinnlicher und seelischer Verschmelzungen auf unser ganzes Wesen; die Religion dagegen, zu der sie uns einladet, ist ein allen sinnlichen Banden entnommener Geist, der dann erst in der stillen Andacht, wo er unser höchstes geheimstes Selbst auf das innigste und beseeligendste durchdringt, verspürbar ist.

Das Historische der Hebräer hat ein enges Verhältniß zu ihrem Litterarischen und Künstlerischen, dieses zum Religiösen. Das Heilige ist ein

Kern in zwey Schalen verschlossen, eine Perle in einer goldenen und silbernen Einfassung, die den Glanz des Juwels theils verbergen, theils erhöhen. —

Daß mir vergönnet wäre, was ich im Innersten ahnde, auch in Worten darzulegen, und das göttliche Werk in seine elementarischen Farben und Töne wieder aufzulösen!

Möchte der Geist meiner heissen Sehnsucht huldreich entgegenkommen und meine kindlichen Fragen lösen! Seine Laute würden die Herzen der Künstler und der Frommen gleich innig entzücken! —

Im großen gemeinsamen Garten der Kunst blühet eine himmelblaue Blume. Sie ist einzig in ihrer Art unter der zahllosen bunten Menge. In Mitte des Gartens steigt sie einsam auf dem wunderzarten Stengel auf und breitet ihre reinen Blätter wie kindliche Arme dem heitern mütterlichen Himmel entgegen. Mit den andern Blumen wächst und trinkt sie zwar aus Einem Erdreich und Lebensbrunnen, aber eigene Farbe, Gestalt und Düfte deuten auf einen ganz besondern Genius, der in ihrem Kelche wohnet und sie aus der Menge der verschiedenartigen Säfte nur einige ausgewählte einsaugen lehret.

Wer in dem Garten wandelt, diese Blumen aufzusuchen, kann nicht umhin, anfangs seine Blicke auf der ganzen reichen Schönheit dieser Blumenwelt ruhen zu lassen; erst nach einem langen genußvollen Ueberblicke wird er den Gegenstand seines besondersten Wohlgefallens herausfinden.

Die größten farbenreichsten Blumen ziehen vor allen seine Augen wie mit magnetischer Kraft auf sich, er sieht diese länger an, erkennt sie bestimmter, als hundert andere, die kleiner und unscheinbarer sich unter der Menge verlieren.

Ist die blaue Blume gefunden, so wird er sie mit den umstehenden Schwestern, besonders mit den reicher geschmückten vergleichen, und diese Vergleichung wird ihm die Schönheit der Blume immer mehr enthüllen, ihre feinsten leisesten Vorzüge werden gleichsam dadurch hervorgelocket und sein Herz wird nur von größerer Bewunderung erfüllet.

Alle Erkenntniß des Einzelnen ist eine Anschauung desselben im Allgemeinen. Nun ist das Allgemeine kein Leeres und Todtes, sondern ein vollkommen Erfülltes; die Anschauung ist daher ein Anblick des Einzelnen in seinen lebendigen Verhältnissen mit den unzähligen, das Allgemeine erfüllenden, andern Wesen. Die vollendete Er=

kenntniß eines Dinges wird so eine unendliche Aufgabe, und wird mit jedem neu erworbenen Reichthum von Erkenntnissen der Dinge klarer, feiner, umfassender.

Wem bey gleicher Kraft und Zartheit des geistigen Auges sein Gedächtniß eine weitere, vollere und mannigfaltigere Welt der Dinge vorhält, der wird viel mehrere und feinere Eigenschaften an einem Gegenstande gewahr werden. Wie vieles mag das Ohr des an unzähligen Einzelheiten lange geübten Tonkünstlers bey einer himmlischen Musik bemerken, das allen andern ungenossen entschlüpfet! wie viele Schönheiten sauget gleichsam das Auge des großen Farbenkünstlers aus einem göttlichen Gemälde, die den andern Augen verschleiert sind! welche andere Blicke thut der Historiker in die Welt und die Weltverhältnisse hinein, als der der Vergangenheit Unkundige? und so in allen Gebieten.

Die Religion, die Philosophie und alles, was seinen Ursprung noch so hoch über dem gewöhnlichen Leben hat und eigentlich eine jenseitige Welt bewohnet, werden doch um so bedeutender, je mehr sie, ihrer erhabenen Stellung unbeschadet, ja gerade vermöge derselben zugleich in das wirkliche Leben herabsteigen, alle Gänge des menschlichen Herzens, der Natur und Geschichte, die

Spiele und Bilder der Künste und die wirklichen Verhältnisse der Menschen durchdringen.

Die Erwerbung der einzelnen Erkenntnisse, ihre Verbindung und Beseelung mit und in dem Allgemeinen wurde mit Recht von unsern Alten Erudition genannt; wie der Mensch das geistige und göttliche Leben aus den einzelnen Hüllen zu nehmen, zu eruiren strebet, wird er von ihm erfüllt und begeistert, erudirt: nur dadurch wird das menschliche Herz einer wilden öden Verlassenheit entrissen, mit allem Lebendigen verkettet und in ein rein menschliches Daseyn und Leben erhoben.

In der Kunst ist die Vergleichung am unerläßlichsten. Das Kunstwerk ist es nur dadurch, daß es auf ewige Weise in die lebendige Mitte der Dinge versezt ist; wird es aus ihr herausgerissen, so wird es selbst vertilgt. Sein vielseitigstes, verborgenstes, möglichst individuelles Leben kann nur durch fortgesieztes Aufsuchen seiner in einander fließenden Verhältnisse zu verwandten Dingen, d. h. durch Vergleichung gefunden werden.

Aber eine irrige Vergleichung müßte das Kunstwerk am gewaltthätigsten aus seinem Lebenskreise reissen.

Die Vergleichung der Dinge hat ein in deren Verhältnissen selbst gegebenes Maas und Ziel. Die äußerlich geschiedenen Ganzen berühren sich in dem Gemeinsamen, in ihrem Geiste, und dürfen nur in diesem verglichen werden. Einzelne Eigenschaften des einen und andern stehen zu weit von einander ab, sind durch zu viele allgemeinere Stufen und Glieder vermittelt, als daß ihre unmittelbare wechselweise Beziehung Sinn haben könnte. Nur die unmittelbar zusammenhängenden Glieder dürfen auch unmittelbar verglichen werden. Die Vergleichung folgt dem Faden des Lebens und ist so vielfältig vermittelt, als es die Dinge in ihrem lebendigen Daseyn selbst sind.

Der Unterschied zweyer Ganzen, die in ihrem Innersten einig sind, entsteht aus einer verschiedenen Geistesrichtung; durch diese erwächst jedem eine eigene von der des andern verschiedene Seele, und alles aus derselben Entsprießende hat ein unmittelbares Verhältniß nur zu ihr, keines hingegen zu der Seele des andern.

Die Beziehung und Vergleichung einzelner Kunstformen und Kunstwerke eines Volkes mit denen eines ganz andern müßte sie nur verdunkeln, den Blick verwirren, und könnte kein Licht auf sie werfen; es wäre ein Versuch, die Form

oder das Werk aus einem ihnen ganz fremden Geiste zu erklären und zu begreifen. Die Besondernheiten geschiedener Völker hängen nur in ihrem Allgemeinen, dem ganzen großen Geiste zusammen, und können nur in demselben, also auf eine sehr allgemeine Weise verglichen werden. Die aus Einem Keime entspringenden verschiedenen Geistesrichtungen der Nationen, welche ihre Bildungen und Künste tragen, nähren und sich in den schönen Werken spiegeln, diese erklären einander; denn sie machen zusammen Ein göttliches Menschheitsleben aus, die müssen zusammengehalten werden.

Wie sich innerhalb dieser die Kreise der kleinern Ganzen immer verengen: so wird auch das Gebiet der Vergleichung kleiner; denn sie ist innerhalb der Berührungen der jedesmal gegebenen Kreise eingeschlossen; sie stellet das Glied mit den andern Gliedern des gleichen Ganzen und so mit dem Ganzen selbst zusammen, aber weiter geht sie nicht.

Die Wissenschaft eines Gegenstandes erlangt nur der, dem er von neuem entsteht. Alle Entstehung, Schöpfung, Bildung ist eine Entwickelung des in dem Allgemeinen verschlossenen Besondern. Die heilige Erzeugerinn aller Dinge geht unvermerkt von dem Allgemeinen zum Einzelnen fort, und so

auch ihre Tochter, die Kunst. Wer sie in ihrem Wirken verstehen will, muß achtsam diesen Spuren folgen.

Kehren wir daher zum Allgemeinen zurück und heften unsere Blicke auf das Wesen der Kunst.

I.

Wesen der Kunst.

Alles Schöne beruhet auf dem Leben. Wenn der herrlichste Tempel in seine todten Steinhaufen aufgelöset würde: so müßte seine ganze Schönheit verschwinden. Ueber den rohen Bestandtheilen stehen die einzelnen Formen; aber auch in diesen besteht die Schönheit nicht. Seine einzelnen Theile auseinandergehoben und nach Zufall zusammengesetzt, gewähren keinen Ausdruck der Schönheit. Die Theile und Formen werden erst schön, wenn sie in eine Einheit verbunden sind. Was ist aber diese Einheit, als das Leben? Wie vermöchte jener Mittelpunkt, der doch nichts Körperliches ist, Einheit zu seyn und die Theile zusammenzuhalten, wenn er nicht Leben, geistig verbindendes Leben wäre?

Das Schöne ist nicht das Leben überhaupt, sondern ein Einzelleben, welches nur als frey be-

stimmtes Leben gedacht werden kann; das Schöne ist ein entwickeltes Leben, und da lebendige Entwickelung und lebendige Formung dasselbe sind, ein geformtes Leben. Das Schöne ist weder das Leben noch das Belebte, sondern das Lebendige; es ist die freye stetige Formerzeugung des Lebens, was das lebendige Bestehen eines Dinges ausmachet.

Das Lebendige an einem Wesen ist seine geistige Tiefe oder Schwere, die, unter einen Begriff gefaßt, als das Grundgesez desselben anzusehen ist. Das Schöne ist dieses entwickelte und verwirklichte Gesez.

Das Schöne, das Wesen der Kunst und das wirkliche Bilden von Kunstwerken durch den Künstler, stellen sich als Eine Linie dar und dürfen nie getrennet werden.

Die Kunst ist der höchste Lebensgrad des Schönen, in dem Schönen selbst enthalten und nur aus ihm zu begreifen. Die Kunst ist das ins Bewußtseyn übergegangene Schöne selbst. Die Schönheit auf ihrer höchsten Stufe, als vollkommen entwickeltes Leben, ist nothwendig ihrer selbst bewußt, und die ihrer selbst bewußte Schönheit ist die Kunst; es ist niemals eines ohne das andre; keine vollkommene Schönheit ohne Kunst, keine Kunst ohne Schönheit. Die Blumenflur

z. B. erscheint erst dann wahrhaft schön, wenn sie sich spiegelnd und selbst betrachtend, in der Seele Gottes, oder dem Gemüthe eines zarten Menschen gedacht wird.

Die Steigerung, die Entwickelung des Schönheitsbewußtseyns ist das Bilden und Schaffen der Kunstwerke; denn durch die lebendige Entwickelung vermehren sich die Radien und Züge bis zum sinnlichen Umkreise, zur Gestalt des Schönen. Da aber das Schöne ein entwickeltes Leben ist: so ist es auch, als in das Bewußtseyn übergegangen, ein entwickeltes Bewußtseyn, und, als vollkommen schön, zum Kunstwerk geworden; das Schöne wächst frey und von selbst in seine Form und Bestimmtheit aus. Wenn man einen vollendeten Künstler seiner Hände, Zunge und aller Werkzeuge berauben könnte: so würde er doch nicht aufhören Künstler zu seyn; das Schöne würde sich ihm in das Innerste dichten und auf die glückseelige Seele malen; das Kunstwerk würde um nichts unvollendeter seyn, wenn es gleich nicht zum äußern Wiederschein gelangen könnte.

Das Leben einer Pflanze muß von dem allgemeinen Naturleben unterschieden werden; es ist das Naturleben in einem besondern Wirken.

Das Leben der Pflanze ist das allgemeine Leben, sofern dieses den Samen der Pflanze ergriffen hat und die in dessen Natur eingeschlossenen Formen entwickelt. Es eignet diesem Samen aus den umgebenden Dingen das ihm Verwandte so lange an, bis Stoff genug da ist, den eingewickelten Gedanken an ihm nach allen Merkmalen und Seiten auszubreiten und darzustellen.

Das Leben der Pflanze wird der Fortgang des Naturlebens in dem Pflanzensamen genannt, von dem Augenblicke an, wo die Enthüllung der naturgemäßen Formen begonnen, bis zu der Zeit, wo die Eingeschränktheit des Grundstoffes die Ausspannung nicht weiter erträgt, wo also der lebendige Zusammenhang bricht, und das Leben über die gebrochenen Schranken in das Ganze, wie die Welle in das Meer hinausläuft.

Das Leben der Pflanze ist eben so von der Basis oder dem Materiale, an dem es sich zeigt, wenigstens seinem Begriffe nach, verschieden: es ist die innige Verbindung und Durchdringung des Gesammtlebens und dieser Basis.

Auch mit der Form der Pflanze darf dieses ihr Leben nicht verwechselt oder vermischet werden. Die Form der Pflanze ist ein Werk ihres Lebens und nie ohne dasselbe da, so wie es auch nie ohne sie ist; das Leben der Pflanze ist

die reine und allseitige Eintracht und Verschmelzung ihrer Basis und der Form, die lebendige Tiefe und Wirklichkeit ihres völlig spezifischen Begriffes.

So ist das Wesen der Kunst jene Tiefe aller Kunstwerke! Ob der Stoff der oder ein anderer, die Formen diese oder jene seyen; ob das Dargestellte ein solches, oder solches sey, wofern darunter nicht die freye und naturgemäße Durchdringung der Basis und der Form verstanden wird, ist gleichviel.

Alle Stoffe sind todt daliegende Saitenspiele; der Geist ist der unendliche Hauch der Welt, der durch die Himmel hinwehet; die Kunst ist die Spannung der Saiten, wodurch die schlummernden Töne erwecket werden. Die Kunst begreift dann die ganze, der Natur der Saiten angemessene Tonhöhe, von dem ersten Anklang der Erschütterung an bis zu den höchsten reinsten Accorden, über welche hinaus die Saite bricht und der Anhauch der Luft ins Unbestimmte hinzieht.

Es wäre unrichtig zu glauben, daß die Religion das Wesen der hebräischen Kunst ausmache. Die Religion ist der allgemeine Lebensodem der Hebräer und auch ihrer Schriften; aber nicht das Wesen ihrer Kunst als Kunst. Ihre Kunst ist

das Vermittelnde dieses Lebensgeistes mit den einzelnen irdischen Samen und Kräften.

Ein flüchtiger Blick auf den Stand der Kunst überhaupt zu den übrigen Ausdrücken alles Geistigen in dem Menschen, zu der Philosophie und der Religion im umfassendsten Sinne, dürfte dieses am anschaulichsten machen und uns das Wesen der Kunst vorläufig andeuten.

Die Philosophie suchet, wie es ihr Name schon zeiget, das Göttliche in seinem Wirken und Schaffen, gleichsam in seiner Blüthe und Frucht. Sie kann nur durch stetige Reflexion, durch ein beständiges Zurückwerfen des schaffenden Strales von ihrem Auge auf ihn selbst, zu ihrem Ziele gelangen.

Die Religion suchet und genießt das Göttliche in seinem innern Leben, in seinen unendlichen nie ruhenden Bewegungen, in seiner geheimen Tiefe; sie ist nach der Bedeutung ihres Namens ein unendlicher Rückgang in die Quelle alles Lebens. Sie kann die Gottheit mit keinen einzelnen Sinnen erfassen, sie muß ganz und unmittelbar in deren Schoos eintauchen und darinn gleichsam zerfließen; da findet nur Anbethung und seelige Auflösung statt.

Die Kunst dagegen nimmt das Göttliche in seinem ewigen Bestand. Das ruhig Beständige ist auch der Charakter ihrer Werke, d. h. bey ihr findet nur reine und völlige Darstellung Plaz.

Es verhält sich bey der Betrachtung der Kunst in den heiligen Büchern wie bey der eines vollkommenen Organismus; dasjenige Organ, auf welches zunächst geschaut wird, erscheint als das wesentlichste, als der Mittelpunkt des Ganzen, die übrigen dagegen sinken zu seinen Bestimmungen, Mitteln oder seinem Umkreise hinunter.

Das Einzelleben, ob es gleich aus dem Allgemeinen entspringt und nur in ihm Bestand hat, wird dennoch seinem Begriffe und seinem wirklichen Daseyn nach ein wahrhaft neues und anderes, es kann sich seiner Mutter und Wurzel kräftig gegenüberstellen.

Der Begriff der Kunst enthält, wie der des Einzellebens, ein Allgemeines, welches von dem Religiösen als einer bestimmten Richtung nicht könnte ausgefüllet werden, und auf der andern Seite schließt er eine Beschränkung, einen Bestand und eine Abgeschlossenheit in sich, welche der Religion um vieles zu dürftig und zu enge sind, als daß sie auf wirkliche Weise darinn ruhen möchte.

Es gibt viele Kunstarten, die nicht religiös sind, und denen das, gleich den religiösen, zukömmt, was das Wesen der Kunst ausmachet.

Wir suchen das Besonderste und Allgemeinste zugleich, was ähnlich der Gottheit jedem Kunstwerke ganz einwohnet, es trägt und beseelet, und doch wie ein unerschöpflicher Quell sich nie völlig veräußert; das, ohne welches kein Kunstwerk seyn kann, und weil alle durch dasselbe sind und es ihr eigenstes Leben ist, ihr Allgemeines muß genannt werden.

Das Wesen der Kunst beruhet auf einem vollkommenen Bewußtseyn des höchsten aus der Tiefe der Gottheit entspringenden Gesetzes; es ist das Gesez des ewigen Bestandes der Dinge.

Dieses Gesez ist in einem vollkommenen lebendigen Ganzen allgegenwärtig, beseelet und verschmelzet innerlich alle Theile zur reinsten Harmonie und ründet sie im Aeußern zum einträchtigen Ebenmaas. So entsteht aus dem Einen lebendigen Mittelpunkte nothwendig jene Harmonie und geschlossene Ründung des Kunstwerkes, welche selbes zu einem Gleichnisse alles göttlichen Bestandes machen.

Je freyer und herrschender das Gesez in allen Gliedern des Ganzen waltet, desto tiefer ist dadurch

das Einzelne in das Allgemeine eingesenket; denn zwischen allem Besondern und dem Allgemeinen ist dieses Gesez das einzige wirkliche und lebendige Band. Wo dieses Band reißt, fällt alles sterbend und verwesend auseinander, die groben seelenlosen Reste fallen den umgebenden Lebendigen zu; es wird dieses als ein unselbstständiges vielen andern Zugeworfenes, das Gemeine genannt.

Das Allgemeine ist es nur auf thätige Weise, nur die freye Seele reicht bis zu jener Tiefe, die der Mittelpunkt und Innbegriff alles Lebendigen ist. Je kräftiger und vielseitiger die Theile eines Ganzen nach dieser Tiefe gerichtet sind, je geschlossener und eigener es äußerlich erscheint, um so näher steht es nicht etwa dem Aeußern, Gemeinen, sondern dem Innern, Allgemeinen, dem Göttlichen.

Das Gesez des Bestandes fällt durch die Kunst in seine lebendige Vorstellung, in sein tiefes und umfassendes Gegenbild, wodurch es zum heitern Bewußtseyn gesteigert und in sich selbst verklärt wird. Die Kunst wirft um die Dinge jenes atmosphärische Licht, das wir, gleich dem reinsten Odem der in ihnen verborgenen Seele, ihre höchsten Werke bekränzen sehen.

Das Schaffen und eigentliche Bilden der Kunst geht innerhalb des menschlichen Bewußtseyns vor. Das äußere Wirken und Gestalten ist nur ein angemessener Wiederschein von ihm und seine vollendete Bestimmung, Formung, Versinnlichung; die Werke der Kunst haben ein rein ideales Daseyn, welches den Abgang des wirklichen vertritt und ersetzt; da aber jedes wahre Bewußtseyn ein in dem Göttlichen selbst verschlossenes ist, und die Kunst es nur den in der Seele des Menschen schlummernden Geistern auf wirkliche Weise anerzeugt und es an ihnen entwickelt: so treten ihre Werke in die Reihen der göttlichen Schöpfungen selbst ein.

Die Kunst in ihrem Wesen kann von vielen verschiedenen Seiten und Beziehungen aus betrachtet und ausgedrücket werden.

In ihrer Quelle ist die Kunst die gemeinschaftliche Wurzel der Wissenschaft und des Lebens, insoweit diese Wurzel und dieser Grund wahrgenommen und geoffenbaret werden.

In ihrem Erzeugen und Wirken ist die Kunst die in dem Geiste liegende Einheit des Lichtes und der Kraft, eine lebendige sich zur Gestalt verwandelnde Erkenntniß, ein helles leuchtendes Leben.

Die Kunst in ihrem wirklichen Daseyn ist die Offenbarung der ewigen Harmonie aller Geistes- und Sinnenkräfte, das Urbildliche und vollendete Menschliche, eine in sich selbst Vollendung der Natur. In wiefern nämlich jene Wurzel sich mittels ihrer beyden Genien, des Lichtes und des Vermögens, entfaltet, gehen die ewigen Geheimnisse aus der Tiefe des menschlichen Wesens und der Natur hervor, alles kehret zu einer ursprünglichen Glorie mit höherm Sinne zurück.

In ihrem ganzen Umfange kann die Kunst bezeichnet werden als die Lösung und Entwickelung aller Schranken und Bestimmungen, die sich auf das menschliche Wesen gründen mögen.

Denkt man sich das Entfalten jener Wurzel vollendet, so sieht man sie sich zu einem unendlichen Lichtkreise auseinander ziehen, in welchem fürder nichts mehr dunkel, nichts mehr unausgewachsen oder ungestaltet ist. Die unendliche Linie des möglichen Bewußtseyns, von dem wir immer nur einzelne Punkte und Einschnitte überblicken können, müßte sich auf diese Weise zu einem wirklichen Umkreise gestalten; es würde jedes Erkennen und jedes Bestreben durch den von der eigenen Natur ihm vorbehaltenen und angewiesenen Inhalt völlig erfüllet und gesättiget, und jede

menschliche Kraft von eigener Klarheit durchflossen seyn.

Alle Hervorbringungen des thierischen Instinktes oder bloß mechanischer Fertigkeiten müssen aus den geweihten Hallen der Kunst verbannt bleiben; denn wie könnte etwas, das die innersten Verhältnisse des geistigen göttlichen Lichtes enthüllet und durchschauen läßt, auf thierische Weise oder aus blinder Nacht entstehen? Die von den Künsten der Thiere reden, leihen ihnen allemal aus gemüthvoller Liebe, wissend oder nicht, Bewußtseyn und menschliche Ueberlegung; sie erblicken sich selbst in den Thieren und sprechen als begeisterte Künstler. Jene Fabeln von einem Genius, der die größten Künstler leitete, ohne sie zugleich zu erleuchten, deuten nur das Unbegreifliche an, das für die Profanen im Thun des Künstlers liegt. Künste aller Art bedeuten nämlich keine von Außen kommende mechanische oder willkührliche Formung, sondern eine freye göttliche Naturentwickelung, wo kein Machen, kein Nachahmen, sondern nur ein Bilden und Leben statt findet.

Heben wir nur den Vorhang und treten wir in die Bildungsstätte der göttlichen hinein, um da ihr geheimnißvolles Walten mit den Urkräften und Genien aller Dinge selbst anzuschauen.

Die Stätte der Kunst ist wie ein tiefer mystischer Tempel. Unten im dunkeln Grunde liegt es wie ein großes Meer, da brausen und arbeiten die Grundkräfte und Elemente der Dinge. Pflanzen und Thiere aller Art ziehen auf den rauschenden Wogen auf und nieder, kommen und verschwinden. In Mitte des Tempels steht ein hoher Altar, auf dem die Opferfeuer unvergänglich lodern und in hellen Flammen zur Wölbung steigen. Die Flammen scheinen aus dem Abgrunde hervorzukommen, oder da dieser licht- und flammenlos ist, gehen sie vollends aus den heiligen Urtiefen selbst hervor. Der Altar erhebt sich aus hellen Krystallen; in dem reinsten Weiß brennt und fließt die beseelende lebendige Flamme und steigt über den Altar hoch an die blaue Wölbung des Tempels empor. Ueber dem Altar gewinnet das Feuer Farben und wächst zu gewaltigen geistigen Säulen zusammen. Auf den großen schwankenden und zuckenden Flammenblumen wiegen sich Genien, die der Menschen Herzen erfreuenden Geber der Künste. Hoch an der Wölbung verschmelzen die Flammensäulen und bilden eine Decke von allen reinen Farben, wie viele tausend durcheinander geflochtene Regenbogen. Aus dieser lebendigen Decke fallen fortan Funken wie Sterne, goldene Kugeln oder vielfarbige Gesteine in die Tiefe hinab; dann hellet sich der Abgrund

für einen Augenblick auf, die Meere der Dinge rauschen wie in lautem Frohlocken durcheinander, und es zieht ein Klingen durch den Altar, den Tempel und die Decke, von dessen Süßigkeit nichts auszusprechen ist, ein unendlicher Geisterkuß erfüllet alles! —

Der Begriff der Kunst wird häufig zu eingeschränkt genommen; man versteht darunter bloß jene seelisch = physischen Fertigkeiten, die die ewigen Ideale, so wie sie der Künstler anschauet und in sich findet, mit der wirklichen Darstellung derselben vermitteln. Dadurch geschieht denn, daß man unter Kunst zunächst, oder gar ausschließlich nur jene Theile derselben versteht, bey denen die vermittelnden Fertigkeiten am meisten sinnlich und in die Augen fallend sind, wie z. B. in den bildenden Künsten und der vorstellenden Musik. An die Redekünste wird seltener, und an jene aus ihnen, wo die Form dem Inhalte sich unterwerfen muß, wie in der Philosophie, wohl gar nicht gedacht.

Dadurch gewöhnte man sich, das Wesentliche der Kunst nur als harmonische sinnliche Form zu denken, wo denn der Blick zuerst auf die Formen fallen mußte, die sich durch eine stärkere Sinnlichkeit auszeichneten, die also, mit andern Worten, förmlicher waren. Diejenigen dagegen, die sich

mehr in das Allgemeine zurückzogen, blieben auch in dem Maase ungeseh'ner.

So wurde dem lebendigen und erfüllten Begriffe der Kunst unvermerkt ein leeres und todtes Abgezogenes untergeschoben, welches in der Anwendung nur Larven und Trugbilder, aber keine lebendige Wesen hervorbringen konnte; wie es der Augenschein vielfältig bestätiget.

Das Wesentliche der Kunst umfaßt die ganze Lebenslinie von dem ursprünglichen Punkte an, sobald er sich zu regen und in die Linie fortzubewegen anfängt, bis wo er sich zum vollendeten erfüllten Umkreise aufgeschlossen hat.

Der Begriff der Kunst ist ein sich schlechtweg genügender und keines andern bedürftiger Begriff; er schöpfet den Inhalt wie die Form aus der eigenen unendlich reichhaltigen Tiefe, so wie er auch jenes lebendige Vermögen in sich trägt, wodurch beyde auf ewige Weise vereiniget und vermittelt sind.

Kunst und Bildung sind gleichbedeutend, sobald man bey der leztern nicht an gewisse außer ihr liegende Zwecke denkt, sie nicht nach einem fremden Maase oder Ziele betrachtet und würdiget, sondern wenn man sie eben als Bildung und sich selbst genügend nimmt, als den Geist,

der sich in einem vollkommenen Gleichnisse seiner selbst zu spiegeln bemühet ist.

Die Kunst ist die große vielfältige Sprache des Unendlichen, sofern die Sprache als wirkliche Schranke und Form des Geistes, oder als das in jedem Akt und auf jeder Stufe lebendig und ganz daseyende Bewußtseyn begriffen wird; eine Sprache, die sich von den gewaltigen, schön geordneten Steinmassen, von der antastbaren üppig ausgewachsenen Gestalt bis zu dem Geisterhauch der melodischen Töne vergeistiget und verflüchtiget.

Das Wesen der Kunst besteht in dem unendlichen vielfachen Bewußtseyn, oder in den unzähligen Radien, welche den großen Umkreis des Lebens und der Welt mit dem verborgenen Mittelpunkte derselben, sofern dieser in dem Innersten des Menschen da ist und sich kund gibt, auf freye oder auf lebendige und bewußte Weise vermitteln. Der Begriff dieser Vermittelung, in seinem geschlossenen wirklichen Daseyn und von allem andern völlig geschieden und rein genommen, macht das Eigenste, Innerste von aller Kunst aus.

Der Radius geht zwar nur von Einer Seite des Mittelpunktes aus, läuft nur nach Einer Seite des Umkreises hin; das jedesmalige Be-

wußtseyn ist ein einzelnes in sich und durch unzählige andere zugleich bestimmtes; aber eben dadurch berühret es den ganzen Geist, sowohl die Fülle des Gemüthes im Innern, als den Umfang des Geistes und des Bewußtseyns. Der Radius, wie er den Mittelpunkt und den Umkreis, wenn auch nur auf Einer Seite, berühret, ermißt doch das wahre Verhältniß beyder und gewähret eine große Ahndung des ganzen lebendigen Zirkels, sowohl in der Fülle seines Inhaltes als der Größe seines Umfanges.

Was in dem göttlichen Mittelpunkte tief verschlungen und verhüllet ist, das wird von der Welt und dem Leben in großen Zügen auseinandergezogen und versinnlichet; was die Welt und das Leben ausbilden, bis zum Ersterben des geistigen ausspannen, bestimmen, verleiblichen, das findet in dem göttlichen Gemüthe seine Bedeutung und seine Ewigkeit. Der gemüthreichste, seelenvolleste Mensch bedarf des Dienstes der Sinne und der vielfachen Erfahrung von Außen, sonst würde ihm sein Inneres nie aufgehen. Er muß sich erst in den gewaltigen Zügen des Aeußern finden und angereget werden, das Aeußere wieder in sich lesen und deuten zu können, worauf der Begriff des Frapanten zielet. Alle Schätze von Sinnenkenntnissen und Sinnengenüssen sind ohne das weihende und deutende Ge-

müth nichtig und fallen unter die Würde des Menschen hinab. Die Kunst stellet in ihrem Wesen und Thun die reine Vermittelung beyder vor Augen, und ist daher in ihrer schönsten Bedeutung das Ideal und die Krone aller menschlichen Bildung und Vollendung.

Wie die Kunst das Unendliche zu ihrem Inhalte hat: so sind ihr zur Form auch die Formen desselben gegeben; sie ist eine Sprache, welche auf allen Seiten weit über das Gebiet der Wortsprache hinausgeht. Die Wortsprache umfasset nur einen Theil des menschlichen Bewußtseyns, nämlich den Mittel- und Uebergangspunkt von seinem Innern und Aeußern; wie könnte also die Kunst das ganze Bewußtseyn in die Wortsprache niederlegen, oder durch Worte bis in die feinsten Bestimmungen ausführen? Nimmt doch jeder Mensch in seinen Gedanken, Gefühlen, Gesten, Mienen und andern Zeichen, so viele von den Worten mehr oder weniger unabhängige über sie hinausgehende Sprachen wahr. Die Worte für sich allein bezeichnen nur die äußere Undulation des Gemüthes und bedürfen selbst eines höhern Elementes, um den innern Odem desselben zu verkündigen.

Die Kunst greift öfter nach reellern, öfter nach luftigern und für sich beseeltern Worten; sie weiß die Wortsprache auf beyden Seiten bis

tief in deren Urquellen, die Welt und das Gemüth, zu verlängern, und auch da schon sich als die göttliche Vermittlerinn des Lebens zu beweisen.

Die Kunst ist demnach eine aus sich selbst lebende Sprache Gottes, Sprache des Lebens. Sie kann im weitesten Sinne bezeichnet werden als eine Verklärung und Vollendung irgend eines lebendigen Dinges oder Lebensmomentes in ihm selbst. Wenn die Sonne z. B. Bewußtseyn hätte: so würde sie suchen den Pflanzen und Blumen dieses ihr Bewußtseyn mitzutheilen und sie in dasselbe zu erziehen, wie sie izt bemühet ist, selbe in ihr Licht und Leben zu erziehen; sie würde das sich Feindseelige an ihnen immer mehr ausscheiden, überwinden und von ihnen entfernen, bis endlich das ihr Aehnliche den gänzlichen Sieg davon trüge; bis die Pflanze oder Blume zu einer krystallenen Durchsichtigkeit geläutert wäre, und, von dem Bewußtseyn der Sonne auf das innigste durchdrungen, unverweslich und seelig da stünde. Die Sonne wäre eine göttliche Künstlerinn.

Eine solche Sonne ist die Kunst; sie ist eine gütige Verleiherinn allgemeinen Bewußtseyns und seeliger Liebe!

Die Kunst löset das Wesen und die tiefste Bedeutung der Natur und aller Dinge dadurch, daß sie die innersten Geister derselben aller Binden befreyet und in deren eigenes Bewußtseyn hervorlocket, unter ihren mächtigen Worten gehen alle die geheimnißvollen Siegel auf, und die unter dem Schein des Wirklichen verschlossene Welt tritt so, wie sie in dem Geiste und Bewußtseyn der Gottheit selbst ist, nämlich wie sich dieses in den Ahndungen des tiefen menschlichen Gemüthes verkündet, in die Erscheinung hervor. Unter den Stralen der Kunst erblühen jene Blumen nothwendig, die wir in den Gärten der Dichter mit lieblichen Reden und wundersüßen Phantasien spielen sehen und hören! Sie hegt jene Vögel, Gewässer, Gestirne und Gestalten aller Art, über welche die Maler, Dichter und Musiker seelige Ströme von Bewußtseyn und Freyheit ergießen.

Die Kunst ist nie ohne den Künstler; sie ist eigentlich die Erhöhung des Künstlers in das Reich der göttlichen Schönheit, oder die Darstellung von dieser Schönheit; insoweit sie in dem Innern des Künstlers da ist, ja sein innerstes Wesen ausmachet. Das Höchste und Wesentlichste des Künstlers ist der Mensch; die Kunst ist daher nie ohne das Menschliche; das Bewußtseyn, welches von der Kunst erschlossen und verbreitet wird, ist ein

Bewußtseyn des reinen Menschlichen, die Welt und alle Dinge werden in einen Kreis unverlezlicher Menschlichkeit übergetragen. In der Tiefe des Menschen gegründete und da sich ewig neu erzeugende Gefühle, Anschauungen, Bilder, Worte, Genüsse; durch das Innerste ziehende menschliche Ahndungen kommen uns in dem Reiche der Kunst von allen Dingen und Gebilden entgegen; es ziehen diese Dinge uns darum so unaussprechlich an, weil sie uns unser innerstes gleichsam verlornes und vermißtes Selbst entgegenbringen! —

Der Bestand der Dinge wird aufgefaßt und dargestellt, so weit er ein Verhältniß zu dem klaren und erhöhten Menschen hat, der also dieses Bestandes und Verhältnisses auf das bestimmteste bewußt und ihrer Darstellung mächtig geworden ist. Was außer aller Beziehung auf den Menschen liegt oder sich dem menschlichen Bewußtseyn gänzlich entzieht, kann nie ein Gegenstand der Kunst werden, wie man denn die Künstler sich fruchtlos in die übermenschlichen Gebiete wagen sieht. Wie sehr sie sich auch anstrengen, vermögen sie doch den Kreis niemals zu sprengen, den ein göttliches Geschicke um uns gewunden hat, und all ihr Uebersinnliches bleibt immer in die Farben des Menschlichen getaucht!

Die Griechen haben die allgemeine Vermenschlichung der Dinge in ihrer Mythologie auf eine

immer gültige Weise gelöset. In ihrer Reinheit und tiefen Bedeutung ist diese Mythologie das Ziel und die Lösung alles Schönen; man könnte sie das Urgedicht der Menschheit nennen, wie denn die Griechen in Sachen der Kunst die glückseeligen Muster aller Zeitalter waren und bleiben werden. War gleich der unendliche Fluß der Phantasie von dem Triebe zu vollendeter Formung noch gebunden und zurückgehalten, konnte sich ihnen die Welt nicht, wie später den Romantikern, in lauter Geister verwandeln: so kömmt uns doch alles mit einem menschlichen Angesicht, ja als Mensch im vollständigen Sinne entgegen. Nicht allein bewohnen rein menschliche Götter den Olympos, unzählige Nymphen, Najaden u. s. w. bewohnen die Wälder, Flüße, Berge u. dgl., umschweben sorgsam alle Dinge und erfüllen alles mit menschlichem Daseyn! Man könnte die romantischen Künste eher eine Vergeistigung und Verunendlichung und die der Griechen allein reine Vermenschlichung aller Dinge nennen. Ihre Mythologie ist der sprechendste Zeuge, wie genau und allseitig sie die Mitte zwischen dem Natürlichen und Uebersinnlichen zu nehmen verstunden und wie völlig sie sich als Künstler bewährten.

Die Kunst stellet im Grunde lauter Verhältnisse dar, jene Einheit und jenen stillen Verkehr alles Lebens, in die der Mensch unauflöslich ver-

flochten ist und die den Innbegriff der Verhältnisse ausmachen.

Die Verhältnisse haben in unserm Innersten eine höchste Mitte, eine Spitze von wechselweiser Berührung und Durchdringung, ein ewiges Moment, weil es schlechtweg in die Ewigkeit hineinfällt, wo also der ewige Bestand oder das göttliche Gesez dieser Verhältnisse in seiner völligen Gewalt und Lebenstiefe da ist. Für diese ewigen Augenblicke haben alle Menschen Sinn, wir werden ihrer in der Tiefe der Seele gewahr, aber dieses Gewahrwerden geht unserm Bewußtseyn wieder verloren; es leuchtet augenblicklich in die Erkenntniß herüber, zieht sich aber wie ein Bliz schnell in die Dunkelheit zurück; der Künstler leget seinen Finger auf unser Inneres und diese Wahrnehmungen kommen in das Bewußtseyn hervor. Die Kunst ist ein stetiges Verunmittelbaren der Kunstwahrnehmung oder des Kunstbewußtseyns. Die Kunst in ihrem Innern oder Wesen ist das Bewußtseyn eines ewigen Lebensmomentes.

In den Dingen der Natur, in den Gedanken und Ahndungen des Menschen ist ein Reichthum vorhanden, welcher nie ganz ausgebildet werden kann. Eine gütige Natur wirft einzelnen glücklichen Wesen gewisse erregende Kräfte, Nahrungsstoffe und Mittel zu, wodurch einige Anla-

gen an ihnen ganz erblühen, während dennoch viele andere unentwickelt zurückbleiben. Der tiefe Strom der Lebensverhältnisse fließt nie ruhend dahin, die Ufer sind viel zu enge, als daß er seine Wellen ganz in die Oberfläche ausbreiten könnte. Der Künstler kann, wie die Natur, nur Einiges zur Reife bringen, während hundert Knospen und Blüthen ungezeitiget abfallen und verloren gehen. Der Künstler greift in die Wellen, hebt eines der Wesen heraus, das er, aller andern darüber vergessend, soviel er es vermag, ausbildet und vollendet.

Die künstlerische Ausbildung ist eine fortgehende Verschmelzung des Aeußern und Innern in die klare selbstständige Mitte, in das Bewußtseyn; wie sich die Dinge dem Künstler zu einem heitern menschlichen Bewußtseyn und einer gemüthvollen Liebe erschließen, so versenket sich sein Herz in sie, und seine Seele ruhet in ihnen. Sein Bewußtseyn wird ein möglichst geschlossenes und bestimmtes, ohne daß die Lebendigkeit darüber verloren gehe, es wird zu einem Sinnlichen, zur Farbe, Gestalt, zum Rhythmus voll der schönsten Bedeutung.

Es gilt gleichviel, ob man den Künstler in der Eigenthümlichkeit und Schönheit seines Innern oder in der seiner einzelnen Werke betrachte

und bewundere; ob man sage, er lasse sich als ein zartes, sinnvolles Wesen von dem Höchsten und Schönsten der Dinge begeistern, und leihe sich den verborgenen Genien und Geistern zum willigen, reinen Organ; oder: er versenke die schöne Fülle und Tiefe seiner eigenen Seele in die harmonischen ihr verwandten Gestalten, und hauche den Dingen einen göttlichen Feuerodem ein.

Das beste Gleichniß des wahren Künstlers ist der Weise, dessen reine Seele und gotterfülltes Bewußtseyn gleich einer hohen Sonne heitere Freuden und einen gleichmäßigen Schimmer über sein ganzes Leben verbreitet, dessen Anzug und alle Umgebungen von jener innern Ruhe und Harmonie übergossen sind, dessen Geist innerhalb dieses Kreises seelig zu ruhen und zu walten scheint.

Der Lebensstral eines Verhältnisses hat eine bestimmte Länge, wo er an dem einen Ende ins Unbestimmte verschwindet, an dem andern in der Gestalt erlischt und versteinert. Die reine Mitte des Strales zu treffen und zu fassen, dürfte beynahe unmöglich oder nur den seltensten Künstlern vergönnet seyn; die Anschauung und das Kunstwerk werden sich meistens schon zu einer der beyden Seiten hinneigen, woraus die größere oder

geringere Vollkommenheit des Werkes herrühret. Ganz mangeln oder reissen darf dieser Faden des Lebens nicht; denn sobald das Werk aufhörte lebendig und eine Offenbarung des göttlichen Lebens zu seyn, fiele es außer die Linie der Kunst. —

In jedem menschlichen Verhältnisse, in jedem vollkommenen Bewußtseyn ist der Mensch ganz; es darf daher das menschliche Wesen auch in den Kunstwerken auf keine Weise verkümmert oder zersplittert werden; wie sehr auch etwas, wie z. B. Werke des Verstandes oder der Erkenntniß überhaupt sich einzig an gewisse Vermögen des menschlichen Geistes zu halten scheinen, sie werden nur dadurch des genialen Sinnes und der Würde der Kunst theilhaftig, daß sie in der Tiefe das ungetheilte menschliche Wesen berühren, daraus athmen und es durchblicken lassen.

Wie der Zirkel in keinem Theile des Umkreises ganz ist, sondern seine wahre Fülle in dem Mittelpunkte hat, wie jedes Lebendige auf der Oberfläche nur Einzelnes entwickelt und Raum zur genauern Auseinanderlegung dessen suchet, was im Innersten zusammengedränget war: so ist der ganze Mensch auf seiner Fläche nimmer zu finden, und es könnte selbst eine endlose Aufhäufung des Einzelnen nicht ersetzen, was nur eine göttliche Erfassung des ewigen Mittelpunktes gewähren kann. Der Künstler muß den Menschen in jener

Tiefe erfassen und hinstellen, wo der Mensch auf ewige und göttliche Weise ganz ist.

Das göttliche Verhältniß des Menschen und der andern Wesen liegt in dem Abgrunde; die äußern Sinne empfangen davon nur einen matten Wiederschein; wollte sich der Künstler mit diesem begnügen, so würde er mit leerem Schein und Irrthum spielen und seine und andere Seelen damit verunreinigen und erniedrigen. Wie der große Mensch, je nachdem er in Verhältnissen und Lagen, Zeiten und Orten lebt, von dem heiligen Stral eines höhern Geschickes in der Tiefe getroffen und verwundet wird: so muß der Künstler, je nachdem er einen Gegenstand ergreift, in diese Tiefe blicken und den vorübereilenden Stral zu erhaschen suchen, damit er seinen Gegenstand groß und würdig finde.

Daher entspringt der wunderbare Zauber der vollkommenen Kunstwerke, daß sie stillschweigend in Gründe greifen und Ahndungen in die Herzen streuen, die aller Enthüllung auf ewig entzogen schienen; daß sie den Menschen in einer Fülle hinstellen, die alle Gedanken und Worte überfließt!

Der Mensch steht auf der Scheidungslinie zwischen der unergründlichen Tiefe Gottes und der

Welt im weitesten Sinne. Von allen Enden der Welt dringen die Fäden und Stralen in ihm zusammen, und ihre extensive Unendlichkeit vereiniget und bricht sich in ihm zu einer intensiven, zum Bewußtseyn. Die Geister der Welt bringen ihm huldigend als ihrem Könige ihr Köstlichstes dar, womit er sich als einem Leibe bekleidet; der Geist der Lichtsonnen wohnet und leuchtet in des Menschen Haupt, der Mensch trägt sein eigen Gestirn in sich.

Der Mensch entsteht aus der Tiefe der Gottheit, sein Wesen ist göttlich und unsterblich. Die äußere Welt beut ihm die Basis und Nahrung dar, woran er sich entwickelt. Diese Entwickelung, als stetige Reflexion seines Innern an dem Aeußern, machet sein leibliches und geistiges Wachsthum aus. Wie die Entwickelung steigt, wird sein verborgenes Leben offenbarer, bis endlich der grünende Keim die Hülse zersprengt und ablegt. —

Mit der einen Seite seines Wesens wurzelt und reichet der Mensch in die Tiefen der Ewigkeit hinein. So wie die Ewigkeit das Unbestimmbare ist, ist auch diese Seite seines Wesens eine unbestimmte, die Nachtseite des göttlichen Menschen, das Gemüth.

Die Tagseite machen die Vernunft, der Geist, der Verstand u. s. w. aus, welche alle durch die Phantasie, die Freyheit und besonders durch das Gewissen, als gleichsam den göttlichen Instinkt, mit dem unergründlichen Gemüthe zusammenhängen und mittels ihrer es offenbaren. Die Vernunft ist das erste und höchste aus dem nächtlichen Gemüthe Gottes aufsteigende Gestirn, sie entnimmt das göttliche Wesen aus dem ewig schweigenden Dunkel. Die Bestimmung der Vernunft ist das Geistige; der Geist ist eine bestimmte individualisirte Vernunft: so wie die Bestimmung des Geistigen, als der Formen der Vernunft, der Verstand ist; er hält die Dinge auseinander — versteht sie.

Zwey Ströme des Lebens fließen unaufhaltsam und nie versiegend dahin. Der eine geht aus von der Tiefe Gottes und strömet nach der Welt, und der Sichtbarkeit; der andre kehret aus der Welt in den Schoos des ewigen Meeres zurück!

In den Tiefen des Menschen begegnen sich der göttliche und weltliche Strom immerdar; das machet das Totalleben des Menschen aus. Das Göttliche bricht heraus in den Tag wie die heiligen Gestirne der Nacht und bekleidet sich mit Licht, mit Glanz, Farbe und mit Gestalten aller Art; das andre sehnet sich und dringt hinein in die ewigen Dunkelheiten, leget seine Hülle

ab und tauchet in den Schoos des Gemüthes unter!

Der Mittelpunkt, wo dieses geschieht, ist die Phantasie, in der Phantasie erscheinen und wiederscheinen das Göttliche und die Welt, *φαινονται*. Die Phantasie vermittelt die Seite des Tages und die der Nacht und gehöret beyden gleich an. Sie ist das eigentlich geniale Vermögen. Die Erkenntnisse der Vernunft spiegeln sich zuerst in diesem Auge und empfangen da eine von aller eigentlichen Erkenntniß unabhängige höhere Umgränzung, eine lebendige ätherische Verleiblichung.

Dieser Stand und diese Würde der Phantasie wird schon durch ihre Unabhängigkeit von dem Bewußtseyn und der Freyheit beurkundet. Die Vernunft ist dem periodischen Wechsel unterworfen, im Schlafe geht dieses Gestirn des Tages unter, bey größerer Spannung und Erhöhung der Nerven, bey Trunkenheit und gewissen Krankheiten muß sie weichen, während die Phantasie nur um so thätiger wird, wie mehr die Beschränkungen der Vernunft nachlassen. Die Phantasie entflieht nur mit dem Menschen selbst! Es ist keine Ruhe, in der sich dieses Auge schlösse, sey es auch, daß ihre Bilder noch so matt oder gar nicht in das Bewußtseyn hereindämmern; sie ist den hohen Fixsternen zu vergleichen, welche der Son-

nenglanz zwar überstralen und dem Auge des Menschen entziehen, aber nicht auslöschen kann; die Nacht gibt ihnen ihre Rechte wieder, und ihr goldenes Licht fließt freundlich in die dunkle Welt hernieder! Die Phantasie waltet vorzüglich in der mittlern Lebenszeit über dem Jüngling, wo der Mensch gleichsam zwischen sich und dem Unendlichen schwankt. Durch die Phantasie wird der Mensch ein doppelter Spiegel zwischen den großen Hemisphären des Tages und der Nacht, und da sie in den Dichtern am freyesten waltet, so folgen wir den Alten, und preisen sie nach den Frommen für die höchsten, seeligsten Menschen. Nächst der Anbethung und gläubigen Versenkung in die Tiefen der Gottheit huldigen wir der Kunst, als dem würdigsten und besten, und geben mit einem edeln deutschen Sänger die Palme der Phantasie.

Hier liegt der schöne Boden der Kunst. Das Verhältniß des Ewigen und aller Dinge zu der menschlichen Phantasie ist der Inhalt und das Wesen der Kunst; sie erhebt diese Verhältnisse einzeln zu einem vollkommenen Bewußtseyn. Die Kunst ist das Zurückfallen des Bildes aus dem Spiegel der Phantasie, ein Wiederschein des Ewigen und der Welt, sofern diese in den Spiegel des menschlichen Wesens hineinfallen.

Das durch den göttlichen Stral im Innersten erregte menschliche Wesen ergreift sich selbst, wodurch ein fortlaufendes Bewußtseyn entsteht, das sich nach allen Richtungen und Tiefen gänzlich zu entwickeln bemüht ist. In der thätigen Quelle dieses Bewußtseyns wird zugleich ein Ruhendes, gleichsam Widerstrebendes gefunden, das Bild scheint dem begierigen Auge immer tiefer zurückzugehen; der Mensch findet sich in dem Innersten auf unendliche Weise mit den andern Wesen verflochten und ins Unermeßliche hinübergezogen, es entsteht ein geistiger Kampf, dessen stetige Ausgleichung das Kunstbewußtseyn ist.

Die lezten gebrochenen Stralen dieses Bewußtseyns machen das Sinnliche an den Kunstwerken aus, und deuten seine lezte Vollendung an. Das Sinnliche winket hier auf die Stetigkeit und entwickelte Fülle des Bewußtseyns, und darf keineswegs als ein Mangel oder eine von Außen kommende Beschränkung angesehen werden. Das Sinnliche der Kunstwerke ist aus der Fülle der göttlichen Klarheit entsprungen und davon durchglühet, die aus dem Uebermaase der Stralen entstehende Verdichtung! sie stehen daher hoch über den Gebilden der bewußtlosen Natur und über dem bloßen Sinnlichen überhaupt, welches nur ein erloschenes Bild des Geistes ist.

Durch die größere Bestimmtheit sind die Werke der Kunst am genauesten von einer bloßen sogenannten Erkenntniß verschieden. Die Erkenntniß ist eine Sammlung und Verbindung der allgemeinsten Züge und Umrisse eines Gegenstandes, womit sich die Kunst nicht begnüget. Die Kunst folget den allgemeinen Linien und Stralen bis zu ihren verborgensten Wendungen, Brechungen, Uebergängen; sie geht in jede Verflechtung der Lebensfäden ein, wodurch ihr der Gegenstand nothwendig ganz, in sich begründet, erfüllet und lebendig erscheint. Eine von ihrem Gegenstande abgezogene Erkenntniß ist wie die Gränze und der Rahmen eines lebendigen Bildes zu betrachten; die Kunst gibt das den Rahmen erfüllende Bild selbst und völlig; sie will nicht bloß den blendenden atmosphärischen Glanz des Gestirnes, als der für sich allein nichts ist, sondern ihn sammt dem festen Kern, ihn in allen jenen Verhältnissen, die sein Daseyn begründen und ausmachen.

Der Künstler suchet uns nicht zu beschreiben oder begreiflich zu machen, wie etwa die Dinge in die Tiefen der Menschheit hineinleuchten mögen; denn dieses ist allemal ein leidiger Nothbehelf des Unvermögens und wird von dem Begeisterten aus ganzer Seele verschmäht; die Kunst

gibt dieses Hineinleuchten wahrhaft und wesentlich selbst! —

Die wunderbare Beweglichkeit und Bestimmtheit der Sprach- und Tonwerkzeuge, die Fertigkeit der Finger u. s. w. bey dem Musiker; die Lenksamkeit und Sicherheit der Hand bey dem Maler, dem Sculpturisten u. a., wie überhaupt jede sinnliche und körperliche Kunstfertigkeit, ist eine Erhebung und Verwandlung sinnlicher Anlagen und Kräfte in das Kunstbewußtseyn. Dieses wird schon dadurch ersichtlich, weil mit der Zunahme der Fertigkeit und Sicherheit das Kunstbewußtseyn und die Begeisterung sich in gleichem Verhältnisse erhöhen, erweitern, verfeinern und mehr ins Einzelne bestimmen: so wie hinwieder diese Fertigkeiten eine allgemeine Erkenntniß voraussetzen und von ihr begleitet und geregelt werden. Der große Maler z. B. ist von dem genialischen Kunstkenner nur darinn verschieden, daß er zur völligen in sich geschlossenen Bestimmtheit gebracht hat, was diesem nur eine allgemeine Anschauung geblieben ist. Das Urbild, welches den Kenner mit dunkeln Ahndungen erfüllet, hat sich jenem bis zur sinnlichen Gegenwart bestimmet und entwickelt, und der Kenner steht betroffen und entzückt als vor einer höhern Gewalt stille. Die poetische Sprache drücket eine

vollere Anschauung, ein stärkeres Bewußtseyn aus, als die gewöhnliche.

In der lebendigen Durchdringung und Brechung der Dinge, in der reinen ursprünglichen Phantasie ist aller Glaube des Menschen, all sein Erkennen, alles Erscheinen der Dinge für seine Sinne, kurz, alle innere und äußere, geistige und leibliche Wahrnehmung, ja jede menschliche Erzeugung und Ausbildung überhaupt bedingt und begründet. Wie die Dinge in die Tiefe des Menschen hineingehen und hineinschauen, werden sie durch die Rückwirkung dieses Auges in eine Begränzung und Verleiblichung zurückgeworfen, und es wird sich das Auge derselben, wenn auch anfänglich nur im Allgemeinen, unmittelbar bewußt.

Die Kunst nun ist das Gewahrwerden und die Verklärung dieses Bewußtseyns; die Wesen fallen in dem künstlerischen Blicke in eine ursprüngliche reine Versinnlichung zurück, und in und über dem gewöhnlichen Bewußtseyn geht ein höheres Gestirn auf.

Das ist die geheimnißreiche Geburt der Kunstwerke in und aus der Ewigkeit! Wie ein Bliz sind sie aus der ewigen Nacht ausgegangen, haben die Herzen der Künstler durchzückt und ergriffen. Den Künstlern ist gegeben, diese reine

Geburt zu belauschen, deren Anschauung festzuhalten, und, was in ihrem Innersten eingewickelt auf einmal da ist, mit zartem Sinne und beharrlicher Liebe durch ein fortlaufendes Bestimmen zu entwickeln, daß endlich das Gebilde, wie bestimmter in sich, so freyer von Außen und um so lebendiger und göttlicher erscheine. So leget sich das, was als gemeinsames Ganzes empfangen ward, in alle seine Theile und Glieder aus und wächst dadurch aus der Phantasie in die Sinnenwelt herüber; es ist dieses eine Art fortgesezter Verdichtung.

Wie das Menschengeschlecht den Blick von dem gotterfüllten Gemüthe wandte, hat auch die Phantasie ihre höchste Würde eingebüßt. Ihre vestalische Reinheit ging verloren, und nur noch in wenigen Sehern wartete sie, wie in langen Jahrhunderten verloren und einsam, des heiligen ewigen Feuers. Bey den übrigen wurde sie gewaltsam in das Reich der Sinne herabgezogen, und die verworrenen maaslosen Dinge, die nie ruhend, in dem Spiegel hin und wieder schwankten, trübten bald dessen Lauterkeit und lähmten seine wunderbare Kraft. Endlich schien sie die rohen Barbaren ganz zu verlassen, und an ihrer Stelle arbeiteten sich in der Folge die Vermögen des Erkenntnisses empor. Wie, wenn der Tag kömmt, die Stunden der Geister und der

wundervollen tiefen Ahndungen fliehen: so verschwand vor jener Blende des Wissens die zarte Phantasie. Man kannte sie nur noch aus dem Stande ihrer Erniedrigung und verschmähte ihr Thun als eitle Täuschung und Herz und Geist verderbende Spielerey. Auch diese Zeiten begannen sich zu neigen! Unter verschiedenen Namen und Verkleidungen besuchet die Hohe, wie mit mütterlicher Sorgfalt, das verwaiste menschliche Geschlecht; geweihte Naturforscher und Dichter deuten ihre schönere Wiederkunft an! Einst werden huldreiche Genien ihr alle Schätze der Welt zu Füßen legen, und sie wird frey und priesterlich walten unter den Farben, Tönen und allen geistigen und sinnlichen Mächten! Sprechen doch izt schon ihre Werke den Menschen mit solcher Gewalt an! Wie zu heimatlichen innigst verwandten Geistern wird er zu denselben hinzugezogen; eine süße Sehnsucht nach dem verlornen Ursprung reget sich in seiner Brust!

Als das Unendliche aus dem Gemüthe der Menschen entwich, blieb nur das Unermeßliche und Ungeheure der Natur übrig. Die verlornen Töne und Ahndungen der Religion wurden bald durch den Naturdienst überstimmt und verdrängt. Die wüsten Zerrgestalten des Sinnlichen verdunkelten die ohnehin erlöschenden himmlischen Bilder in der Phantasie; sie selbst ward

nun zur Vergötterung und in einem tiefern Stande zur Vergötzung der Natur geschäftig. Von der irdischen Erzeugung wurde die geistige und göttliche ganz verschlungen, die Urgeheimnisse des Lebens wurden, statt in reiner Phantasie und Dichtung, in frevler Wohllust begangen. Durch diese Pforte drängte sich die Welt ausschließend in das entweihte, verödete Bewußtseyn ein, und Dichter und Künstler wetteiferten fortan, alle Schleier der verschämten Natur zu zerreissen. Eine Ahndung der reinen Phantasie scheint doch zu allen Zeiten geblieben zu seyn; wenigstens haben uns die Griechen einen bedeutsamen Mythos hierüber aufbehalten, der um so merkwürdiger ist, weil er ein polemisches Verhältniß gegen jenes Verderbniß zu bezeichnen scheint. Die jungfräuliche Pallas ist unmittelbar aus dem Haupte des ewigen Zeus entsprungen, findet nur Gefallen an Weisheit, unentweihter Kunst und ernstem Kampfe gegen alles Verwerfliche.

Das Kunstbewußtseyn, worinn jedes andre Bewußtseyn wiederscheint, ist schon seiner Erhöhung wegen ein vollendetes, d. h. es durchdringt seine Unterlage völlig und allseitig, so weit nämlich dieses von einem menschlichen Bewußtseyn gesagt werden darf. Wie dieses Bewußtseyn in dem Künstler lebet und ihn begeistert, schwebt es seinem einzelnen äußern Thun

als Norm und Ziel vor. Eigentlich ist das Thun und Bilden des Künstlers nur die schöpferische in die Sinne fallende Regung und Entwickelung dieses Bewußtseyns selbst, der Geist, der gleichsam überfließend durch alle Ausgänge hervorbricht und sein freyes Daseyn verkündiget. Das Wirken des Künstlers ist ein fortgesetztes Individualisiren und Versinnlichen, bis er auf die Züge und Feinheiten kömmt, die keinen Werkzeugen oder Mitteln mehr unterliegen.

Die Griechen, die in Sachen der Kunst am schärfsten und feinsten sahen, haben dieses Ziel den Künstlern auf die sinnvolleste Art vorgezeichnet. Sie forderten von ihren Bildungen, daß sie mit den schönen ewigen Göttern oder innern Urbildern, die sie darstellten, nur Eines ausmachen sollten, so, daß der Gott nicht verschmähe ihre Statuen wie seinen gleichsam irdischen, den menschlichen Sinnen und Schranken näher gerückten Leib zu bewohnen; daß so die Statue als der lebendige himmlische Gott selbst genommen und geehret werden dürfe. Die Fabel Pygmalions ist die feinste Kunstlehre! Die Gesänge der Griechen sollten Gesänge von den Musen und Grazien selbst eingehauchet seyn; wer hingegen mit irdischer Gesinnung und Selbstsucht als kämpfend mit den Göttinnen in die Saiten griffe, der würde nichts als wüste Mistöne hervorlocken. Das Wort, mit

dem wir das Verhältniß der Kunst zum Schönen bezeichnen, und das wir ebenfalls von den Griechen genommen haben, leitet schon für sich auf diese Versinnlichung; denn Αισθησις heißt Sinn, und was für den Sinn ist, mit ihm genaue Berührung hat; Εσθης aber heißt Kleid. Die Versinnlichung als Versinnlichung der Schönheit ist so ätherischer Natur, daß die Schönheit in alle Sinne eindringt und sie erhebt, daß sie aus allen Falten der Verkleidung hervorbricht, und es sich mit ihrer Umkleidung und Darstellung wie mit den Engel- und Göttererscheinungen verhält; weswegen die Versinnlichung mit gleichem Sinne und Rechte eine Vergeistigung genannt werden kann. Wie sich eine schöne Landschaft dem Vorüberziehenden bald von dieser, bald von einer andern Seite lebendiger und herrlicher darstellt: so kömmt es da nur darauf an, ob das Auge zunächst auf die Idee oder auf das materielle Mittel der Darstellung gerichtet sey; sind doch beyde in Eintracht verschmolzen, anzeigend, daß sie aus der gleichen Quelle geflossen sind!

Das Bewußtseyn des Künstlers kann in dem Sinne vollendet heissen, daß er sich des Unergründlichen auf eine bestimmte und hinreissende Weise bewußt ist, wodurch geschieht, daß wir im Anschauen

schauen seiner Darstellung gleichfalls in die Urtiefen des Lebens versenket werden. Jeder wahrhafte Stral führet zu der unergründlichen Nacht, aus der er hervorgebrochen, zurück: wie möchte er also zu ermessen und zu erschöpfen seyn? Die herrlichen Schöpfungen Gottes selbst, alle die unendlichen Räume mit ihren goldenen seeligen Augen und Blumen sind nur ein leises Aufflimmern der unaussprechlichen Fülle des Ewigen! Aus dem Gemüthe des Menschen schlagen nur verlorne Töne und leise Ahndungen an sein Bewußtseyn empor, nur wenige schnell hinschwindende Funken und Blitze brechen aus dem heiligen Dunkel hervor! Eine Durchdringung der innersten Tiefen und Wurzeln liegt über den Kreis des Menschen hinaus! Wie höher sich das menschliche Bewußtseyn erschwinget, wie klarer und kühner seine Stralen zusammenfließen: gerade um so näher rücket das ewig Undurchdringliche! Wie soll der göttliche Künstler sich mit dem begnügen, was in seine Begriffe übergegangen ist? Oder wie soll er die Tiefen seines Gemüthes ermessen und erschöpfen? Die Kunst gleicht der Morgen- und Abendröthe, die zwischen dem Tag und der Nacht in Mitte liegt, die weder mit dieser noch jenem, und nur durch beyde bestehen kann. Der Künstler, der romantische sowohl,

Bayerische Staatsbibliothek München

als der klassische, der Musiker so gut wie der Sculpturist, stellet einzelne verklärte Schranken des Göttlichen dar, nur mit dem Unterschiede, daß der Klassiker und der Sculpturist sie als ein Wirkliches, die andern dagegen als ein Verneinendes nehmen, und wie jene dem Lichte des Tages, diese der seeligen Nacht sich entgegenneigen. Glücklich der Künstler, der den Augenblick erhaschet, wo jene Röthe ihre höchste Blüthe erreichet hat, wo ein Wesen die Phantasie am reinsten und innigsten trifft, und in der Mutter des Erscheinens am freyesten und eigenthümlichsten erscheint! Alle Dinge haben ihre Zeit und nur Ein Moment der völligen Durchdringung aller Kräfte und Berührungen; es ist die höchste Entfaltung an den Blumen, von wo ihr Welken beginnt, es ist die reinste Glut in dem Morgen- und Abendroth, von wo diese himmlischen Rosen zu erbleichen anfangen. Das Leben steht nie still, die Wesen erheben sich gleichsam nur augenblicklich über das allgemeine Reich der Verwesung, in das sie dann schnell wieder zurückfallen; wem ist verliehen, die reine Mitte des Jüngleins an dieser empfindlichen Wage zu finden!

Wie schon die Griechen eine himmlische und eine irdische Schönheit unterschieden haben: so muß man zwey große Reihen der Kunst unterscheiden; denn die Kunst darf von der Schönheit

nie getrennet werden, als deren freyes heiteres Daseyn sie ist. Eine Reihe der Kunst hat ihre Quelle und ihren Siz in dem Ewigen und dem Gemüthe; die andre entspringt und schöpfet zunächst aus dem Geiste und der Wirklichkeit. Wie aber in einen großen Spiegel nicht etwa ein einziger Stral, sondern ein Strom des Lichtes hineinfällt und es der Richtungen und Brechungen unzählige gibt: so auch hier. Die unmittelbaren Uebergänge in den Bildungen der Natur sind unendlich vielfach und fein und dem schärfesten Auge verborgen; alles Eintheilen und Reihen der Einzelnheiten wird von der großen lebendigen Natur als viel zu arm und zu enge belächelt. Bey der Kunst, als einer freyen vollendeten Natur, findet das Einschachteln noch weit weniger Plaz. Es gibt unzählige der Musen, die theils geboren und groß gewachsen sind, theils noch im Schoose der Ewigkeit ruhen, alle liebende freundliche Schwestern!

Die Werke und Gebilde des Instinktes sind als die höchsten Pflanzen der Natur anzusehen, wo die Natur die bildende Kraft von den allgemeinen Banden los gegeben und selbstlebenden Wesen eingepflanzet hat. Pflanzen dieser Art wohnet ihr Leben und ihre Kraft in einer höhern Gestalt und Selbstständigkeit ein. Die Werke und

Bildungen der niedern Fertigkeiten, die man zum Unterschiede die gemeinen oder unfreyen Künste genannt hat, als die ein äußeres körperliches Können, das nicht unmittelbar aus sich selbst, nicht aus eigener Freyheit entspringt, voraussetzen, gleichen einer chemischen Zubereitung und Läuterung der Stoffe für die selbstständigen organischen Bildungen. Diese Fertigkeiten stellen die Gränzscheide zwischen der Natur und dem Gebiete der Kunst vor Augen. Ueber dieser Gränze springt der Stral der Freyheit hervor, und was vorhin nur eine todte Gestalt war, wird izt mit Leben und göttlicher Würde geadelt. Hier führet ein anderer Sinn die Hand des Meisters und den Meissel, ein schaffender Geist, dem der härteste Marmor sich zu weichen Umrissen, zu dem zartesten Wuchs und den redendsten Zügen beseelet! Die Farben und Lichtstralen fließen in wunderreiche Mischungen zusammen und entzünden sich wechselweise zu einem freyen Leben und zu einer überirdischen Bedeutung. Die Töne zerfließen zu dem süßesten Wohllaut, die menschliche Brust, die unscheinbaren Saiten und Metalle scheinen die unendlichen Harmonien des Lebens zu fassen; die Sprache löset tiefe, vorhin unbekannte Siegel der Seele auf.

Wer die verschiedenen Arten der Kunst in ihren Gattungen eintheilen will, kann es nach

den verschiedenen Mitteln, an denen sie sich darstellen, oder nach jenen menschlichen Sinnen, an die sie sich zunächst richten, oder noch auf andere vielfache Weisen thun. Nach den materiellen Stoffen im engeren Sinne, nach der Luft, dem Lichte und den Farben, nach dem atmosphärischen Ausdrucke des Geistes — der Sprache, könnte man Stoffkünste, Luftkünste, Licht- und Farbenkünste und Sprachkünste unterscheiden. Das vielfache Verhältniß des Menschen zur äußern Welt ist in unterschiedliche Sinne als so viele Mittel- und Uebergangspunkte, die den elementarischen Lebensstufen der Welt entsprechen, zusammengezogen, wird darinn erhalten und dadurch ausgesprochen. Die Künste zerfallen nun nach den edelsten Berührungen, die der Mensch zur äußern Natur und zu andern Menschen hat, indem die Künste den Menschen in seinem würdigsten Daseyn zeigen. Man könnte sie Künste des Getastes, des Gesichtes, des Gehöres und des Geistes nennen.

Wie die Natur eine Offenbarung ihres Schöpfers ist: so ist der äußere Mensch ein schönes Gleichniß des innern; der Mensch ist eine Vermehrung und Wiederholung in und durch sich selbst; den äußern Sinnen entsprechen eben so viele und verschiedene Seelenvermögen, von dem geistigen Getastsinne, dem Vorstellungsvermögen

an bis zu dem göttlichen Gehöre, dem Gemüthe hinauf; den Gesetzen der Natur stehen so viele Gesetze des Geistes und des Gemüthes gegenüber. Jedes Werk der Kunst neiget sich mehr nach dieser oder jener Seelenkraft, ist diesen oder andern Gesetzen entschiedener unterworfen; bey allem Einzelnen tritt zufolge seiner Natur eine Richtung des Geistes und Lebens als beschränkende Kraft ein, ohne darum seine Vollendung zu stören.

Die verschiedenen Gattungen und Arten der Künste und Kunstwerke gründen sich alle auf die Eine nothwendige Natur des Kunstbewußtseyns, welches zu umschreiben und auszudrücken sich alle bemühen. Dieses Bewußtseyn ist die lebendige und untrennbare Mitte des Bestimmten und des Unendlichen; es ist so zu reden das Unendliche selbst, das seine äußersten Stralen aus dem Gemüthe emporhebt und einen sichtbaren Wiederschein der verborgenen Herrlichkeit um sich wirft. Das Kunstbewußtseyn hat wie das Leben der Natur einen unübersehbaren Durchmesser, eine nie bestimmbare Tiefe; denn es ist eine gleichfalls unendliche Offenbarung des Unendlichen; es hat als Offenbarung nur äußere Schranken, die insgesammt als eine endlose Linie gedacht werden können. Die verschiedenen Kunstarten und Kunstwerke nun sind nichts anders, als die verschiedene Bestimmung und Bestimmtheit des Kunst-

bewußtseyns, und laufen von der räumlich-sten Geschlossenheit bis zu dem freyesten Zeit-fluße fort. Ja, es ist der Kunst gelungen, sich selbst zu überbieten und die lezten Bedingungen ihres Daseyns gewissermaßen zu beseitigen. Man könnte die romantische Kunst die zeit- und raum-lose nennen, weil beyde in ihr nur verneinend sind; so tief geht die Kunst in ihre Quelle zu-rück! Die romantische Kunst hat alle Bestimmun-gen und Regeln von sich geworfen, sie beruhet auf der seeligen Eintracht des Unendlichen, in ihrem Schoose ist sich das Entfernteste innig be-freundet. Man dürfte bey einigen gothischen Tempeln anstehen, ob man sie Gebäude oder übermenschliche Statuen, oder eher wunderreiche mystische Gemälde heissen sollte. Ein ächtes ro-mantisches Gedicht versetzet uns eben so mächtig in malerische Anschauungen, als es uns musikalisch davonreißt. So läuft die Kunst durch unmerk-bare Uebergänge nach allen Seiten ins Unermeß-liche fort! Die wahren Stufen und Schlußsteine des Lebens sind nimmer zu finden, es geht da-hin wie die Welle des Meeres, ohne einen merk-baren Einschnitt hinter sich zu lassen.

Nur Ein unverlezliches Gesez waltet über den Künstlern und ihren Schöpfungen, das Ge-sez vollendeter Lebendigkeit oder freyer Schwere. Die Form sey ein so tiefer und allseitiger Aus-

druck des Wesens wie möglich; sie sey rein und innig in die Seele des Inhaltes aufgenommen und verschmolzen, man nenne es dann reine Versinnlichung oder Beseelung, wie man will. Dieses Gesez kann auf die verschiedenste Art erfüllet werden, wie es der flüchtigste Ueberblick der Kunstwerke zeiget. Einige derselben zeichnen sich durch Erhabenheit, andere durch Anmuth und Schönheit in einem engern Sinne aus. Die Erhabenheit ist eine Befreyung des Geistes von der Form; in Werken der Art scheint die mächtige Fülle des Innern alle Ufer und Schranken zu zerbrechen, die göttliche Gewalt und Majestät überwältiget und überstralet die Form. Die Anmuth kann himmlischer oder irdischer Natur seyn; die Gestalt kann in göttliche Gründe zu versinken scheinen und uns das Unaussprechliche der Ewigkeit anmuthen, oder sie kann in das frohe Leben der Natur liebend zerfließen. Ein Werk offenbaret zunächst den Erscheinungsdrang und die üppige Fülle der Phantasie; alles strebet sich zu überbieten, alles ins Endlose sich zu vermehren, zu verbreiten, zu steigern. Ein anderes deutet mehr auf die stille Tiefe des Gemüthes. Dieses zieht uns in das fröhliche heitere Leben hinein; jenes streuet Wehmuth und Sehnsucht in unser Herz. Einige Werke sind wie in den klaren Schimmern des Tages gebadet, über andere verbreiten sich

die Schatten und mystischen Zauber der Nacht. Der Mittelpunkt eines Ganzen kann in einer Tiefe liegen, die nur durch eine stetige Verschmelzung und Vernichtung der Gränzen bezeichnet werden kann, oder so vereinzelt und dürftig seyn, daß nur stille Ruhe und Einfalt ihm entsprechen mögen, u. s. w.

Die Lebendigkeit eines Werkes, welche die Verschmelzung aller Theile und Glieder in das Leben ist, muß vorerst dem Künstler einwohnen; er muß sich seines Gegenstandes in jener Fülle und Bestimmtheit bewußt seyn, die durch den Begriff der Begeisterung angedeutet werden; der Gegenstand muß in ihm zum Geiste, zu einem klaren lebendigen Ganzen und zu einem antreibenden, befruchtenden und leitenden Geiste werden. Der Begeisterung ist das freye völlige Auswachsen in ihre eigenthümliche Form und Farbe, als einem himmlischen Keim, einem göttlichen Funken von selbst mitgegeben; der Künstler geht durch eine besonnene Verläugnung seiner selbst in die Idee auf, und ist nur das nahrhafte Erdreich, in dem sie Wurzeln schlagen und aufblühen kann. So wächst der göttliche Gedanke zu jener Höhe und Vollendung, wo er sich von dem tragenden und nährenden Bewußtseyn des Künstlers zu befreyen vermag, wo er voll des eigenen sinnlichen und lebendigen Da-

seyns sich aller Sinne und Gefühle der Menschen bemächtiget und ihnen seine Bedeutung wunderbar aufnöthiget, was unter dem Wort Interesse begriffen wird. Die Begeisterung ist das künstlerische Leben, das Leben seiner selbst bewußt und frey lebendig. Wie sie das Erzeugende ist, ist sie auch das immerdar Vermittelnde zwischen dem Künstler, den Werken und deren Bewunderern; sie gleicht dem Lichte, das die Pflanzenkeime beseelet und aufblühen machet, während es unedlere Dinge nur chemisch zu erregen vermag.

Der Künstler verläugnet und vertilget sich geistig, nicht zum Behufe eines fremdartigen, von ihm getrennten Zweyten, sondern es ist dieses mit ihm innigst verwachsen und ihm auf eine göttliche Weise befreundet. Es ist das Ewige oder die Welt selbst, das, was auch ihn geistig trägt oder geistig umgibt, und es ist dieses nicht überhaupt, sondern wie es in seine Seele hineinfällt und sich in den lautern Gründen seines Wesens abspiegelt. Es ist also gerade die Wurzel und das höh're unvergängliche Wesen seines eigenen Selbstes, das der Künstler so oder anders darstellet, in das er sich vorerst umläutert und verkläret, dem er sein irdisches gemeines Selbst erst zum Opfer bringt, und in dessen Stralen sich alle seine Werke gebadet und beseelet haben. Ferne

sey, daß der Künstler die göttlichen Zartheiten seines Gemüthes gewaltsam zerstöre, und daß seine Gebilde in eine träge gehaltleere Allgemeinheit zerfließen! wie eigenthümlicher und unvermischter er sein verklärtes Innere zu entschleiern vermag, um so preiswürdiger ist er.

II.

Formen der Kunst.

Höchste Form.

Es sind es das Ewige, das Wesen der Dinge und die Grundverhältnisse selbst, die der Künstler enthüllet und darstellet, alle in ihrer ewigen Verflechtung mit der Menschheit, d. i. dem Wesen des Menschen. Er stellet diese dar in der sein selbstisches Wesen und Daseyn ausmachenden und begründenden Beschränkung, weil er nicht wahrhaft über sich hinauszugehen vermag. Diese Beschränkung ist der reine menschliche Ausdruck aller Kunst und machet die Ein- und Allform aller ihrer Werke aus. Sie ist der künstlerische Lebenshauch, die lebhafte Wärme und Röthe alles Schönen, die über alle seine Gebilde schweben; etwas, das in seinem Daseyn und seinem Begriffe nach, von der Zeit und allen Zeitverhältnissen, von der Willkühr und Zuthat der Men-

schen, so unabhängig ist, als das Daseyn des Menschlichen überhaupt. So wie die Kunst eine Erscheinung der himmlischen Urbilder in und an dem Menschlichen ist: so ist die nothwendige Form der Kunst der zarte lichte Schein den Urbildern gegenüber, in dem sie sich beschauen und beschauen lassen. Es ist dieser Schein das durch sie erhöhete und vollendete Menschliche, das urbildliche Menschliche, und sofern ihr eigen Werk, ihr eigen Selbst, ihr reines Licht, gebrochen an der Phantasie des Menschen und auf sich selbst zurückfallend; es ist somit diese Form gewiß ein reiner völliger Ausdruck des Wesens und in ihm selbst enthalten.

Aber vergeblich würde unser Auge das Leben in seiner einfachsten wesentlichen Form suchen; wir finden und schauen es nur in den Belebten; wir finden und erkennen den Geist nur in den Begeisterten; so ist die höchste Form der Kunst vermöge jener sittlichen Schwere, d. h. ihrer selbst, überall und ewig in unzählige andere Formen und Gestalten verwachsen.

Einzelne Formen.

Das Leben kann sich nur in einer Unendlichkeit der Formen und Entwickelungen genügen; es treibt von Blüthe zu Blüthe, von Frucht zu

Frucht nach allen Richtungen fort, wie das Zahlverhältniß sich nach der einzigen Grundzahl drey ins Endlose vermischet und verwickelt. Der Träger und Spiegel jener Erscheinungen, die Menschheit, fällt, durch den inwohnenden heiligen Stral und Bliz selbst zerbrochen, gleichsam in unendliche Theile auseinander, und es ist darinn eine unendlich reiche Wirklichkeit von Formen begründet. Wir nennen diese wirklichen mannigfaltigen Formen und Weisen zufällig, weil die Kunst sich mit gleichem Grunde und Rechte bald in diese, bald in jene kleidet, und ihr diese einzelnen, von dem Strome des Lebens heraufgewälzten Spiegel und Wellen gleichsam zufallen, izt so, izt anders. Doch sey ferne, daß wir diese Formen und Wechsel im Allgemeinen genommen nicht für eben so nothwendig und wesentlich hielten, als jenen Begriff des Menschlichen selbst, ja als in ihm enthalten und mit ihm Eines betrachteten. Es verhält sich damit, wie mit dem Gesetze der Schwere; nirgends besteht dieses für sich selbst, und doch ist es das Eine Erhaltende, und Millionen seiner Kinder wiegen und freuen sich in seinem Schoose und Leben.

So wenig es möglich wäre, alle Grade und Maase von möglicher Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des Kunstbewußtseyns aufzuzeigen, und also alle Arten und Werke der Kunst auf

die ganze Zukunft hinaus zu reihen: so wenig lassen sich alle Grade von Bestimmungen an der großen Reihe der wirklichen Kunstwerke auffinden und nachweisen. Wer vermöchte die Besondernheiten aller Menschen und ihrer Werke zu umfassen, wer verstünde sie zu ordnen und zu nennen? Den unendlichen Umfang abgerechnet, laufen und verlieren sich die Unterschiede zu sehr ineinander. Die Werke der Kunst sind wie die grünenden Blätter am Baume, Farben und Gestalten schmiegen sich so zart zu einer ununterbrochenen Fülle, daß das Auge sie nicht zu sondern vermag. Die Stämme hingegen und die großen Aeste, die hiehin und dorthin zum Himmel aufstreben und als soviele Erzväter die Völker auf ihren Händen tragen, gehen dem Auge auffallend auseinander. Die Arten und Epochen der Künste können, wenn gleich nicht in ihren nächsten Berührungen und Uebergängen, doch in ihren höhern Abständen unterschieden werden. Die verschiedene Richtung der gewaltigen Aeste fängt schon bey der Wurzel an, bleibt aber noch lange verborgen; erst, wenn es dem Unterschiede sich frey zu machen und selbstständig auszubilden gelungen ist, tritt er entschieden und mächtig an das Licht. Das Leben geht überall stetig, aber unvermerkt fort; wir rücken mit ihm in andere Epochen über, ohne es zu fühlen; erst wenn wir nach langen Zeiten

um uns und rückwärts schauen, werden wir mit Erstaunen gewahr, wie sich alles so ganz verändert habe, und wie weit wir gleichsam schlummernd fortgerücket seyen! Es gleicht dieser Gang dem Laufe der Gestirne, deren einzelne Bewegungen sich dem Auge entziehen, und wo erst die schon lang durchmessene Bahn unsre Aufmerksamkeit erreget.

In dem Umschwunge der Gestirne können vorzüglich zwey Dinge betrachtet werden: die Art des siderischen Umlaufes überhaupt, oder die besondere Richtung, die ein Gestirn in der großen Weite des Himmels verfolgt. So kann in den Kunstformen der Entwickelungsgang des Kunstlebens überhaupt, oder die besondere Richtung und Farbe des Lebendigen angeschauet und bewundert werden.

Das Leben ist eine fortgesezte Brechung der Linie, aber eine lebendige; eine Brechung, wie die bey dem Zirkel, wo die möglich kleinsten Winkel entstehen. Mit jedem Odemzug tritt das Leben in seinen Mittelpunkt zurück und geht dann von neuem heraus. Eine solche Brechung ist auch die Kunst, und die geschlossene Idee der Kunst kann vorgestellet werden als die ruhige stetige Fortbewegung von dem einfachen Punkte an, bis zur gänzlichen Entwickelung und Auslegung in

dem vollendeten d. h. gänzlich erfüllten Umkreise. Alle Künste sind in diesem Gedanken, wie Theile einer und derselben großen Kunst, und alle ihre Bildungen nur wie ein großes Kunstwerk anzusehen, welches die unerschöpfliche Fülle des Göttlichen nach allen Seiten und Eigenschaften darzustellen und anzudeuten bemüht ist. Nicht minder ist der lebendige Zirkel unter einer besondern aus dem eigenthümlichen Seyn und Leben jeder einzelnen Kunst und jedes einzelnen Werkes herrührenden Beschränkung, das unerläßliche und höchste Vorbild jeder Kunst und jedes Werkes, ja jedes einzelnen, auch des kleinsten und unscheinbarsten Theiles an jedem Werke. Jedes Werk soll unmittelbar oder durch das Gegentheil diese Vollendung des Lebens und seiner Bewegung ausdrücken. Der luftigste musikalische Erguß fordert eine gewisse Gränze und Ründung; er will nicht ins völlig Unbestimmte und Leere zerfließen, sondern das in sich Bestimmteste, aber Unendliche, umfassen und festhalten, wodurch seine Bedeutung und sein Streben nothwendig verneinend werden. Das musikalische Werk leget seine eigene Unzulänglichkeit an den Tag; es bringt uns die Unaussprechlichkeit des uns so nahen, alle durchdringenden und belebenden Unendlichen nahe, dadurch, daß es über alle Formen und Schranken hinausgeht und erhebt,

hebt, alle Gestalten zerbricht, und alles in den Schoos des Unbegränzbaren wieder auflöset. Die Musik ist ein so enge und unmittelbar verknüpftes Bilden und Auflösen, sie steht durch Einfalt und Kunst dem Höchsten so nahe, daß man sie als die erste und lezte aller Künste ansehen muß; sie kann als die reinste Bewegung und als die stetige Verschmelzung in Ruhe, die Quelle und der Schluß aller Künste genannt werden. Der vollendeten plastischen Ausründung der Gestalt darf ein musikalischer Anhauch der innern göttlichen Ruhe und Fülle nimmer fehlen. Selbst durch die Säulen und Hallen großer Tempel und Palläste müssen unaufhörlich die unhörbaren ewigen Harmonien tönen! Nur durch das Festhalten an der gemeinsamen Wurzel und durch die vollendete Gliederung alles Schönen, können sich die Künste vor Gemeinheit und Verirrung bewahren; denn aus dieser Wurzel werden sie einfach und leicht ihren Stand zu dem Ganzen und also ihre besondern Schranken und Aufgaben erkennen und ermessen; wie aus der lebendigen Wurzel und dem Grundtriebe der Pflanze und dem Thiere ihr Instinkt, so wird ihnen daher ein Genius entstehen, der, was allen andern verschlossen ist, ihnen eröffnen wird. Möge eine Kunst die völlige Gestaltung oder die Einheit und das sinnige Verband zwi-

schen dem Verborgenen, Innern und dem Sichtbaren, Aeußern, andeuten und darstellen wollen; möge sie das reine unermeßliche Verstralen des Mittelpunktes verkünden, nie darf ihr der Mittelpunkt selbst, nie der Umkreis gebrechen. Mag dieser dann sich ins Unendliche zu wiederholen und zu verschlingen trachten und der lezte Mittelpunkt sich tiefer und tiefer zurückziehen, wie wir es in dem ganzen unermeßlichen Reiche der Gestirne sehen, denen als den ewigen Chorführern alles Lebendige in der Natur und Kunst tiefsinnig nachringt.

Ein heiterer mit zarten Beziehungen spielender Wiz dürfte die redenden Künste etwa als so viele Uebergänge der übrigen aus einer in die andre betrachten, weil doch in den redenden Künsten zumeist das Geistige aller andern mitenthalten ist. Er würde die Musik als die reinste, freyeste Bewegung der Linie, die Malerey, die einem gebundenen zwischen der freyen Thätigkeit und gänzlichen Ruhe schwankenden Leben gleicht, dem Winkel, die Plastik aber dem Umkreise gegenüberstellen, weil sie ganz in die ruhige Form ausgetreten ist. Die Poesie wäre dann eine reflektirte Musik; nennen ja die Dichter selbst ihr Thun ein Singen, und winken durch verschiedene sich angeeignete musikalische Sinnbilder auf eine enge Verwandtschaft zwischen ihrer Kunst und der Musik

hin. Des hörbaren Rhythmus, des stetigen Fortflußes und anderer Aehnlichkeiten nicht zu erwähnen: löset sich der Poesie wie der Musik alles Sinnliche zu einem symbolischen Wiederschein des Unendlichen auf, und es regt sich in beyden das Unaussprechliche des Gemüthes; nur möchte man jene ihrem Namen nach als die schöpferische und formende, diese hingegen als die auflösende und beseeligende unterscheiden. Die Poesie ist ein Ringen des unendlichen Gemüthes nach Form und Gestalt zu nennen; sie geht aus den musikalischen Tiefen heraus und schreitet, besonders in den sie vortragenden Künstlern der Malerey entgegen. Die Redekunst, als die das Aeußere in seine natürlichen Verhältnisse zu dem Innern zu setzen und darinn fest und lebendig zu erhalten bemühet ist, würde einer gebrochenen Malerey zu vergleichen seyn; um so mehr, da die Redner Gemälde und Schilderungen so sehr lieben und gebrauchen, und die Bewegungen der Gefühle und Sinne ihr vorzügliches Element sind. Das Aeußere des vortragenden kunstreichen Redners ist dieser Aehnlichkeit ebenfalls günstig; die Haltung seines Körpers, die bedeutsamen Bewegungen seiner Hände und Gesichtszüge, der schöne Ausdruck seines ganzen Wesens, erhöhet ihn zu einem großen, fein beweglichen Gemälde, und die

Zuhörer mit ihm. Die Historie schreitet am ruhigsten fort, den ernsten Blick nur in sich selbst gekehret; ihr Lebenspunkt geht ins Verborgene zurück, und die plastische Ründung großer Umkreise und Gestalten ist ihr Werk. Die Weltgeschichte gleicht einem heiligen Strom, er entspringt aus Tiefen, die nur dem Glauben zugänglich sind; der Historiker steht mit sinnender Andacht an dessen Ufern und blicket in die Quelle hinab. Der Historiker erreget nicht auf Augenblicke mit blendenden Schimmern und bunten Farben, er will niemanden sein Gefühl oder seinen Glauben aufdringen; er bildet sein Werk für es selbst, für kommende Jahrhunderte und entwirft es zu dem Ende gleichsam aus gediegenen unverbrüchlichen Massen und Stoffen, weßhalb es der ruhigen Plastik am nächsten verwandt scheint.

Die Bahnen und Kräfte der Gestirne greifen durchgängig und tief in einander ein; eine jede Pflanzen- und Thiergattung läuft weit bis in die andern hinüber; die Geister des Lebens umfangen und durchdringen sich überall alles verbindend und erfüllend: so wurzelt jede Kunstgattung in dem allgemeinen Leben der Kunst, und kann sich bis weit in die andern Gattungen und Kreise hinaus erstrecken. Es gibt Gemälde, die ein zarter musikalischer Anhauch scheinen und gleichsam fortwährend vertönen. Einige Tonwerke füh-

ren Gegenstände des Gesichtes mit großer Bestimmtheit auf.

Doch hat der Einfluß des Gestirnes auf ein anderes ein unübersteigliches Ziel; in der Natur einer jeden Pflanzen- und Thierart, so auch jeder Kunst, sind ihr unverlezliche Gränzen gesetzet, Punkte, auf denen das Leben auszuruhen und nachzusinnen scheint: aber sie liegen in dem Abgrunde als Geheimnisse verborgen; nur der erleuchtete Meister mag sie im Einzelnen lebendig ahnden! Seltenen Genien ist es gegeben, bis an die feinsten und äußersten Fäden derselben zu streifen, ohne sie zu verletzen, und der Kunstkenner dürfte oft über ihr Unternehmen als verkehrt und unmöglich lächeln, wo er nach vollbrachtem Werke nur bewundern kann.

Jedes Lebendige ist die Frucht unendlich vieler Möglichkeiten; unendlich viele Kräfte und Stralen wirken von allen Seiten auf Einen Punkt zusammen, wo sie sich zu einem einzelnen Lebendigen durchdringen und entzünden. Könnten wir eine Kraft hinwegnehmen oder eine hinzuthun, oder eine der Richtungen um ein Haar verrücken: so würde das Gebilde ein anderes. So spielet das Leben in allen seinen Reichen ins Unendliche fort, welches Auge mag ihm folgen? Wenn wir in den Garten der Kunst hineinblicken, welche Ver-

schiedenheit zwischen Werken derselben Gattung! Wie findet sich der ruhige Fortfluß des Homeros mit den flatternden Zaubern des Ariosto zusammen? Was würden die unsterblichen griechischen Tragiker von den Werken des Chalderon, von den Geweben aus Morgenroth zum voraus gedacht haben? Könnten die plastischen Gemälde der Alten und die eines Raphael oder Michel Angelo, eine gothische Kirche und ein griechischer Tempel weiter von einander abstehen? Was hat der herrliche Hiob mit allen Gedichten der klassischen und romantischen Art gemein? Die einzelnen Kunstarten und ihre Werke, so wie sie wirklich da sind, können unmöglich dargestellet und verstanden werden, wenn nicht von den nationalen Verschiedenheiten, die ihnen als mütterliche Quelle und Nahrung zum Grunde liegen, ausgegangen wird. Das Nationale gibt dem Wesen der Kunst die wirkliche Form in einzelnen Werken, es ist das irdische von dem göttlichen Lichte befruchtete Prinzip. — Die mütterliche gemeinsame Kunst thronet in Mitte des Himmelgewölbes, wie ein hohes, wunderschönes Gestirn, das durch alle Räume seine süßen Stralen versendet; sie umschweben freudig und hold die seeligen Musen aller Zeiten und Geschlechter; aber fernerhin stehen sinnend und bedeutsam die Genien, die jedem Volke oder Menschen vorstehen.

Nationale Formen.

So wie wir das Wesen der Kunst nirgends, außer in vielfache verschiedene Formen verkleidet, finden; so gibt es keine einzelne Kunstwerke, welche ihre Gattung völlig ausdrückten und erschöpften. Die Schranken der Form vermögen eine solche Fülle nimmer zu tragen, als in jeder Gattung verschlossen liegt; sie würden unter dem zu großen Reichthume und Glanze zerbrechen und ins Leere verschwinden. Wir würden das Gedicht, das Gemälde oder die Statue vergeblich suchen, die alle andern, sey es auch über den nämlichen Gegenstand, eitel und entbehrlich machte. Jedes Wesen ist auf eigene geistige Art mit dem Unendlichen verknüpfet, von jedem aus reichen eigene Stralen und Fäden durch das All der Dinge hin.

Die Erkenntniß der Kunstwerke ist ein Anschauen derselben in ihrem Allgemeinen, ihrem Geiste; dieser ist das eigenthümliche nationale Leben, von dem das Kunstwerk eine Blüthe ist. Die Kunstwerke sind alle mit ihren Urhebern auf das engste verwachsen; der Künstler ist das lebendige Zweig, an dem das Kunstwerk erblühet ist. So liegt es schon nothwendig in dem Wesen der Kunst. Der Mensch aber ist eben so genau und vielfach verflochten in seine Zeit, in sein Volk, seine Umgebungen aller Art. Der Mensch scheint

aus sich das Leben zu ergießen und zu verbreiten, und ist doch eigentlich selber eine Frucht desselben. Das Leben geht wie ein tiefer, stiller Strom dahin, es überliefert seine Wellen den Händen der Freyheit und Erkenntniß, um sie rein aus denselben wieder zu empfangen. Die Kunst ist es eigentlich selbst, die Göttliche, die sich in den Zeitaltern auf harmonische Weise entwickelt und bildet, die die Kräfte der reinsten und größten Geister zu sinnvollen willigen Organen an sich zieht, und wie alle Kunstwerke in Eines, so verbinden sich in dieser Ansicht alle Kunstalter in Ein hohes Künstlerthum, und alles fließt in einen ruhigen Lebenskranz zusammen.

Das Leben der Menschheit erschließt und entwickelt sich in das Leben der Völker; wie der Baum seine Zweige nach allen Himmelsgegenden, breitet es sich nach allen Seiten unaufhaltbar aus und treibt nach unendlichen Enthüllungen und Bestimmungen. Der Mensch, wie die Nation, ist ihm unterworfen. Der Mensch steht unter einer höhern heiligen Gewalt und kann troz aller Anstrengung und Freyheit nie aus dem um ihn beschriebenen Kreis heraus; seine Zeit ist die Wurzel, mittels der er alle Lebenssäfte einsauget, und nach der sie sich verborgener oder fühlbarer verwandeln. Wie die Erde uns in ihrem Schoose durch die Räume des Him=

mels hinträgt und wir ihrem Umschwunge unterworfen sind: so werden wir in die leisesten Schwingungen der Zeit hineingezogen. Die größten und hellesten Menschen sind nicht, welche thöricht der göttlichen Macht sich entgegenstemmen wollen, sondern welche am tiefsten in die eigene Zeit einzugreifen, oder die kommende vorahndend auszusprechen und vorzubereiten wissen.

Das Leben nun, die Natur und die Zeit, wollen keine Begriffsentwickelung, sondern eine Kunstentwickelung; wir sehen sie nirgends von einzelnen Urbildern und Begriffen die von allem andern ausgeschiedenen Merkmale und Eigenschaften bis in das Einzelnste und Untrennbare auseinanderlegen, sondern sie stellen alles Göttliche in seinen vielfältigen innigen Verbindungen hin, und geben uns ein Bild der ewigen lebendigen Befreundung aller Dinge und Geister, was gerade den Charakter ihrer Göttlichkeit, d. h. das Theilhaben an dem All der Wesen ausmachet.

Die Aufgabe der Wissenschaft aber ist die Darstellung, d. i. ein lebendiges erhelltes Gegenbild von ihrem Gegenstand und Inhalt zu seyn. Es hat somit eine Kunstdarstellung den jedesmaligen Ausprägungen der Völker und Zeiten zu folgen, und den wirklichen Lebensblüthen der Kunst einen reinen getreuen Spiegel entgegen zu halten.

Der Gegenstand unserer Betrachtung und Darstellung ist der hebräische Geist und seine Bildung. Mögen andere dem Strome durch alle seine wunderbaren Krümmungen bey andern Völkern folgen! wir stehen hier wie auf einer schönen Anhöhe, von wo aus und in welcher Beziehung wir alles überschauen und genießen. Um diese Gegend zieht sich unsern Blicken alles wie eine herrliche Einfassung und Verzierung herum. Die nächsten Umgebungen liegen offen und groß vor unsern Augen; das Ferne und Fernere aber verlieret sich mehr und mehr in dämmerndes Dunkel!

Im Morgen geht die Sonne, die große Verleiherinn und Ordnerinn des Lebens, auf, und wendet sich gegen Abend. Im Oriente ist der sonnenverwandte Mensch entstanden und hat von da sein Reich über die Erde ausgebreitet. Es möchten sich wohl schon ursprünglich zwey Menschenströme unterscheiden lassen: deren einer dem Laufe des Lichtes folgte; der andre, von einem tiefern Triebe geführet, nahm den entgegengesezten Weg. Dieser Urspalt ist für die Völker- und Weltgeschichte von großer Wichtigkeit. Der eine Menschenstrom, ähnlich der Sonne, drängte sich in Erkenntniß und Bildung aller Art immer mehr hervor, während das Sinnen und Bilden des andern sich schon frühe ins Dunkel verlor und die Geheimnisse der Nacht über sich walten

ließ. Wir sehen das geistige Licht und die freye Entfaltung aller Kräfte in den Weltaltern eine gleiche Richtung mit dem irdischen Lichte nehmen: fast wunderreichere Kräfte hingegen werden auf den verschiedenen Wegen der Nacht ausgestreuet, die erst spät in erstaunungswürdiger Größe und Fülle zum Vorschein kommen und alles umgestalten.

Jung und freudig steiget der Morgen der Kunst auf. Alles liegt noch in ungeschiedener Ruhe und Dämmerung verhüllet; aber bald gießt sich das zarteste anmuthigste Phantasieleben, die kindlichste Regsamkeit um alles her. Die blauen Himmel sind wie ein unendlicher mütterlicher Schoos über die Welt gesenket, süße Lichtstralen zucken und blitzen hüpfend durch sie hin, alles schwimmet noch in einer allgemeinen gefühlreichen Dämmerung, in einem Rosenmeer der Morgenröthe. Die zartesten Gestalten winden sich nach und nach aus den allgemeinen Banden los und springen froh durcheinander. Wie die Sonne nun ihren blauen Thron bestiegen hat: unterwirft sich alles dem ernstern Gesetze des Tages. Alles hat seine bestimmte Gestalt und Stelle an= und eingenommen; die spielende fröhliche Regsamkeit ist in die Schattenwelt hinuntergestiegen, und Maas und Ordnung haben ihr Zepter über die Welt ausgestrecket. Mit der

Hitze des Mittags ist schon Ermattung eingetreten; die Kräfte scheinen Ruhe zu halten, und die Bildung und das Leben stille zu stehen; die Blumen haben ihre Häupter unter der drückenden Erkenntniß gesenket, die Gestalt scheint erstarrt und der Auflösung nahe zu seyn. Nur die nüzlichen sammelnden Thiere sind izt geschäftig, schweben hin und her, untersuchen, arbeiten, aber es ist nur todtes Nüzliches, nur Verarbeitung des Erstorbenen, was sie liefern, nicht das lebendige Schöne. Der Abend verbreitet Stille und eine allgemeine Feyer über die Welt; alles scheint der Vergangenheit nachzusinnen und mit den Blicken auf dem Geschehenen zu ruhen, oder für ein höheres Thun die Kräfte und die Geister zu versammeln. Die Sonne sinket unter, alles fällt in den Schoos des Unendlichen zurück; die bisherigen Bestimmtheiten und Ordnungen verwischen sich leicht unter dem Finger der Nacht, und die alten Gesetze und Schranken sind alle verschwunden. Eine völlig andre Welt, ein anderes Leben kömmt nun aus dem Schoose der Nacht hervor. Die das Licht scheuenden Schatten und Geister heben ihre Häupter aus der Erde herauf, die in den Blumen, Pflanzen und Bäumen wohnenden Genien verlassen ihre in Schlummer versenkte Wohnung und werden sichtbar; der Mond scheint der Sonne zu spotten

und führt einen scherzhaften Tag am Himmel herauf; die Geister aller Zeiten und aller Orte stellen sich ein und fangen ihre zauberhaften Reigentänze an. Eine luftige, körperlose Welt! Alles flimmert und schwebet auf das muthwilligste durcheinander! Es scheint die Unendlichkeit alle Thore geöffnet, alle Bande gelöset zu haben, und das geistige All herauszubrechen aus allen Verhüllungen!

Die Kunst ist in ihrem Fortgange von Volk zu Volk, von Zeitalter zu Zeitalter dem Wachsthum und den Verwandlungen einer Pflanze zu vergleichen. Zart hebt die Pflanze und gleichsam scheu ihr Haupt aus der Erde hervor, und bekleidet ihre Glieder mit hellem freudigen Grün. Sie erhebt sich immer zu genauerer Bestimmtheit, leget ihre Zweige und Blätter immer mehr auseinander; ihr ganzes Innere wird nach allen Seiten entwickelt und äußerlich zugeründet. So wie die Zweige und Blätter ihr schönstes Maas erreicht haben, schließt sie Herz und Geist in der farbigen Blume auf, und ihre liebliche Seele steht in der lezten Offenbarung vor uns. Die Sichtbarkeit hat sich nun erschöpfet, Höheres können irdische Schranken nicht fassen. Das Leben löset sich von da in unsichtbare Düfte auf, und schwebet als geistiger Odem in dem Unbegränzten umher. Die Blume selbst muß verwelken und im

Duften ihre Seele aushauchen; das Zerlegen und Zertheilen geht vorwärts, allein es ist über die Schwelle des Lebens hinausgegangen, es ist nicht fürder das lebendige Gliedern und Individualisiren, sondern ein von Außen kommendes todtes Auflösen und Aussondern geworden. Damit ist alles Leben zu höhern Regionen entwichen, von wannen es gekommen war, und das in dem Keime verschlossene Geheimniß ist ganz offenbar geworden. Aus seinem Ursprunge herab gibt sich nun das Leben in ahndungsvollen Klängen höhern Sinnen kund! Die höchste Bestimmtheit und äußere Form sind nur die Mittelstufe, über die sich der Geist der Künste zur freyen Unendlichkeit aufschwinget; sie sind der Ton, an dem das erregte Reich der Melodien flüchtig wieder zur eigenen Ruhe verklingt!

Die Anschauungen und Werke des höchsten Orients sind wie eine erste jungfräuliche Schöpfung; alles ist seiner ursprünglichen Quelle, dem göttlichen Gemüthe noch näher, alles sich untereinander inniger verwandt und in zartere Liebesbande verwoben: alles reget sich froher, bezeiget sich einfacher, kindlicher, alles ist noch Ausdruck und Erguß der unmittelbaren lebendigen Wahrnehmung des natürlichen reizbaren Gefühles und Sinnes, als später und anderswo.

Die Indier.

Die Bildungen der Indier zeichnen sich durch reine unvermischte Phantasie aus. Ihr Kunstleben ist ein ursprünglicher Erscheinungsdrang zu nennen. Es sind die ersten Jugendflüge eines wunderwürdigen Künstlers. Geschichte und Dichtung, froher Gesang und ernste Weisheit, sind ihnen noch verschmolzen, das Gemüth dränget noch als Eine Gesammtflamme und bricht in dem vielfältigsten Leben und Weben heraus. Man könnte die frühesten indischen Bildungen das ungesonderte lebendige Grundelement der Künste heissen, das in den spätern Völkern zu den vielfältigsten Farben und Gestalten sich entwickelt und verzweiget hat. Hier ist der junge Stamm, der auch die griechische Mythologie als seine vollendete Blume getragen hat. Von Indien aus hat der Geist der Welt den fruchtbarsten Samen alles Schönen über die Völker der Erde ausgestreuet.

Die Geschichten der Indier sind alte und wunderbare Mythen, wie denn der Ursprung der Geschichte aus dem Ewigen nicht anders als mythisch angefasset werden kann. Ihre Weisheit bestand anfänglich in einer Verwebung dieser Mythen, und in ihren Gesängen stellten sie dieselben dar. Erst spätere Zeiten haben dieses Urelement

ihrer Bildungen zu scheiden, es so und anders zu ordnen und zu einzelnen Ganzen zu verarbeiten gesuchet, bis den Indiern das Lebenslicht, die einzelnen Systeme herab, über der gänzlichen Erstarrung erloschen ist. Statt des unendlichen Lebens trat ihnen zulezt eine allgemeine Leere in dem Pantheismus ein, die, ewig unfruchtbar, wie der weite Schlund des todten Abgrundes keine neuen Zeiten zu erwecken, nichts Lebendiges zu gebären vermag; denn sie verscheuchet alle Regsamkeit selbst aus der Natur!

Die Phönizier.

Die Phönizier und andere Küstenvölker wurden durch den täglichen Anblick der Herrlichkeiten und Annehmlichkeiten dieses Lebens bald aus der Stille des sinnenden Gemüthes herausgelocket und von den ruhigen Kunstbildungen abgezogen. Ihr Sinn und ihre Kräfte wurden auf das Aeußere und von dem Nächsten immer zum Fernern gerichtet. Es entstand in ihnen jener Verstand, der die Kräfte auf künstliche Weise zu verdoppeln und einen für sie unverhältnißmäßig großen Kreis auszufüllen vermag. Wie die Meere die lebendige Verbindung der Erdtheile und alles zu denselben gehörenden Einzelnen sind: so wurde die Verbindung der Völker bald in den Küstenbewoh-

wohnern dargestellet und durch sie thätig erhalten; und wie diese selbst ein lebendiges Band waren, so mußten sie alle geistigen und sinnlichen Verbindungsmittel hergeben, ausbilden, verbreiten und anwenden.

Hat auch der geschäftige Kaufmann zum tiefen anhaltenden Nachsinnen wenig Zeit und Trieb: so machet ihn doch die vielseitige Uebung und bewegliche Gewandtheit seines Verstandes zu Erfindungen in dessen Reichen geschickt. Selbst wo die erste große Entdeckung eines Andern Werk ist, dränget sich der Kaufmann leicht und glücklich in dieselbe ein, und wenn er einen Funken und den ersten Anstoß erhalten hat, geht er auf dem gefundenen Wege sicher fort. Ist gleich der erste Gedanke zur Buchstabenschrift in den Babyloniern entstanden: so haben sich die Phönizier doch denselben schnell angeeignet und ihn auf eine Weise ausgebildet, erweitert und verbreitet, daß man sie wie die eigentlichen Urheber ansehen darf. Der alles ordnende Geist hatte ihnen den natürlichen Antrieb zu Hervorbringung dieses eigensten Mittels, nicht bloß der redenden, sondern aller Künste gegeben. Was ist die Buchstabenschrift anders, als ein verwirklichter Verstand, ein versinnlichtes Gedächtniß? Verstand und Ge-

dächtniß sind aber von jeher die Genien des Handelsstandes gewesen, und natürlich; durch die vielen Anschauungen und Verschiedenheiten auf Reisen wird die innere Begeisterung abgekühlet und abgestumpft, hundert Verhältnisse aller Art rufen das verbindende und ausgleichende Denkvermögen täglich und stündlich auf, und geben ihm neue Nahrung und neuen Reiz; der überschwengliche Reichthum wird dem Gedächtnisse lästig und für das freye Denken hemmend und störend; diese beyden Kräfte würden sich endlich lähmen, wenn nicht ein Mittel gefunden würde, das sie auseinander lösete und in Freyheit sezte.

So wie die Sachen des Gedächtnisses, als Gelehrsamkeit u. dgl., so sind auch die Erfindungen und Anwendungen, die vom Verstande herrühren, stets im Gefolge des Handels gegangen und mit ihm gestiegen und gefallen. Die in einem Uebermaase des Verstandes und der Sinne über andere Vermögen gegründete Beziehung aller Dinge auf den Gebrauch hat ihnen mächtigen Vorschub geleistet und sie in ihrem Streben auf alle Weise ermuntert und bestärket.

Mit dem Aufkommen jener Mittelkunst, die eigentlich nur die künstlerische Vollendung und lezte Versinnlichung der Sprache selbst, und in dieser Verbindung einer geistigen Lebensluft aller Künste zu vergleichen ist, haben sich die andern

Künste kühner erhoben und in hundertfältige Arten und Formen verzweiget. Die engen Schranken des Gedächtnisses sind zerbrochen worden, und was in ihm nicht Raum hatte, konnte außer ihm aufbehalten werden. Alle Geisteskräfte konnten, um Aufbewahrung der errungenen Schätze nicht länger ängstlich besorgt, den kühnsten Flug versuchen. In der Unabhängigkeit von ihren Urhebern haben die großen geistigen Werke erst ihre selbstständige Lebens- und Hervorbringungskraft zu erproben angefangen, und es verdienen somit jene Völker eine dankbare Erinnerung in einer Beschreibung der Kunst. Diese jedoch, das Herrliche erfindend und verbreitend, haben seine wahrhafte Adlung und seinen göttlichen Gebrauch andern überlassen. Was sie gebildet, haben sie mit zu Grabe genommen, oder es ist ihnen doch bald gefolget, zum Zeugnisse, daß der Verstand und seine Werke einer höhern Weihe bedürfen, um unsterblich zu seyn! Denn einen gleichen Charakter mag das ganze Kunstleben dieser Völker gehabt haben.

Die Aegypter.

In den Niederungen und Ebenen geht das Leben träge und einförmig dahin, und wenn der Küstenbewohner regsam und anschmiegend ist: so

werden die Flächenbewohner eher zur Verschlossenheit und düstern Selbstsucht geneigt befunden. So ist das Auszeichnende des Aegypters eine träge Starrheit und öde Verschlossenheit seines Wesens. Sein Gemüth kann sich zu keinen heitern Anschauungen, zu keinen erhebenden Gefühlen einer alles umschlingenden Liebe erweitern. Sein Sinn, der ganz auf die Natur gerichtet ist, kann dieselbe nicht als ein großes göttliches Ganzes fassen und lieben, sondern er spüret nur einzelnen Kräften nach, und auch diesen nicht, um sie zu bewundern und sich ihnen anzuschmiegen, sondern um selbe durch magische Künste zu unterjochen. Alles wird ihm finster und grausam, und sein Leben schleichet unter Furcht und Mistrauen in einem stummen Suchen dahin.

Das Leben der Welt erschien dem Aegypter von seiner schweren trübseeligen Seite: es ist ihm abgeschieden und leer, ähnlich dem Schattenreiche und den finstern Mächten, die tief hinter den Griechen lagen. Sein Gottesdienst ist dunkel und drückend, an die seltsamsten, zum Theil zerstörendsten Kräfte der Natur in einzelnen Pflanzen und Thieren gebunden, mit dem leidenden Gott im Hintergrunde. Die Sprache, die sich dem Phönizier zur klaren verständigen Schrift verkörperte, schlug dem Aegypter in die räthselhafte Priesterschrift, in die Hieroglyphen aus.

Seine Wissenschaften blieben in den stummen Tempelgewölben vergraben, von trübsinnigen Priestern, wie von feindseeligen Geistern bewachet. Die ganze Kunst der Aegypter war völlig auf die Natur gegründet und gerichtet, aber auf keine lebendige Natur, sondern eine todte. Ihre Künste bedeuten einen feindseeligen Streit gegen die Natur, woraus bey allem Aufwande keine erhabenen Werke, als die mit dem Geiste der Natur im engsten Bunde stehen, entspringen können. Die Kunstwerke der Aegypter sind eine versuchte Auflösung des Räthsels, wie die Naturkräfte in ihrem ruhigen Gange könnten aufgehalten, oder aus der allgemeinen Schwere und Verbindung herausgerissen werden. Diese Künste und Versuche konnten aus keiner lebendigen Anschauung des Ganzen, sondern nur aus dem Einzelnen, als abgerissen und in sich geschlossen betrachtet, hervorgehen, und mußten daher mit magischer Dunkelheit umhüllet seyn. Denn das Einzelne ist nur klar in dem Wiederscheine des Ganzen; die Erkenntniß ist ein Bewußtseyn, wie sich das Einzelne zu dem Ganzen verhalte.

Das Leben in den niedern ägyptischen Ebenen gleicht der Wurzel, die, während die grüne Pflanze sich zu dem heitern Himmel und dem Lichte erhebt, immer tiefer zu den todten Gründen hinabtrachtet.

Wie die Wurzel die Stoffe, an denen sich das Leben entwickeln und versinnlichen kann, aus der Tiefe heraufholet und der Pflanze zuführet: so haben die Aegypter für die lebendige Bildung der andern Völker die Elemente gesammelt und bereitet. Ein alles ordnender Geist hat sie, so wie im Aeußern, so auch im Geiste, zur düstern Tiefe gewiesen, und ihnen das schwere Wurzelamt für die ganze alte Welt auferlegt. Sie haben bis an das Ende ihres nationalen Daseyns, und später noch viele andere in ihrer Mitte, als Griechen, Juden u. s. w. an dieser großen Aufgabe auch für die neue Zeit gearbeitet, und die schwer errungenen Schätze mit aller Sorgfalt verschlossen und bewacht. Die Aegypter sahen an der lebendigen Zeit nur das Zerstörende, und mochten daher ihren geistigen Samen nicht in sie ausstreuen, vielmehr suchten sie alles Große und Theure dem Wechsel der Zeit zu entreissen und mumienartig für kommende Geschlechter aufzubewahren. Wenn wir die Aegypter in ihren engen Verhältnissen zu den heitern Griechen betrachten: so erscheinen sie uns wie die dienstbaren Gehülfen bey Aufführung eines herrlichen Werkes; sie trugen, wenn gleich selbstsüchtig und mit sauren Mienen, doch fleißig die Materialien zusammen, und gaben den Massen die erste rohe Form, aber diese Massen und

Sinnenkräfte bedurften des lebendigen Geistes der Künstler, bis sich alles zum schönen Tempel in einander fügte.

Die Aegypter nahmen die Natur im Großen als Masse und ihr Leben als Massebewegung; sie mögen jene Erkenntnisse und Künste, die in dieser Anschauung liegen, und die eine todte Formung der Natur bezeichnen, schon frühe erfunden und ausgebildet haben; wie denn auch ihre Mythologie großen Theils den Zeitenwechsel bezeichnet. Wenn wir die Mathematik im Sinne der alten Welt, als in der erfüllten Zeit und dem erfüllten Raume selbst daseyend nehmen: so waren die Aegypter die Mathematiker unter den alten Weisen und Künstlern. Das in aller Natur verborgene lezte Maas, die lezte Zahl, das lezte Gewicht zu finden war ihr innigstes Bestreben. Der Nil mit seinen periodischen Ueberschwemmungen mußte sie auf Messungen führen, wenn ihm anders ein bewohnbares Land sollte abgerungen werden. Die strenge, unveränderliche Scheidung der Stämme und Kasten, und soviele Einrichtungen dieses Volkes deuten auf eine mathematische Grundlage. Die größten Werke der Aegypter sind riesenhafte Sinnbilder ihrer vereinigten mathematischen Kräfte und Bestrebungen, eine im größten hieroglyphischen Styl umschriebene Mathematik der Welt!

Aber zwischen diesen Formen und dem Leben liegt vor dem Verstande eine tiefe, wüste Kluft, über die er nie hinüber kann. Es ist ein ewiges Misverhältniß zwischen den todten und engen Formen und der weiten lebendigen Natur. Der Aegypter erscheint als ein bloßer naturalistischer Mathematiker in Erforschung und Behandlung der Natur; das freye Leben will sich nie in seine auch noch so verstohlen gelegte Schlingen und Bande fangen lassen, und er sieht sich mit trübem Blicke von demselben nur gleichsam geneckt und verspottet. Die stets wiederkommenden Verwüstungen des Nilstromes sind ohnehin schon ein rechtes Bild von der Herbheit des Lebens, von der Uebermacht der Natur, die die Werke des Menschen achtungslos niedertritt, und konnten den trüben Weltanschauungen dieses Volkes vielfältige Nahrung geben. So versank dem Aegypter alles in eine öde Nacht; die Welt stand vor ihm wie ein ungeheures Gerüste, hinter das er nicht zu dringen vermochte, und das nur schreckend auf ihn einzustürzen drohete! Ein in die Tiefe gehender Sinn und Verstand ist seinen Werken eigen; aber diese Werke kommen nicht aus der tiefen Quelle des Lebensgefühles. Es ist das Unermeßliche eines Begriffes, das uns wohl in Erstaunen zu setzen, aber nimmer zu begeistern vermag.

Die Babylonier, Chaldäer, Meder, Perser u. s. w.

Ganz anders gestaltete sich der Geist der Chaldäer, Perser und anderer Völker, die auf den Norden und die deutschen Stämme entscheidend herabgewirket haben, und die wir zu dem entgegengesezten Völkerstrome rechnen möchten. Sie gingen auch von dem Geiste der Natur aus, aber ihnen erschien dieser Geist würdig und groß: ihre Blicke, wie ihre Gemüther, wurden von den heitern Himmelsstrichen bald zu den ewigen Sternen empor gezogen, und in ihren höchsten Erscheinungen, in ihrer heeren Unendlichkeit und Güte, ward ihnen die Natur geoffenbaret!

Die Künste der Chaldäer scheinen von einer Ausprägung des Naturlebens ausgegangen zu seyn, und den lebendigen Umlauf und Wechsel des Himmels, und die wechselweisen Einflüsse aller Dinge in dem Auge gehabt zu haben. Von den seeligen Gestirnen stiegen die Geheimnisse der Sprachschrift u. dgl. in die Brust dieser Vertrauten herab; denn die Sternkunde muß sie zu allerhand Nachbildungen und so auch auf die Schrift gebracht haben. Mittels des starken Handels, den die Babylonier trieben, und durch die Phönizier, konnte die Sternkunde von da

zu den Aegyptern gelangen, wo aber ihr Licht jene Nacht nicht zu brechen vermochte.

Die Perser richteten ihre Blicke auf das im Schoose der Natur bildende und erhaltende lebendige Feuer; sie widmeten sich mehr den irdischen Elementen, der Erkenntniß und der Verwendung der Kräfte einzelner Pflanzen und Kräuter. Der Name ihrer Weisen scheint daher seinen starken Gebrauch erlanget zu haben, indem eine geheimnißvolle Erkenntniß und Gewalt der Naturkräfte Magie, und die sie besitzen Magier geheissen werden. Magie ist nämlich die Erkenntniß und der Gebrauch einzelner Naturkräfte von dem Ganzen geschieden. Wer möchte jedoch zweifeln, ob sich alles dieses schon frühe bey ihnen nur wie eine Symbolik vorgefunden habe, und ob nicht ein noch höherer Sinn darunter gelegen sey, der sich mehr und mehr, theils in den Mythologien des Volkes, theils in den Sprüchen und Systemen der Weisen aufgehellet habe?

Wären uns Werke dieser Völker übrig, wir würden an ihnen nicht so fast die einzelne Vollendung und den Ausdruck innerer Harmonie und Schönheit, als die allegorische Beziehung auf ein Gesammtleben, als den Ausdruck und die Bedeutung großer, allgemeiner Weltgesetze bewundern. Aber die Nacht hat ihre Werke mit sich in

die Tiefe geführet. Diesen Völkern war bestimmt, dem verborgenen Laufe des Lebens zu folgen und so sich frühe schon zu dem Unendlichen hinzuneigen, sich den ewigen Genien der Nacht, den Gestirnen zu nahen.

Die Chinesen.

Der chinesische Geist scheint durch einen Austritt aus dem allgemeinen Lebensfluße entstanden zu seyn. Der große Strom fand für sie keinen Raum in seinen Ufern, er hat sich in die breite Ebene ergossen und zum stehenden See gebildet, in dessen klaren Wassern sich nun die Bäume, Gebüsche und Berge beschauen. Wie das Land der Chinesen durch Wasser und Gebirge von den andern Ländern getrennet ist: so ist ihr Leben von dem Leben der ganzen Menschheit geschieden.

Die Chinesen nehmen das Leben in seiner ruhigen Breite; sie schauen die Natur und das menschliche Daseyn als eine erloschene, verödete Form an, der nur noch die Bedeutung geblieben ist. Es scheint sich an ihnen eben jene Trennung von dem gemeinsamen lebendigen Stamme zu verkündigen und in allen Folgen zu offenbaren. Ihre Schrift dürfte aus vielen todten Elementen bestehen, die keine Seele, kein kräftiger Geist zur Eintracht verbindet. Ihre Werke gleichen der Be-

hausung eines hohen wohlthätigen Geistes, die er schon seit lange verlassen hat, und wo noch die ernste Erinnerung und eine seltsame Bedeutsamkeit über allem ruht. Ernst und eine besonnene Schwermuth läßt sich ihren Werken kaum absprechen, und bringt sie unsern Herzen nahe. Ihre Bildung und ihre Werke sind wie ihre sonderbaren Thürme, die mit vielen Glöcklein behangen sind; ein Hauch des Windes schlägt zuweilen die Glöcklein an und unterbricht durch einfache Töne die Stille.

Die Griechen.

Die Griechen sollten die Gestalten der Natur festhalten und darstellen, und so die endliche Bildung zu ihrer reinsten Urbildlichkeit und Vollendung bringen. Die eine Seite der Kunst hat in den Griechen ihren höchsten Gipfel und hellesten Tag erlanget, da ist sie allseitig klar und beschlossen worden; denn in den Römern hat sie sich schon angewendet und aufgelöset, gleichwie alle andere Welt- und Menschheitsverhältnisse. In diesem Tage der Griechen ist uns alles am klärsten, geschiedensten, und sowohl dieses hellere Licht, als die Hoheit und Fülle der beschienenen Gegenstände ladet uns zur längern und genauern Beschauung ein. Hier erblicken wir

die völlig erleuchtete und entwickelte himmlische Blume der Kunst.

Die Griechen kamen zuverlässig aus dem höheren Orient herab und brachten die bereits vorhandene Bildung des menschlichen Geschlechtes als Erbtheil mit sich. In einem Lande, das fruchtbar, milde und heiter und fast ein Zusammenfluß aller Erdschönheiten ist, das als der Mittelpunkt und Uebergang der Morgen- und Abendländer muß angesehen werden, ließen sie sich nieder. Das schönste Leben der Griechen fiel in die glückliche Zeit des Wendepunktes zwischen der alten und neuen Welt, zwischen dem Natur- und Geisterleben der Menschheit, wo alle Kräfte und Lebenselemente sich in einer lezten, höchsten Glut und Harmonie umfiengen und durchdrangen, um dann auf ewig auseinander zu gehen. Alle Züge und Regungen der alten Zeit flossen da zusammen, und flammten nochmal gleichsam mit lezter Allmacht und sie selbst übertreffendem Glanze auf, um ewige Nachreue über ihren Hingang zurück zu lassen. Die neue Zeit hatte schon in vielfachen Ahndungen angeklungen und die ersten Funken und Stralen ausgestreuet. Das Leben der Geister und der Natur war auf göttliche Weise verschmolzen, und die Mächte der Zeit wiegten sich in einträchtiger Seeligkeit. So nur ist das Eigenthümliche der Hellenen zu begreifen.

Die Griechen stellten die lezte Offenbarung und Ausbildung der Natur, wo sie in die Menschheit und Göttlichkeit hinübergeht, dar; das höchste völlige Tagwerden der Welt, wo sie in ihrer eigenen Beschauung ausruht.

Sie hatten die dunkeln Mächte, die sie früher, wie die Verwandtschaft der Mythologien anzeiget, mit andern verwandten Stämmen und Völkern verehrten, bald verabschiedet. Die blinden Weltkräfte, im Dienste der Zeit stehend, wurden mit der Zeit selbst vom Throne verstossen und in ihr nächtliches Dunkel zurückgewiesen; die eine alles umschlingende Naturgewalt trat immer in fernere Tiefen zurück, und unter dem Stral des siegenden Gedankens und der Freyheit kam eine schönere, freudigere Götterwelt zum Vorschein. Die Erzeugnisse jener Kräfte und der alles ordnenden Zeit, das geistige Ebenmaas und die schöne Gestalt waren es, worinn jene Kräfte selber auf- und untergingen. Was den andern Völkern noch ein Geheimniß war, ist den Griechen offenbar geworden; denn die Gestalt hat sich immer mehr ins Licht hervor und ihnen näher gerückt. Die Götter waren aus der Ferne näher gekommen, und haben auf dem irdischen Olympos ihre Behausung erwählet; alles ist nur in unmittelbarer Beziehung auf die Erde und die Menschen gedacht und empfunden worden. Es

zeichnet sich darum die griechische Mythensammlung, die, wie bey allen Völkern, das ungesonderte Urelement aller ihrer Bildungen war, schon von Anbeginn durch Klarheit und Bestimmtheit und durch die innige Beziehung auf die Erde und die Menschheit aus.

Das geistige Leben der Griechen ist der durchgängige Abfall von dem rein Unendlichen, und die durchgeführte Vergötterung der Natur und des Menschen; denn wenn auch bey ihnen eine mystische Reihe der Bildung und Kunst von der rein plastischen kann unterschieden werden: so war sie doch nur wie fremde und alt hergebracht da; sie verlor sich in vielen Zeiten beynahe ganz, und die andre Seite bildete sich von ihr unabhängig und selbstständig aus.

Die griechische Zeit ist ein heiterer Frühling, das nakte Erdreich, die gestaltlosen Wurzeln werden von den zarten lebensvollen Pflanzen mit grünen Blättern überleget und verschleiert; die sich immer höher erhebenden Pflanzen scheinen dem Auge bald in freyer Luft zu schweben und des mütterlichen Erdenschooses nicht mehr zu bedürfen; in den Blumen geht ein inneres Licht auf, und ein großer irdischer Tag will hervorbrechen und die Gestalt verschlingen; Ahndungen des nächtlichen Sternenheeres zucken durch die Wiesen. Aber

es sind die Wesen noch zu voll des sinnlichen Lebens und Daseyns, die vollendete Gestalt ist noch zu seelig in sich versunken; die Blicke und Herzen werden von der lieblichen Blumenwelt zu stark angezogen und gebunden, als daß sie sich schon zu höhern Dingen empor richten könnten.

In dem Menschen selbst ist dem Menschen die Natur und die alles erzeugende Welt am höchsten erschienen; in menschlichen Wesen und menschlicher Gestalt thronten darum über allen Dingen die Götter. Die innere Allgewalt der Natur hat das Schwache und Sterbliche des Menschen verschlungen, aber das Menschliche hat jene Kräfte mit Heiterkeit, Schönheit und Freude gekrönet. Der Natur mußte das menschliche Angesicht, den Göttern alles Menschliche gegeben werden, sofern es die innere Höhe und Allmacht nicht aufhob, und es ging sofort der Mensch nicht in tiefer Unterwürfigkeit, sondern voll heitern Selbstgefühles mit seinen verwandten Göttern um, an denen er nur sein eigenes Selbst in höchster Verklärtheit zur eigenen Freude, Ermunterung und Richtschnur betrachtete. Natürlich fand sich bey dieser Richtung zur völligen Gestaltung in der engen sinnlichen Beschränkung Eines Menschen für die allseitige Göttlichkeit nicht Raum; es mußten sich die scheinbar widerstrebenden Kräfte als soviele Götter

ter einander gegenüberstellen, und was in dem Einen nicht volle Entwickelung erlangen konnte, trat durch Zeugung in eigene Selbstheit und Geschlossenheit über. Es entspann sich nach allen Seiten eine Menge und Bedeutsamkeit göttlicher Gestalten, und ihre natürlichen Verhältnisse und Beziehungen wurden als eben soviele Erzeugungen, Kämpfe und Handlungen aller Art beschrieben und besungen. Es war der Keim zu einem natürlichen Weltgedichte gelegt, das gleich den Erzeugnissen und Verwandlungen der Natur sich ins Unendliche verzweigen und verflechten konnte.

Die Zeit und das Leben der Griechen haben sichtbar ihren Schwerpunkt in dem Orient gehabt. Homeros ist ihnen aus dem Orient wie ein helles mütterliches Gestirn aufgegangen, und hat den Tag und die Regungen ihrer ganzen Bildung mit sich gebracht. Sein ganzer Sinn ist noch nach dieser Wurzel hingewendet. Mit Plato ging der griechische Tag wieder in dem Orient voll hellen, sanften Bewußtseyns und heiliger Ruhe unter. Plato ist zum Theil schon ein Auswuchs der eigentlichen griechischen Bildung, nämlich, wenn wir auf den Inhalt und nicht auf die Form seiner Gespräche sehen. Er ist der Vater des übernatürlichen Idealismus, den er eben aus den Quellen des Morgenlandes und aus

dem Andrange einer bereits reifenden Weltumänderung schöpfte; der große Geist strebte in ihm sich seiner Bande wieder zu entladen und in den Schoos des Unendlichen wieder zurück zu kehren. Schon die frühern Mysterien der Griechen winken auf orientalischen Sinn und Verkehr. Die alten Sagen lassen nicht nur den Pythagoras, sondern fast alle griechische Weisen Aegypten und andere mehr gegen Morgen liegende Länder besuchen, und von dort ihre Weisheit nach Hause bringen. Die Griechen waren frühe mit den meisten Völkern gegen Aufgang im Verkehr, mit den Aegyptern, Phöniziern, Persern u. s. w. Schon die ursprünglichen Kriege gegen Troia und andere Küstenvölker zogen sie in Verbindungen mit dem Morgenlande hinein. Es waren die beständigen Regungen der Tiefe des Weltlebens, aus der die Geister heraus und in die sie wieder zurückstrebten; die geheime Schwingung, die die Völker mehr und mehr gegen Abend drängte und sie doch immerdar an dem Orient fest hielt! War der Orient für die entlegenern und spätern Völker wie ein entferntes Gestirn, das sie nur durch viele Mitglieder anzuziehen und in seinen Umschwung zu verflechten vermochte: so war er für die Griechen der nächste Schwerpunkt, um den sie in freyer Lebensfülle kreiseten. Wie mehr sie sich von dieser Sonne entfernten, desto mäch-

tiger wirkte ihr Licht, die vielfachen Brechungen drängten es auf einzelne Punkte zusammen. Die griechische Welt war gegen das Morgenland ein reiner, in die rechte Entfernung gestellter Brennspiegel, in dem sich die zerstreuten Stralen sammelten und brachen; eine Enge, durch die der breite Strom des menschlichen Lebens durch mußte; es war eben jene bedeutungsvolle Meerenge, welche zwey Meere verbindet und die Morgen- und Abendländer scheidet! Die Stralen der anderweitigen und frühern Bildungen liefen in den Griechen wieder in Einen Mittelpunkt zusammen, von wo die neue geistige Welt ausgestralet ist; denn die nächste Veranlassung und beynahe alle hauptsächlichen Keime der neu erwachenden Weltbildung werden einzig bey den Griechen gefunden. Das aus dem Orient neu und als nach längst vergangenem Frühlinge mit der Gewalt des Sommers hinzukommende Licht weckte sie zu einem glühenden Leben auf; die verwesenden Reste der großen Roma gaben ihnen reichliche Nahrung und aus der griechischen heitern Pflanze und dem römischen Riesenbaume erwuchs eine Blume, die in der zarten Bedeutung den Sinn und die Fülle beyder vereinigte.

Das Ideal und Ziel aller griechischen Bildungen ist die reinste innere Harmonie aller Kräfte, und eine jenes Innere ganz aussprechende

äußere Vollendung und Schließung der Gestalt. Eine freye vollendete Entwickelung des Lebendigen, die man als Seeligkeit bezeichnen kann, wie denn Homeros, wenn er sich an den Göttern das Höchste zu preisen bemüht, sie allemal die Seeligen nennet. Die Griechen wissen um kein Gutes, das nicht ebenfalls ein Schönes wäre, noch um eine Schönheit, die nicht die Güte selber ist; sie haben beydes als jene Eine Beseelung aufgefaßt, die, auf die Stoffe bezogen, als das Gute, hingegen in der Beziehung der Formen auf sie als das Schöne erscheint.

Die freye und besonnene Entwickelung alles Menschlichen ist die schönste Zierde der Griechen, und sofern ihr ganzer Sinn und alle ihre Bestrebungen dahin gingen, sind sie in vorzüglichem Sinne ein Kunstvolk zu nennen; wie denn nicht allein ihr Bilden, sondern ihr ganzes Leben der Schönheit geweihet war, und ihr Götterdienst, ihre Festlichkeiten und Gastmale insgesammt das Gepräge heiterer Spiele und fröhlicher Künste an sich trugen.

In der Philosophie, sobald nicht auf die Darstellung, sondern auf den Inhalt gesehen wird, berühren sich die Geister und Völker; denn insofern ist sie der Ausdruck einer der Wurzeln des menschlichen Lebens. Die wahren Aenderun-

gen der Philosophie gehen aus einer Grunderschütterung ganzer Zeitalter hervor, und sind als die ersten Funken und Anklänge neu geborner Epochen zu betrachten. Sie theilen sich den hervorragenden Köpfen als den Organen, die dem allgemeinen Leben zunächst stehen, es an den übrigen Gliedern vertreten und mit denselben vermitteln, zuerst mit;, die höchsten Wissenschaften und Kunstarten, als die obern empfindlichern Lüfte, werden zuerst von ihnen ergriffen und erregt, und so leiten sich die in der Tiefe angeschlagenen Schwingungen mit unwiderstehlicher Gewalt bis in die äußersten Theile alles Lebens und aller Einrichtungen fort. Was in der neuern Welt die Philosophie ist, als worinn das Unendliche der Erkenntniß und Freyheit obwaltet, das war der alten Welt die Mythologie, die ein bildlicher Ausdruck der innern allseitigen Verhältnisse der Geister und des Lebens war, und von der die Philosophie nur die Fortsetzung und gänzliche Entfaltung in der einseitigen Richtung des Erkennens ist. Die alten Mysterien und Priesterkasten, so wie die Dichter aller Zeiten, sind eine vermittelnde Gewalt, bestrebet, die Mythen ihres Bildlichen zu entkleiden und in Philosophie umzuwandeln, und wiederum die reinen Erkenntnisse zu versinnlichen. Die Mythologie bezeichnet jenes ewige Band, das zwischen dem Leben im enge-

een und physischen Sinne und zwischen dem Geiste liegt, und die Uebergänge aus einem in das andre.

Die Mythologie eines einzelnen Volkes legt in ihrer höchsten Ausbildung das Verhältniß dieses Volkes zu den andern Völkern, aus denen es sich ausgeschieden hat, oder mit denen es in Verbindung steht, vor Augen. Die homerische Mythologie der Griechen ist die Grundtrennung der griechischen Bildung von den Bildungen anderer verwandten Völker. Diese schwebet daher noch zwischen der unsichtbaren Gränzenlosigkeit und äußern plastischen Formung, und ist, wie das ganze seelenvolle Leben der Griechen, ihrer Venus zu vergleichen, die in jugendlicher Fülle und Schönheit aus den unendlichen Fluten des Weltmeers aufsteigt. Theogonie und Theophanie sind der Grund und das Ziel aller griechischen Bildungen; der im Dunklen geborne Gott mußte groß wachsen und es zur gänzlichen Enthüllung seiner göttlichen Majestät kommen, wie mit dem im Verborgenen ernährten Zeus, dem Vater und Herrscher der ganzen griechischen Götterwelt!

Die frühere orientalische Bildung ist, wenn wir die Hebräer und den Völkerstrom, den wir den nächtlichen hießen, abrechnen, wie der fruchtbare Boden, auf dem die griechische Kunst er-

wachsen ist; dort finden wir die Nahrungsmittel, die diese schöne Pflanze an sich gezogen hat und an denen sich ihr Leben ausbreitete. Die griechische Bildung beruht von Seite ihres Lebens auf sich selbst, und kann, wie keine andre, aus sich selbst verstanden und erklärt werden. Wie, wenn ein einzelnes Leben sich aus dem ganzen absondert, es erst unentschieden hin und her schwanket, und alle Richtungen versuchet, nach denen es sich der Bande des Allgemeinen befreyen möchte; endlich hat es den sichern eigenen Mittelpunkt gefunden, und von nun an bildet es sich frey aus.

Die griechische Kunst ist ein völliges Auswachsen des Innern in Erkenntniß und Bildung. Die ersten Keime ihrer Bildungen werden in ihren vollendeten Gewächsen nur noch dunkel erkannt; die innern Kräfte und Wurzeln gehen tief in den verborgenen Hintergrund zurück und werden beynahe verloren. Die Religion in ihrer Eigenthümlichkeit, das schwellende Gemüth mit seiner Andacht und Liebe, die ursprüngliche Glut und Regsamkeit der Phantasie sind einer plastischen Ruhe und Beschauung gewichen; an die Stelle der süßen gemüthvollen Versenkung in den Schoos des Unendlichen, ist die fröhliche Hingabe an die schöne lebendige Natur, sind die frohen heitern Spiele der Kunst getreten.

Die Kunst, die sich auf das rein Unendliche gründet, die Musik, konnte deßwegen bey den Griechen nie zu einiger Ausbildung und Vollendung kommen. Die Sache recht betrachtet, hatten die Griechen wohl gar keine Musik. Ihre einfachen Töne und Gesänge waren wohl nichts anders, als die wirkliche Darstellung und Absingung ihrer Poesien. Es war die Melodie und der Rhythmus, die schon wesentlich in der Poesie liegen. Die Musik der Griechen mochte sich zu der der romantischen Völker verhalten, wie sich die griechische Baukunst zu der gothischen verhielt; es waren einfache, klar gesonderte, heiter und schön geordnete Weisen, die Töne eines einzelnen einfachen Instrumentes, oder einer einzelnen Menschenstimme, höchstens beyde im Wechselgesange. Die griechische Musik war die melodische Verschönerung und poetische Erhöhung der menschlichen Stimme und Sprache; sie war darum ganz vokalisch, die etwanigen consonirenden Instrumente waren meistens blasende; ihre Töne und Weisen entfernten sich daher wieder nicht aus der menschlichen Brust.

Der griechische Geist nahm schon in Homeros seine kühnste Richtung auf die Sprache, und auf diesem Grundelement beginnt eigentlich die griechische Kunst; hier aber hat sie sich herrlich und vielseitig gestaltet. Die plastische Tendenz theilte

sich frühe schon der Sprache mit; sie wurde zur reinsten Klarheit und allseitigen Biegsamkeit und Bedeutsamkeit verarbeitet, und so zur glücklichsten Atmosphäre, in deren Anhauch alle Pflanzen und Gewächse auf die freyeste Weise aufblühen konnten. Es ist wohl keine Sprache in der Welt der innern Erkenntniß und äußern Abründung so hold gewesen, wie die der Hellenen, und diese beyden so einträchtigen Eigenheiten haben sie mit dem lieblichsten Melos geschmückt. Alle Sprachelemente waren auf das innigste verschmolzen, ihre Gliederung brachte den heitersten Rhythmus hervor, dem weder innere Klarheit und Geist, noch sinnliche Stärke und Feinheit fehlten. Der anmuthige Wiz, als die feine Beziehung und Ausgleichung des anscheinend Fernen und Fremden zu und mit dem nahen Ganzen ist der griechischen Sprache so eigen, daß sie die spätern Schriftsteller von selbst darauf leitete. Es herrschte da die vielfachste Möglichkeit der Verknüpfungen, die Worte standen in der sinnreichsten Beziehung und abstammenden Verwandtschaft, so, daß sie sich in ihrer Verbindung wie zu verwirklichten und lebendig entwickelten Ideen gestalteten, und ohne weiters das ewige innige Verhältniß der verschiedenen geistigen Merkmale blicken ließen. Durch den Reichthum der veränderten Stellungen, Verbindungen und Beziehungen mußte die Sprache zur

zärtesten sinn- und seelenvollsten Malerey werden! Bey dieser innern Gediegenheit und Beweglichkeit war die Sprache äußerlich nicht arm, sondern der geistigen Brauchbarkeit kömmt gerade die materielle Vielheit der Worte und Formen gleich; wie denn der große peripherische Umfang, so wie die klare Allgegenwart des Mittelpunktes zu ihrer plastischen Vollendung nothwendig gehört.

Die Sprache hat sich bey keinem Volke für sich allein, d. i. bloß formell und als bloßes Mittel gebildet; bey den Griechen hat sie sich ursprünglich schon als lebendige Verschmelzung aller geistigen Kräfte und Beziehungen, als Poesie eingestellt. Die erste Art dieser Poesie war das Epos, als eine einträchtige Fülle und Anlage zu allen andern vereinzelten Ausbildungen, wie zur Historie, zur Philosophie und zu allen andern Arten der Dichtung. Das Epos ist ein poetischer Mittelbegriff zwischen der Natur und der menschlichen Bildung; die erste allgemeinste Verarbeitung und Entwickelung der Mythologie. Die Mythologie ist die Wurzel, das Epos die Pflanze, die alle schöne Blüthen hervortreibt und trägt. An Breite und freyem Umfange gleicht das Epos der Natur; alles zieht sich ihm in die Ferne zurück, die Bande, die alles zusammenbinden, sind lose und beynahe unsichtbar, alles

fließt äußerlich und ruhig an den menschlichen Sinnen wie ein großer Strom vorüber, dem kein Anfang und kein Ende abzusehen ist. An Geist und Größe gewährt das Epos eine Anschauung der urbildlichen Menschheit, die sich frey und schön auf den weiten Fluren des Lebens erhebt. Es sind die Heroen, die sich unmittelbar an die Götter anschließen, deren Schicksale und Thaten sich von Geschlecht zu Geschlecht verbreiten und im Gesang immer jung erhalten.

Es ist augenscheinlich und selbst dem gemeinsten Historiker unverborgen, daß sich im Homeros alle geistigen Keime und Kräfte der Griechen zusammendrängen; seine Ilias ist der Zusammenfluß des griechischen Alllebens. Dem ohngeachtet stellt sich an ihm der Charakter des Griechischen doch auf eine völlige um so mehr zu bewundernde Weise ein. Zur Größe des Reichthums und des Umfangs gesellet sich die klärste plastische Sonderung, die Ruhe des stetigen Fortflusses und die alles erleuchtende Sonne des Einen geistigen Ueberblickes. Die plastische Gediegenheit der Erzählungen läßt uns an ihm den Historiker, so wie die unübertreffliche Feinheit und Haltung der Charaktere den Dramatiker bewundern. Die Lösung eines großen Lebensplanes, den uns dieses Gedicht wie in der dunkeln Ferne erblicken läßt, zeiget am besten, wie genau schon die dra-

matischen Gränzen in dieser Fülle bezeichnet lagen. Das, wodurch sich Homeros von den spätern Griechen unterscheidet und dem Oriente nähert, ist, daß er die Natur und die Menschen noch in einem viel größern Maasstabe nimmt; seine Heroen bedurften des erhöhenden Kothurns, um unter den spätern Sterblichen noch zu erscheinen, seine Götter aber fanden innerhalb der Schranken der Bühne keinen Raum. Das Uebermaas von Größe und Stärke, von seltsamen Wesen und Gefahren, von Sinn und List ist es allein, wodurch uns einiges in seinen Gedichten in die orientalische Unbestimmtheit übergeht.

Das Ungenügende der Einen Dichtart hat Homeros selbst gefühlt und seine Ilias durch ein anders Werk ergänzet und vollendet. Die Fülle des Epischen theilt sich ihm schon in die beyden wesentlichen Arten. In der Odyssee gestattet er der lyrischen Freyheit und allen muthwilligen Flügen seiner Muse freyen Zügel und unterdrücket keinen launigen Wiz. Man könnte dieses Gedicht eine griechische Romantik nennen, wie es denn sicher die Keime des griechischen Komischen in sich enthält.

Das mag uns lehren, wie genau und enge alle geistigen Bildungen der Zeiten und Völker zusammenhängen; selbst zwischen dem Klassischen

und Romantischen ist keine wahre Kluft, sondern dieses ist schon als Kern und Inhalt in jenem als der Hülse und Form da. Wir finden auch bey den Griechen ein Romantisches außer ihren Mysterien und Philosophien, nämlich in ihrer Komödie. Nur ist es da, wie auch in der Odyssee noch irdischer Natur, und beruht auf der unermeßlichen Weite und Freyheit des sinnlichen Lebens. Das Komische verbindet das eigentlich Griechische mit ihren Mysterien, wie diese es mit dem neuen Romantischen verknüpfen; es sind die ersten muthwilligen Flüge des jungen Geistes, der sich erst der Erde nahe hält, bis er nach langen Versuchen zu den unsichtbaren Höhen sich aufschwingt!

Glückseelig ist Homeros allerdings zu preisen, daß er in der frühesten Geschichte seines Volkes den Stoff zu seinen Dichtungen vorfand, der dem Begriffe derselben so genau entsprach. Vor Troia flossen die griechischen Völkerstämme mit allen ihren Lebensformen zusammen, wie in der Abspiegelung dieses Zusammenflußes in der Ilias. Die große nationale That im Hintergrunde des schönen griechischen Lebens, müßte schon für sich eine hohe poetische Sage werden. Die Irrungen und die Heimkunft des Odysseus deuteten von selbst die unendlichen Verwickelungen und Krümmungen des Schicksals und die Uebermacht des gewandten Geistes über alle Hindernisse an. Es war ein

göttliches Geschick, das die Hellenen nicht bloß zu Dichtern, sondern ihr ganzes Leben zu einem höchst vollkommnen Poem bestimmte.

Das Epos und die eigene Mythologie der Griechen entstanden zugleich und bildeten sich gleichmäßig aus, ja recht verstanden waren sie Eines und dasselbe, nämlich ein Uebergang der frühern allgemeinen Mythen in das griechische Nationale. Die Göttergeschichten waren die Sagen im höchsten Sinne, sie reichten zunächst an den Ursprung aller Dinge hinauf und mit ihnen waren die Heroengeschichten aufs engste verflochten. Wenn die eigentliche Wörtersprache eine elementarische Sprache war, so war die Mythologie eine göttliche Sprache des Geistes, eigentlich des Weltgeistes, und das Epos der weitere Umkreis derselben, die völlige Weltsprache, kurz, die Sage.

Ihr Charakter als Weltsymbol wurde in der dramatischen Poesie gedeutet. Was in dem Epos in dunkler Ferne stand, trat auf der Bühne in die Wirklichkeit und Gegenwart hervor; was dort als ein Kranz von Einzelnheiten sich ins Unendliche zu zerspalten schien, drängte sich hier auf Einen Punkt und in eine kurze Zeit zusammen, wo durch den engern Zusammendrang aller Kräfte eine geistigere Größe und vollere Klarheit erzeugt

wurde. Das Epos zeiget uns das Leben mehr in seinem bewußtlosen breiten Flusse, das dramatische ist die Lösung und Erklärung desselben. Wenn die alte epische Dichtung sich mehr in das All der wirklichen Dinge zu verbreiten strebte: so drängte sich die dramatische mehr an die Gränzen des Unendlichen hin, und sie mußte auf das ursprüngliche und nie zerreißbare Verhältniß des Einzelnen zum Unendlichen die nächste Beziehung haben.

Die Griechen mußten das Theater erst erschaffen; sie gründeten es darum fest auf ihren eigenthümlichen Geist und Charakter als das höchste Regelmaas aller ihrer Bildung. Als Naturvolk führten sie die Natur auf die Bühne ein, aber die Natur in ihrem höchsten Adel, nämlich den Menschen und diesen zwar in seiner Urbildlichkeit als Heroen, oder Gott, oder auf welche Weise immer vergöttlicht. Die Vergöttlichung war keine Vergöttlichung des Verstandes, sondern des ganzen Menschen, er stellte sich mit allen Neigungen und Leidenschaften dar, die nur erhöht und durch das Ziel, nach dem sie rangen, geadelt waren. Was die schönste Zierde des Homeros ist, das schmückte auch immer die griechische Bühne, die reine freye Menschlichkeit, so, daß sich weder die Heroen noch selbst die Götter der menschlichen Thränen schämten. Dem Menschen, als der höchst

ausgebildeten Natur, stand das Unendliche wieder als eine Natur, nämlich als das Innere und Allgemeine derselben gegenüber, das dunkle Schicksal, das alles in seinem Schoose hegt und umfaßt. Allmächtig und sichtbar wirkten hier die Weltgesetze ein, und das ewige Räderwerk aller Dinge ward den sterblichen Blicken aufgeschlossen.

Das alte Drama schwebet wie das neuere zwischen Zeit und Ewigkeit, aber die Ewigkeiten selbst sind verschieden; dort ist es die düstere Abgeschiedenheit des Alls, der sich alles entgegendrängt, während sich hier das Leben zu seinem Urquell und zu seiner himmlischen Verklärung empor hebt. Die alte Tragödie gibt uns eine Lösung des Naturlebens, die, ohne poetischen Schmuck gesehen, der Tod ist; das neuere Drama läßt nach zersprengten Banden und Hemmungen das im Innersten verschlossene Leben des Geistes nur in lichtern und vollern Strömen herausbrechen. Was dort die Mythen und Fabeln, als verhüllte Naturgenien, sind hier die Geister, eine aus der Ewigkeit sichtbar eingreifende vermittelnde Macht.

Das Drama der Griechen war in seiner Darstellung die höchste Vollendung und völlige Offenbarung der griechischen Kunst. Die Personen

wurden durch äußere Hülfsmittel zu idealischen Statuen erhöht, und stellten in ihrem wirklichen Leben, in Bewegung, Sprache, Stimme u. s. w. das verwirklichte lezte Ziel der plastischen Künste vor Augen. Die Gedanken, Thaten und Schicksale der Helden ließen da in ihrem wirklichen Entstehen und fortlaufenden Ausdrucke eine fast unerreichbare Höhe der Dichtung erblicken. Zwischen den Gestalten und Begebenheiten wurde das reinste Gleichmaas gesucht, daß kaum zu entscheiden war, ob die Begebenheit zur lezten Verzierung der Gestalt, oder diese zur reinsten Versinnlichung von jener, dienen sollte. Es konnten zu diesem Ende nur wenige Hauptpersonen auf die Bühne eingeführt werden; denn äußere Vielheit hätte nothwendig der innern Größe Eintrag gethan. Es wurde gleichsam ein einziger Moment eines großen Lebens aufgefaßt und festgehalten, der Augenblick, wo das Ganze auf der höchsten einfachen Spitze zu schweben und zu ruhen schien, und dieser Moment wurde bis in alle Feinheiten entfaltet. Man brauchte darum weder den Schauplaz, noch die Kleider und Masken zu verändern; es war derselbe Held, dieselbe Gemüths- und Lebenslage, die von allen Seiten beleuchtet und betrachtet wurden. Es war jene sehr ruhige Lebensregung der Gestalt, wie ihr Begriff sie ge-

rade heischte und ertrug. So wurden die Griechen nothwendig auf jene plastische Einfachheit und ruhige Größe geleitet, die wir an ihren großen Tragikern izt noch anstaunen und worin sie ewig unerreicht glänzen werden. Aeschylos hat mit wenigen kühnen Zügen das Leben umrissen, mit wenigen Blitzen und Donnern die Bühne erhellt und erschüttert, seine Gestalten kamen der homerischen Heroen Größe noch am nächsten. Dem göttlichen Sophokles war die gänzliche Ausbildung und höchste Plastisirung aufbehalten, wo die Größe sich mit der süßesten Anmuth verschwisterte. Am Euripides erwies sich schon die chemische Gewalt der Zeit. Das Schicksal hatte ihm bedeutsam den Aristophanes als auflösendes Element beygesellt, der den Euripides reichlich mit jenem Spott überschüttete, den eine höhere Macht über ihn verhängt hatte.

Wie nach dem Tode großer Naturen noch wunderbare Erscheinungen, als gleichsam die lezten noch verklärten Stralen und Rückwirkungen ihres Lebens eintreten, so folgte auf das Absterben der griechischen Tragödie die Komödie, deren Natur und Einheit geradezu in der Auflösung besteht, nicht aber in der Auflösung in das Göttliche oder Ewige, sondern in das Endliche und Vergängliche, noch in einer todten Auflösung, als welche die Verwesung ist, sondern in der le=

bendigen, in der des fröhlichen Muthwillens. Die komische Auflösung entsteht durch keine äußere Gewalt, sondern von Innen durch ein Uebermaas des sinnlich geistigen Lebens, des heitern Muthes. Der beissende Wiz, die Laune, die Scherze und Spöttereyen aller Art sind die einzelnen ätzenden Ingredienzen, das Licht des Geistes, sofern es auflösend einwirkt. Es ist merkwürdig, wie die freye Auflösung, die sich an Aristophanes, wie noch an keinem verherrlichte, sobald durch die äußere Auflösung und den Verfall des ganzen griechischen Geistes und Lebens beschränkt, überwogen und gebunden wurde. Die lustige Komödie wurde durch Gewalt von der Bühne gestossen und unter dem Drucke der Despoten ward diese zarte Pflanze auf immer zerknickt.

Die Komödie der Griechen hat weder den großen Umfang noch die Beweglichkeit und flatternde Willkühr der romantischen; auch sie bleibt dem Einen Grundcharakter aller griechischen Bildung getreu und hält sich mehr an die vollendete Ausführung und heitere Ruhe. Der Wiz und Spott des Aristophanes hat eine plastische Ründung und Ruhe; es sind nur wenige satyrische Züge, bey denen er verweilet, und die er gleichsam ins Unzertheilbare auflöst und vernichtet.

Die Historie der Griechen blieb von beschränkten äußern Zwecken und dem eiteln rhetorischen Prunke fern. Es war die Entfaltung einer großen Pflanze, die ruhige Abspiegelung des verborgenen Geäders der Weltbegebenheiten! Wir fühlen uns beym Herodot wie auf einem breiten Strome die Zeiten hinabgetragen. Seine Historie gleicht dem Nil, dessen Ursprung, wie Herodot sagt, niemand kennt, der zwischen grünen mannigfaltigen Ufern ruhig dahin fließt.

Die Keime ihrer Philosophie empfiengen die Griechen von Außen. Sie bildet als idealistisches Element zu der eigentlich griechischen Anschauung und Geistesrichtung, die im innersten Kern naturalistisch war, schon von Anfang an einen Gegensaz, wie es die bittern Schicksale mancher Philosophen unter diesem sonst so frohen duldsamen Volke anschaulich machen. In der Form bestrebte sich die Philosophie griechisch zu seyn und mittels dieser den Inhalt mit dem griechischen Genius auszusöhnen. Eine förmliche Aussöhnung und Vereinigung zweyer getrennten im Gebiete der Erkenntniß und der Kunst ist das Allegorische; so ward die griechische Philosophie schon frühe auf das Allegorische geführt und durch sie jene Weise des höhern Orients erhalten und fortgebildet, die später auf die Anschauungen des Christenthums so bedeutend eingewirkt hat. Die Gespräche des

Fürsten der Philosophen zeigen in ihrer Form die reinste Vollendung des griechischen Geistes und dessen Darstellungen. Es sind unübertreffliche Plastisirungen einzelner großen Ideen und Lehren. Man könnte glauben, daß zuweilen die Kunst dem Herzen des Philosophen noch näher gelegen, als die Weisheit; mit solcher Liebe und Zartheit ist alles entwickelt, verbunden und abgeründet. Doch reget sich unter der plastischen Hülle überall ein allegorisches Leben, von dessen endlosen Verwandlungen nicht selten die plastischen Formen selbst aufgehoben und für bloß verneinend erklärt werden. Das Verborgene und Vielsinnige der Allegorie wird bey Plato schon daraus ersichtlich, daß seine meisten und geistvollsten Ausleger untereinander im Widerspruche sind. Es liegt nämlich in ihm eine äußerst vielseitige und feine Dialektik und Polemik; wie denn die entschiedene Vorliebe zu selben aus der Natur der Allegorie selbst nothwendig folgen mußte, denn die ganze äußere Seite der Allegorie ist an und für sich nichts anders, als die Dialektik und die Polemik selbst; so wie hinwieder diese leztern ihrem Innern nach nothwendig allegorisch sind.

Die Malerey, die Skulptur, die Baukunst waren sämmtlich mit dem Charakter einer plastischen Einfachheit und Heiterkeit geadelt; sie ziel-

ten und deuteten alle auf eine göttliche Erhöhung und Vollendung der Natur, des wirklichen Lebens, des Menschen, alle schöpften aus der Einen Quelle und Grundanschauung und schmückten sich mit innerer Harmonie und äußerer Vollendung.

Für die Malerey der Griechen lag in diesem Streben selbst eine unüberwindliche Schranke; sie wagte es nie recht das Gebiet des Innern und Unsichtbaren zu betreten und den Schleier vor dem Bilde des Göttlichen zu lüften, was doch die wesentliche Sache dieser Kunstart ist. Sie blieb zu ängstlich an der Gestalt hängen und hat sich nie viel über bloße plastische Umrisse erhoben.

Dagegen hat sich die Skulptur als die Grundform aller griechischen Kunst und Bildung hier auf ihren höchsten Gipfel erschwungen. Die göttliche Idee ist ihr völlig in die Gestalt ausgetreten und die griechische Mythologie hat in ihr ihre schönste Krone gefunden. Diese Muse knüpfte zwischen den Göttern und den Menschen das lezte Band; denn in ihrem heitern Tempel waren beyde sich gleich.

Die Baukunst bezeichnet diejenige Steige der Kunst, wo die Idee und die lebendige Anschauung den Begriff berühren und sich in die unzähligen einzelnen Merkmale und Theile auseinander zu

legen streben. Die Baukunst ist die förmliche und materielle Basis der Künste; sie verhält sich zu den andern Künsten, wie sich die Erde und die leibliche Welt überhaupt zu dem göttlichen und menschlichen Daseyn und Leben verhalten. Die Baukunst sezte sich keinen einzelnen Gegenstand vor; sie suchte die Festigkeit und Weite der Natur; das Weltgebäude war ihr höchstes Vorbild. Die romantischen Baukünstler nahmen die Natur in ihrer tiefsten Mitte als kühne lebendige Durchdringung und Verflechtung aller Dinge; den griechischen dagegen schwebte sie in ihrer heitern Ordnung und verständigen Sonderung vor Augen. Wenn auch die Baukunst anfänglich aus einem bloßen Bedürfnisse entsprungen ist, und welche Künste wären das nicht? so mußte ihr doch bald die schöne Welt, das unermeßliche Gewölbe des Himmels mit allen seinen flammenden Gestirnen, als keine enge oder dürftige Wohnung der Menschen erscheinen. Sie mußte sich schnell zu großen Gedanken und Entwürfen erheben. Wie diese Kunst die allgemeine Grundlage bezeichnet, erheischt sie auch die Gesammtheit der Kräfte, und so wurde sie auch vor allen andern Künsten geübet. Sie bezeichnet eben den Austritt aus dem dumpfen Bedürfniß in das heitere Kunstleben, wo dem Menschen ein bloß thierisches Daseyn nicht mehr genüget und er eine schöne Welt

um sich zu erschaffen anfängt. Mit der Baukunst erheben und erweitern sich dann die andern Künste, und wenn gleich die Poesie der schöpferische Geist ist und das Leben aller andern Künste aus sich gebiert: so erhalten sie doch alle erst Bestand und Vollendung, wenn sie so gleichsam den festen Boden berührt, und die dunklen Anschauungen sich in dem Begriffe gebrochen und auseinandergewickelt haben. Der göttliche Stral geht zwar von dem Innersten aus, aber erst nachdem er die tüchtige Basis berührt und durchdrungen hat, beginnt das eigentliche Leben. Man trifft schon in dem höchsten Alterthum große Bauwerke an, aber sie gleichen noch mehr einer rohen Anhäufung oder kühnen Versuchen von Kraftanstrengung, als Werken einer geistigen oder freyen Kunst. Die ideale Bedeutung und die reine freye Schönheit der Baukunst dürfte erst den Griechen ganz helle geworden seyn; wenigstens hat sich ihnen diese Kunst, wie so manche andre, in ihrer eigenthümlichen Richtung bis zur klärsten Selbstständigkeit und Vollendung ausgebildet. Das Grundgesez der griechischen Bauart ist das Gleichgewicht und Ebenmaas, welche alle Theile und Kräfte in einer heitern Sonderung und ruhigen Eintracht erhalten. Der Begriff der Weite und Höhe selbst hat eine Mitte, die allein dem Gefühle des Schönen entspricht; der zu enge Raum preßt das

Herz und das Gemüth des Menschen zusammen, der zu weite strenget sie an; jenes Maas nun wurde von den Griechen gesucht, welches alle Gefühle und Anschauungen aussöhnet und in glückseeliger Ruhe bewahret. Dasselbe Grundgesez wurde in der Gleichung der Dimensionen und in allem Einzelnen angewandt und versinnlicht. Das Grundgefühl des Schönen ist das einer ruhigen Fülle, oder glückseeligen Befriedigung; die einzelnen Theile eines Gebäudes, ihre Größe, Ordnung, die Verzierungen u. dgl. stellen, so zu reden, die einzelnen Gefühle und Sinnenrichtungen und ihre Stellung zu jenem Grundgefühle dar; es bedurfte also einer großen und sinnreichen Sorgfalt, daß keiner dieser Radien aus seiner freyen Richtung und lebendigen Befriedigung gerissen, oder darinn gestört wurde. Ein griechischer Tempel sollte die in der Tiefe verschlossene Idee sinnlich aufschließen und ihr die ruhige allseitige Entfaltung aller Merkmale durch den Begriff vorzeichnen; der Mensch, in diesen Tempel eintretend, sollte von einem heitern Selbstgefühle überrascht werden, und sich in dem lebendigen Bewußtseyn der eigenen menschlichen Schönheit und Würde finden und erfreuen.

Rhetorik, als eine besondere, von den andern Redarten verschiedene Kunst, scheinen die frühern Griechen nicht gekannt zu haben. Ihre Redekunst

war die Sprachkunst überhaupt, eine ruhige, schöne Enthüllung des Innern. Die Rhetorik als ein unedler Miswachs der Kunst ging mit der Afterphilosophie Hand in Hand und blieb den Sophisten überlassen. Die Rhetorik ist eigentlich eine Sophistik der Sprache; wie die Sophistik überhaupt eine durchgeführte Beziehung des Begriffes der Wissenschaft auf die leeren nichtigen Formen, sofern sie für den Inhalt genommen und gegeben werden, ist: so ist die Rhetorik eine Anwendung der Kunst auf die vom Inhalt abgezogene Sprache und also der Sophistik aufs engste verwandt. Erst der größere Zufall unter den Griechen führte die hinreissenden Darstellungen des mannhaften Muthes der freyen menschlichen Gesinnungen und edeln Größe herbey, denen bey Demosthenes nichts zu widerstehen vermag. Es war das lezte Sträuben des griechischen Geistes gegen seine tiefste Entwürdigung!

Unter den Dichtarten konnte die lyrische allein nie zu ihrer Vollendung gelangen. Die ganze Tendenz der Griechen mußte dem Wesen und Begriffe derselben ungünstig seyn. Wir finden in allen ihren lyrischen Ergießungen nirgends den eigentlich lyrischen Grund und die Tiefe, sondern nur die Oberfläche und den äußern Umkreis, das Odische. Es ist nicht das Gemüth und die Phan=

tasie, die aus ihren ewigen Gründen hervorquillen: es sind nur einzelne Stimmungen und Verfassungen des Geistes, die nicht wahrhaft musikalisch abgesungen, sondern plastisch abgerundet und dargestellt werden. Die Hymnen ordnen die äußern Eigenheiten eines Gegenstandes zu einem schönen geschlossenen Ganzen, und ziehen sich wie ein bescheidener Kranz um das Haupt des Besungenen. Die Oden entfalten einen Gedanken und ein Gefühl nach seinen vielfachen Seiten, und stellen sie an mehrern Einzelnheiten, wo aus der Welt sie immer genommen seyn mögen, vor Augen. Sie sind wie eine schwache Ahndung jenes lyrischen Dranges, der allen Dingen seine seelige oder wehmüthige Gemüthsfülle anmuthet. Sofern die Lyrik, wie die Musik, beseeligende Auflösungen in das rein Unendliche und Unbestimmbare sind, kannten die Griechen dieselben nicht. Die Griechen kannten nur das tragische Aufgehen in ein Unendliches, welches ein viel andres ist, als das musikalische und sich zu diesem verhält, wie die Verwesung zur Komödie. Die höchste Stimmung der Griechen war nicht Seeligkeit und Trunkenheit vom Unendlichen, sondern Freudigkeit, d. i. Hingabe und freye Auflösung in die heitere Natur. Es war ihr heiterer plastischer Charakter selbst, der sich in allen ihren Bildungen spiegelte und verschönerte. Sie wandten sich zur herben,

ernsten Tragödie, vermöge eines tief in die Seele geschriebenen Gesetzes, daß der Mensch nur mit dem gerne spielt, was seinem eigentlichen Wesen gegenübersteht. Seine wahre Lage, die liebsten Wünsche seines Herzens, nimmt jeder ernst; denn sie gehören zu seinem Selbst; das spielende Gefühl kann sich nur an dem üben, was außer unserer unmittelbaren Theilnahme liegt. Ein freudiger Anhauch zog sich über das ganze Leben der Griechen hin, und die Kinder und Genien der Fröhlichkeit, Wiz, Scherz, Laune und mannigfaltige gewandte Liste versüßten ihnen ihre Tage. Klarheit und Schönheit ging ihnen über alles: alles als schönes Spiel zu nehmen und das heitere Licht dieser Welt zu schauen, waren die ersten Wünsche. Das war schon des Homeros Sinn, und er hat es aus der Seele aller ausgesprochen; denn es hätten wohl die meisten Hellenen in die Gesinnung des Achilleus eingestimmt: lieber in diesem Leben des ärmlichsten Mannes Knecht zu seyn, als alle trübseelige Schatten des Erebus zu beherrschen.

Die Neugriechen.

Das einmal verschwundene Leben kehret nimmer zurück. Wie vieles auch die Neugriechen thaten und strebten; die genialischen Quellen der

griechischen Bildung waren versiegt. Die großen übriggebliebenen Werke waren ihnen mehr hinderlich, als zum Heil. Sie hätten in einem freyen, ganz andern und eigenen Sinne wirken müssen; Aehnliches hervorzubringen war ihnen auf ewig versagt. Die große Bewunderung aber des schon Vorhandenen zog sie von der innern Freyheit weg, und lähmte die genialische Kühnheit; ihre Kräfte richteten sich völlig auf die Behandlung, Zergliederung und Bearbeitung, Erklärung und Nachahmung des bereits daliegenden. Schon der nothwendige Grund, eine lebendige, frey treibende und blühende Sprache fehlte ihnen. Die griechische Sprache verfiel ihnen zu einem abgeschlossenen Todten. Sie bedurften der äußern Regeln und schrieben Grammatiken. Der Name der Grammatiker charakterisirt sie und ihr Bestreben überhaupt am besten, als die die herrlichen griechischen Werke zu bloßen nichtigen Schreibregeln und Schreibmustern stempelten. Die Neugriechen sind wie die gröbern Bestandtheile und Organe in einem lebendigen Ganzen zu würdigen, in denen das Leben noch nach dem Tode des Ganzen aufflammet und zurückwirket, und die der gänzlichen Auflösung am längsten widerstehen. Für manche sorgfältige Aufbewahrung verdienen sie ebensowohl den Dank, als für manche unverständige Vernachlässigung den strafenden Tadel aller Zeitalter. Mittels des

ihnen vom Schicksale übertragenen Amtes, die Aufbewahrer und Gefäße des hohen griechischen Geistes und Lebens zu seyn, haben sie den Uebergang zur römischen Bildung gemacht, und noch nach dem Falle Roms auf die Kultur der neu auflebenden Welt mächtig gewirkt.

Die Römer.

Wie die göttliche Gestalt aus den Händen des Pygmalions erhält die Kunst nach ihrer Ausbildung Bewegung und thätige Beziehung auf das äußere Leben; die verschlossene Seele zur schönen Lebensfülle angewachsen, dringt nach Außen, und wird in die menschlichen Verhältnisse hineingezogen. Diesen Schritt that die Weltkultur von den Griechen zu den Römern. Die frühen Verhältnisse der römischen Bildung zu der griechischen, und ihre Abhängigkeit von derselben ließen sie nie zu einer reinen Selbstständigkeit und eigenen Charakterfülle gelangen. Wie aber das für die Römer selbst zu bedauern war, möchten wir andern es für eine glückliche Schickung achten; denn die Erhaltung der griechischen Werke, die gewiß davon abhing, dürfte uns um gar vieles mehr gelten, als die höchsten Bildungen, zu denen es die eigenthümliche Entfaltung des römischen Genius gebracht hätte; wie denn auch zu

wünschen wäre, daß man von Alters her der griechischen Litteratur mehrern Einfluß auf die schöne und wissenschaftliche Bildung unsrer Jugend hätte verstatten und verschaffen mögen, als der römischen, wodurch die ganze gelehrte Welt eine um vieles freyere und herrlichere Gestalt gewonnen hätte. Jedoch liegt in den Verhängnissen der Weltordnung allemal die größte Weisheit, und so sehr wir verlangen, recht viele und verschiedene eigenthümliche Pflanzen des römischen Bodens zu erblicken, so sehr ist zu bezweifeln, ob die römischen Stämme sich ohne die griechischen Vorbilder je über ihre angeborne Rohheit und Wildheit erhoben hätten.

Aller Lebensumlauf hat zwey große Zeiten oder Brennpunkte. Ein Volk hat, wie die Natur, seinen Frühling und seinen Herbst, oder wie der einzelne Mensch seine Jugend- und seine Greisenjahre. In diesen beyden Zeiten durchdringen sich alle Kräfte auf eine innige Weise. Die Jugendzeiten eines Volkes sind kräftig und heiter, alles pranget in dem Grün des Frühlings und ist mit lachenden Farben der Phantasie geschmückt. Es ist die Zeit, wo die innere Lebensglut alle Knospen öffnet und alle regsamen Geister auseinander streben. Die andre Zeit ist ernst und geistvoll; sie gleicht der milden und besonnenen Weisheit des Alters; es ist ein stiller nüzlicher

Herbst, wo die Kräfte wieder in eine ruhige Mitte zusammenfließen, um die volle Frucht des Lebens zu zeitigen. Dem Absterben eines großen Volkes gehen gewöhnlich noch wunderbare Erscheinungen und Werke, wie ein hoher lezter Schwanengesang, voran.

Dennoch wird das geistige Leben einer Nation für sich nicht völlig geschlossen; es ist dasselbe dem Umlaufe des ganzen Lebens der Menschheit unterworfen und in denselben aufgenommen; wie die Bahn eines Weltkörpers, so ist hier ein Kreis an die andern gebunden und machet erst mit und in den andern ein vollendetes Ganzes aus. Der Bogen des Lebens gleicht dem blauen Gewölbe des Himmels, das sich unserm Auge in einer gewissen Ferne zu senken und zu enden scheint, und doch, so man sich an diese Stelle versezte, gerade um soviele wieder erweitern würde. Die Blume der menschlichen Bildung bleibt immerdar noch Knospe, wie helle und entzückend sie auch leuchten mag! Bey allen kommenden Völkern und Weltaltern muß sie sich immer noch schöner erschließen. Das Kommende muß das Frühere immer besser erklären, ob es gleich in diesem Leben kein Ende gibt, das den dunkeln Ursprung ganz aufhellete.

Die Völker, wenn sie es auch nicht wissen oder wollen, stehen in einer engen Verbindung und lebendigen Wechselwirkung; eines empfängt aus der Hand des andern die Opferglut des Lebens und gibt sie wieder dem folgenden hin; die Lebenskreise der Völker stehen wie einzelne Ruhe- und Brennpunkte in dem ganzen großen Leben der Menschheit.

Der Gang der Menschheit dreht sich ebenfalls zwischen zwey großen Endpunkten, zwischen einem ewigen Frühling und Herbst, und das Zenith jeder Nation wird sich mehr zu einem dieser Endpunkte hinneigen.

So stehen sich in der Uebergangszeit aus der alten in die neue Welt die Griechen und Römer entgegen. Man muß sich vor den Griechen ein großes Weltalter als beendigt denken, das wie eine tiefe Dämmerung, wie ein junger Morgen oder leiser Jahresanfang hinter ihnen lag. Mit den Griechen begann eine neue Zeit, ein frischer, lebendiger Frühling. Dieser ward durch die römische Größe verdrängt, die zuerst einer gewaltigen Anstrengung aller Kräfte unter der Hitze des Sommers glich, dann wie ein fruchtbarer, doch wehmüthiger Herbst die ganze alte Zeit auf immer schloß. Was die Griechen für die übrige

Menschheit in der Kunst und geistigen Bildung waren, das sollten die Römer in dem allseitigen wirklichen Leben seyn; sie sollten in diesem das Mittel und den Uebergang von dem Orient und Occident bilden. Sie dehnten wohl nicht ohne geheimen Antrieb eines höhern Geschickes ihre Macht und ihren Einfluß weit gegen Aufgang und Niedergang aus, nahmen die Götter, die Sitten aller Völker in ihren Mauern auf, häuften die Reichthümer, die Tugenden und Laster der Welt gleichsam zusammen, daß man den üppigsten orientalischen Luxus neben der strengsten Enthaltsamkeit, die niedrigste Knechtschaft neben der freyesten Seelengröße gehen sah. Die zerstreuten Bilder und Züge des Weltlebens mußten zu einem Riesengemälde gesammelt und verbunden werden. Das Christenthum, als die Erlösung und Rückführung der Menschheit zu dem Unendlichen, fällt in seiner schönsten Enthüllung und Verbreitung bedeutsam zwischen die Zeiten der Griechen und Römer; es hat den großen Uebergang, den diese im geistigen und wirklichen Leben und in seinem Anfangs- und Endpunkte bezeichneten, in dem Innersten der Menschheit wahrhaft begonnen und vollbracht.

Die Römer waren ein durchaus praktisches Volk; die harten Kämpfe der Dardaner vor ihrer Einwanderung in Italien; ihre Verhältnisse

und Zwiste mit den Ureinwohnern des Landes, so wie dieser unter einander selbst; daran sich anknüpfende feindseelige Berührungen mit bald allen andern Völkern haben sie frühzeitig und gewaltsam in ein thatenvolles Leben hineingezogen. Schon an den Troianern und ihrem Könige werden rossebezähmende Gewalt und Lanzenkunde von Homeros gepriesen; das Streben nach Unterjochung anderer und herrschsüchtiger Eroberung kam schon in den ersten Zeiten und Urhebern der römischen Welt zum Ausbruch. Das Land, so wie die Zeit, hatte die Römer auserlesen, um an ihnen die Scheidung der morgenländischen Despotie und der abendländischen Freyheit zu entwickeln und zu offenbaren; wie denn diese beyden Mächte bey ihnen immer unbeständig hin und her schwankten.

Geistige und leibliche Stärke, die Mannhaftigkeit in Gesinnung und That ist das Urbild und lezte Ziel des Römers. Diese aber zieht leicht von der schönen und feinen Kunstbildung weg. Seine Sitten waren immer mit Härte und heroischem Ernste gestählt, die Macht seines Willens war unbeugsam und seine starre Individualität stand sehr von dem frohen anschmiegenden Wesen des Griechen ab. Kürze, Kraft, Gravität und strenge Bestimmtheit sind Hauptzüge und die aus-

zeichnenden Schönheiten seiner Sprache, deren leztere sie zur grammatikalischen Behandlung und Erlernung vor allen andern Sprachen geschickt machet. Aus den Gebäuden, Statuen und allen Künsten des Lebens blickte, wie aus den Versammlungen des Senats, die römische Größe glanzvoll hervor.

Die griechische Mythologie erhielt bey dem Römer schon einen andern nicht bloß künstlerischen, sondern positiven Sinn; wie mit dem Leben, so nahm er es auch mit den Göttern ernster. Bey den Opfern, Augurien u. s. w. war er scheuer, düsterer und gläubiger als die leichtsinnigen Griechen, und es wird bey ihm schon, wenn nicht Religion, für welche seine Brust zu rauh seyn mochte, doch strenger ethischer Sinn und Glaube gefunden.

Die griechische Kunst wurde von den Römern aufgenommen und dadurch ihres selbstständigen Lebens beraubt und dem Gesammtleben der Zeit unterworfen, welches sich besonders in der römischen Welt zur Schau stellte. Die ganze römische Kunst muß aus zwey sehr verschiedenartigen Bestandtheilen erklärt werden: aus dem Antheil, den die griechischen Vorbilder, und aus dem Antheil, den römischer Sinn und Charakter an ihr hatten.

Die Kolonien, welche von Griechenland aus nach Sizilien und Unteritalien gegangen sind, mußten schon frühzeitig auf die Bildung der Römer Einfluß gewinnen; sie konnten leicht einen Faden geben, an den sich später die engen Verhältnisse der Römer zu den Griechen in Sachen der Wissenschaft und Kunst anknüpften.

Griechische Weichheit und Harmonie haben schon auf die Sprache der Römer bedeutend gewirkt; wir würden sicher an ihr ohne diesen Einfluß alle jene Grazien vermissen, die uns an Livius, Cicero, Virgil und andern bezaubern. Auf die einzelnen Sprachkünste mußte die Einwirkung noch entscheidender seyn, wie denn die Dichter und Redner die Nachahmung des Griechischen nur zu weit trieben, und, statt den freyen Geist von den Griechen zu nehmen, die bestimmten griechischen Formen sich aneigneten; ja die höchste Blüthe der Poesie, die dramatische, blieb beynahe immer bey bloßen Uebersetzungen und dürftigen Umwandlungen der griechischen Werke stehen.

Die historische Muse war den Römern am günstigsten, natürlich, weil sie am tiefsten und unmittelbarsten das wirkliche und praktische Leben berührte, und in die Räder desselben allseitig und mächtig eingriff. Die römische Würde und der römische Ernst konnten sich da auf eine Weise

aussprechen, wie sie izt noch an den römischen Historikern uns hinreissen. Der tiefste Zug dieser Geschichtschreiber ist die überall hervorleuchtende ethische Anschauung des Weltlaufes, wie sie es denn an Bemerkungen hierüber und an Beziehungen der Thatsachen und Ereignissen auf Tugend, Sitten, Charaktere und alle Seiten des Lebens auch im Einzelnen nicht fehlen lassen. Wir brauchen zum Belege dessen nur an Sallustius, Tacitus, Cäsar, oder welchen man will, zu erinnern, und könnte es einen römischern Römer geben, als Tacitus ist? Der freyen historischen Künstlichkeit hat sich Livius am meisten beflissen, wenn er nur nicht je zuweilen, besonders in den Reden, die er seinen Personen in den Mund leget, in Künsteley und einen ernstlosen Formalismus verfallen wäre! Das aber mußte bey dem Römer zutreffen, wenn er auf reine Weise Künstler seyn wollte; das innere Leben und Interesse der reinen Kunst war ihm nicht gegeben, und er mußte an den Formen hängen bleiben.

Der Redekunst eröffneten republikanische Offenkundigkeit der Staats- und vaterländischen Angelegenheiten, und die großen weit um sich greifenden Verhältnisse der römischen Macht die reizendste Laufbahn. Bey solcher äußerer Feyer, wie sie da war, mit dieser Stärke der Sprache und

des Charakters der Nation mußte die Redekunst Wunder wirken. Hätte man dem Cicero nur den größern Theil seiner griechischen Bildung abnehmen können! denn diese hat ihn auf eine traurige Weise beengt und misleitet. Bey allen wunderwürdigen Schönheiten seiner Reden ist einem doch öfter, als hätte er sie nicht vor dem römischen Senat und Volk gesprochen, sondern nach Art mancher Neuern für den Druck geschrieben. Alle rednerische Formen sind mit großem Verstand entworfen und geordnet, aber wir vermissen an ihnen jene innere Erfüllung und freye Beseelung, die kein Verstand, die nur ein mächtig ergriffenes Gemüth geben kann. Die Redekunst besteht in einem geistigen Schaffen; sie hat ihr Ideal und ihr Ziel stets außer sich; wer den Begriff der geschlossenen Künstlichkeit auf sie anwendet, der zerstört ihre Natur. Die Rede ist nicht, wie z. B. das Gedicht, ein organisches Gewächs, das ruhig und genügsam aufblüht; sie ist ein Lichtstral, der verwandte, aber außer ihm liegende Wesen erregen und beseelen will. Wie die Baukunst ein Uebergang der Idee in die Zerlegung in ihre Begriffe genannt werden kann, so kann die Redekunst ein Uebergang des Kunstlebens in die sittlichen Vermögen, den Willen, das Rechtsgefühl u. s. w. heissen. Der Geist wirket hier mit einer sittlichen Stärke und Schnelligkeit, daß sich

nichts Vermittelndes zwischen ihn und seine Aeußerungen eindringen kann; die Kunst scheint in dem göttlichen Triebe zu versinken und das Licht des Bewußtseyns mehr begleitend, als leitend zu seyn. Nach der Richtung und Stärke ihres Geistes hätten die Römer vorzügliche Redner werden sollen, und würden es auch geworden seyn, hätten sie sich von den griechischen Werken weniger blenden und bestechen lassen. Bey Cicero dringt sich uns der Redekünstler, den man doch vergessen sollte, überall auf; seine Kunstfertigkeit und das Gefallen daran, der Reichthum und die beabsichtigte Anordnung der Formen und Wendungen, die doch ganz in dem Hintergrunde verschwinden sollten, blicken zuviel hervor. Wenn die Idee den Redner selbst nicht dahin zu reissen vermag, wo bleibt denn jener Strom, der die Herzen der Zuhörer mit davon zieht? Wir mögen den Cicero laut bewundern und in allweg vieles von ihm lernen, aber nimmer wahrhaft von ihm bewegt werden.

Die Poesie konnte sich bey den Römern erst erheben, nachdem das öffentliche Leben verfallen war. Als den einzelnen nimmer verstattet ward, kühn in das Ganze einzuwirken, mußte ihre Thätigkeit eine andre Bahn suchen, und sie wandten sich zu den schönen Spielen der Dichtung. Doch konnen ihre gelungensten poetischen Schöpfungen

eine enge Beziehung auf die praktische Welt nicht verläugnen, so fest war der Römer an das thätige Leben gekettet! Eine zu gesuchte Verbindung mit der römischen Geschichte und dem Dichter ungeziemende Schmeicheley gegen die Kaiser sind der Aeneis u. s. w. schon oft und mit Recht vorgeworfen worden. Selbst Horatius hätte manchen satyrischen Stoff innerhalb der Schwelle seines Hauses finden dürfen. Die Römer waren nun einmal kein Kunstvolk und sie konnten von dem höchsten Kranz der Künste, der Dichtung, nur mit Mühe einige Blätter und Blumen erringen. Die römischen Künste zeigen sich häufig als bloße Verarbeitung und Anwendung von Formen; wie das Leben der Nation unter der Größe und der Last des Staates, so erlag der Geist ihrer Künste unter der zu bestimmten, und darum zu starren und zu schwerfälligen Form. Es hätte eines vollen Gemüthes und einer feurigen Phantasie bedurft, um diese Formen mit dem nöthigen Leben zu durchdringen; von diesen Quellen aber hatten sich die Römer zu weit verloren. Die Phantasie der Griechen war ihnen entschwunden und an deren Stelle die Imagination getreten, die nur das irdische Auge, das formende Vermögen, so zu reden die Sinnlichkeit der Phantasie ist. Der römische Geist bezeichnet gerade die fernste Abweichung der menschlichen Sinne und

Kräfte von dem Gemüthe und der Phantasie, die äußerste Gränze, an die der Strom des Lebens der Menschheit gelangen konnte!

Eine kurze Vergleichung des virgilischen Epos mit dem homerischen dürfte das Verhältniß und die Verschiedenheit der römischen und griechischen Bildung am hellesten und sinnvollsten vorbilden, weil beyde wie ein höchster Zusammenfluß der Kunstbestrebungen und der Charakterschilderungen der beyden Völker können angesehen werden; es sind in allweg zwey bedeutsame Nationalspiegel, wo die Vergleichung bis in die kleinsten geschichtlichen und dichterischen Züge überaus sprechend würde! Schon das ist sehr charakteristisch und für den ganzen römischen Genius von tiefer Bedeutung, daß sich Virgilius den Homeros nachzuahmen und so ängstlich nachzubilden vorsezte. Es liegt darin nicht allein der geheime Grund, warum die Aeneis neben die homerischen Gesänge will gestellt werden, weil sie erst aus diesen ihren Idealen ganz verstanden und gewürdigt werden kann: selbst die Weise der Nachahmung muß schon für sich bis in die leisesten und zufälligsten Schattirungen des Gedichtes fein charakteristisch seyn. Wenn wir sehen, wie Virgil sein Muster in allen Theilen angesehen und gedeutet habe, so läßt uns das gleichsam verstohlene Blicke bis tief in das Inwendige dieses Dichters und wohl des Römers

überhaupt werfen. Aller Schönheiten ungeachtet fällt Virgil sehr tief hinab, wenn wir ihn mit seinem Vorbilde zusammen halten. Die Zeit ihrer Entstehung schon ist für die Aeneis wie eine unglückliche Vorbedeutung, sie fällt statt in den Anfang, nahe an das Ende der römischen Lebensdauer. Wenn Homeros einer kräftigen lebensvollen Wurzel gleicht, so ist die Aeneis schon ein üppiger Auswuchs, wo alles wuchernd und gesezlos auseinander zu gehen und zu zerfallen scheint; statt wie dort sich alles aus Einer Lebenstiefe frey und ruhig entfaltet, wird hier alles aus allen Gebieten zusammengetragen und zu Einem schwelgerischen Ganzen aufgehäuft. Dem Stoffe der Aeneis gebricht der eigentliche epische Mittelpunkt, so wie die Größe und Einfalt, ja überhaupt die Natur einer Völkersage, und das Gedicht dehnt sich beynahe wie eine kritisch-historische Untersuchung eines mühseeligen Gegenstandes auseinander. In den einzelnen Zügen hat Virgil den Homeros um vieles zu leicht genommen und sich zu wenig bestrebt, den großen Tiefsinn dieses Dichters zu verstehen, und darum, wähnend ihn nachzuahmen, manches gänzlich verkehrt. Bey Homeros sind die Götter die im Verborgenen waltenden Urkräfte der Welt und des Geistes, die nur bey den gewaltigsten Erschütterungen zum Vorschein kommen; nur wenn

etwas geschieht, was die Eigenschaften und Kräfte der Welt und der Menschen übersteigt, läßt er jene verborgenen Flammen aus ihrem Dunkel hervorbrechen und sichtbar in den Gang des Lebens eingreifen. Bey Virgil werden die Göttererscheinungen ein willkührlicher theatralischer Kunstgriff und ein überhäufender, bedeutungslos verschwendeter Schmuck. Seine Götter sind zudringliche Patronen, und, statt wie Homeros alles erklärt, indem er so die verschlossenen Seiten und Federn der Welt und Geschichte herauskehrt, verdunkelt Virgil alles, da er alle Dinge in ein blindes Ohngefähr gänzlicher Willkühr zusammenmengt. Es gereicht dieser Misgriff dem Römer um so mehr zum Vorwurf, weil die voreilige Hülfe der Götter der römischen Stärke und Seelengröße so gar keinen Spielraum läßt und dem höchsten römischen Wesen so gar keine Entwickelung verstattet. Die Charaktere sind bey Homeros mit der gänzlichen Kühnheit des Meisters entworfen und bis in die feinsten Falten festgehalten und ausgewirkt; man braucht die zerstreuten Züge zu den einzelnen Heroenbildern nur zu sammeln, die Könige nur in den verschiedenen Lagen zu behorchen und zu beobachten, um ihre geistige Natürlichkeit ganz zu durchblicken. Der Herrscher des Volkes ist eine reichverschlungene Mischung von Hochmuth und Trägheit, die in ihrer

höchsten Anspannung, in dem heftigsten Ausbruch in ein ohnmächtiges Wüthen auflodern. Im Achilleus halten die Tiefe des Gefühls, die Gewalt der Leidenschaften, die Größe des Muthes der körperlichen Schnelligkeit und Stärke auf das vollkommenste die Wage. Patroklos und andere werden oft mit einem einzigen Zuge aufs glücklichste umrissen, wie denn jener in seiner großen heroischen Sanftmuth an seinem Lebensende so schön vor uns steht, und die Liebe und die vielen Thränen des Achilleus, die er noch mit in das Schattenreich nimmt, so rührend erklärt! Die Neigungen und Leidenschaften wußte Homeros der Schönheit aufs strengste zu unterordnen, und weder in Hektors Thränen, noch in Achilleus zertretender Uebermacht, in Agamemnons Wuth so wenig, als in Alexandros ernstloser Weichheit geht die königliche Größe und Schönheit verloren. Bey Virgil hingegen überschwellen die Leidenschaften nicht selten alle Ufer und Schranken, und der besonnene Geist scheint alle Zügel fallen zu lassen. Seine Muse wird auch hier wuchernd und schwelgend, und die Bilder verlieren unter dem Uebermaase einer einseitigen Richtung und Anstrengung Haltung und Natur. Das gemeine ehrsüchtige Weib Juno, die wüste Dido, der rohe Turnus und andere erfüllen uns mit Abneigung. Seine Helden läßt Homeros meistentheils nur geflügelte

Worte sprechen; denn sie reden aus einem Ueberfluß des unmittelbaren Gefühls, welches allemal einzeln und einsylbig ist. Gehen die Reden nicht vom Gefühle aus, ist das Gemüth dabey nicht interessirt, so läßt er sie bedeutend aus dem Gedächtnisse sprechen, wie denn die Reden eines andern immer fast wörtlich hinterbracht werden. Virgil hat diese Quelle der Naturreden gänzlich übersehen; bey ihm werden die Reden schon förmlich und zu einer Sache des Verstandes, der alle Gründe auseinander setzet und abwiegt. Juno und Venus z. B. zanken sich vor dem Könige der Götter in aller Form, wie zwey Advokaten vor einem Richterstuhle; Aeneas ist noch in vollem rhetorischen Fluße begriffen, wo ihm schon das Wasser zum Mund hineinläuft. Rednerische Theilnahme und Affekte haben selbst den Dichter überall beschlichen und seinen Beschreibungen eine einseitige Uebertreibung gegeben; er rechnet und ziehlet überall, bald auf Schrecken und Schauer, bald auf Trauer und Mitleid, oder einen andern einzelnen Affekt, der Mensch aber und seine volle Größe und Ruhe werden darüber vergessen! Das ist wahr, in Darstellung und Erreichung solcher Scenen und Stimmungen ist er dann sehr glücklich und gewandt. Ueberhaupt herrschet in der Aeneis nicht sowohl epische Ruhe, als theatralische Maschinerey, und gerade dieserwegen werden

alle, die keine Idee der Poesie und kein Zartgefühl für reine Schönheit haben, den Virgil hoch über Homeros hinaufsetzen, weil sie von ihm viel heftiger gereizt und angespannt werden, wie der rohe Barbar allemal den grellen Farbenanwurf dem vollendetsten Gemälde vorziehen würde. Die einfachen großen Bilder und Gleichnisse des Homeros sind dem Mantuaner zu verschwenderischen Ausmalungen geworden und er gleicht hierin einem Maler, der, statt seine ganze Kraft auf die Hauptfiguren zusammenzudrängen, sie lieber an den Verzierungen vergeudet. Oft sind die Bilder eher verdunkelnd als aufhellend, und wir sehen wohl, daß dem Dichter eigentlich nur um das Bild zu thun war. Wird das Einzelne in einem solchen Werke nicht von der Einen Seele mit der Strenge der Natur beherrscht und zusammengehalten, so empfangen wir eher den Eindruck einer chaotischen Gährung als lebendigen Schöpfung. Bey erschütternden Schilderungen thut die römische Düsternheit dem Dichter die besten Dienste, und wenn er in ein Gebiet kömmt, wo die Imagination nur zusammenzutragen und zu vergrößern braucht, so zeigt er sich in seiner vollen Stärke. Es möchten die nächtlichen Erscheinungen Hektors, der Brand und Einsturz Troias, die Flucht des Aeneas, das Ungewit-

ter auf dem Meere u. s. w. unübertrefflich genannt werden.

Es ist nichts geringes, mit dem vorzüglichsten Kunstvolke und unter diesem mit dem Vater der Dichter verglichen zu werden: wer sonst sehr vollkommen und glanzvoll erscheint, kann leicht von dem Lichte des Homeros wie ein irdisches Licht von dem Sonnenschein verdunkelt werden. Indeß geht aus den wenigen angegebenen Zügen deutlich hervor, daß Virgilius, und wohl die Römer überhaupt, nichts in seiner schönen ruhigen Mitte nahmen; sie dehnen immer eine einzelne Beziehung übermäßig aus, worinn eben die alles überwiegende praktische Richtung besteht. Die Römer konnten vollendete und in ihrer Art von keinem andern Sterblichen erreichbare Werke bilden, wenn sie sich das Praktische selbst zum Gegenstande wählten; denn so fanden sie in sich seine lebendige und natürliche Form. So sie aber diesen festen Boden verließen, geriethen der Inhalt und die Form ihrer Werke in einen innersten tödtlichen Widerstreit, und indem das am Inhalt vermißte Praktische sich um so entschiedener der Form bemächtigte, strafte sie ihr Genius für seine Verschmähung. Die Grazien der Römer waren mannhafter, ihre Musen geschäftiger und wirksamer Art; sie hätten sich nie anstrengen sollen, die Kunst

als

als bloßes schönes Spiel, als freye zarte Formerzeugung zu lieben, dann wäre ihnen dieselbe in einer weitern Bedeutung von selbst erschienen, als lebendige geistige Natur und selbstständige Form aller ihrer Bildungen. Wie, wenn der Held im Augenblicke einer großen und schweren That nur darauf sinnen wollte, sich schön und den Augen der Zuschauer gefällig zu benehmen, die ganze Erscheinung sich in ein leeres Formenspiel verwandeln müßte; nur wenn seine Seele, ohne für ein andres Sinnen Raum zu finden, von der ewigen That ganz erfüllt und getrieben ist, umleuchten ihn von selbst die Stralen einer erhabenen Schönheit.

In der lyrischen Dichtart mußten die Römer glücklicher seyn. Das Lyrische zog sie von selbst auf das eigenthümlich Römische hin. Der lyrische Schwung verlangte nach Größe und Pracht, und hier fand er ein reiches Feld; das lyrische Wesen als Ausdruck von Gedanken und Empfindungen, die wirklich das Herz erfüllen und stacheln, verlieh diesen Dichtungen nothwendig den ächten römischen Ernst und die römische Kraft. Die geistige Theilnahme des Dichters konnte hier sich ungehindert überall auf die praktische Seite der Dinge, der Thaten und Begebenheiten werfen, und, wenn es seine Stimmung wollte, ganz auf ethi-

sche Gedanken und Gesinnungen einlassen. Die Lyrik als Erguß einer überschwenglichen Gemüths- oder Geistesstimmung ist eigentlich nothwendig einseitig und übertrieben: das Gemüth, der Geist wird von einem einzelnen Affekt beherrscht und getrieben; hier kann keine Verirrung statt finden, es sey denn aus Mangel oder aus Ungeschmack. So bewahrte die lyrische Poesie von selbst die Römer vor Abwegen. Die römische Lyrik ist zwar so wenig eine musikalische Auflösung der Welt und der Seele in das Unendliche, als die griechische, ja sie ist in ihrer Form noch um vieles unfreyer, weil sie, zu folge der römischen Sprache und des römischen Geistes bestimmter, mehr ein Ausdruck von Gedanken als von schönen Anschauungen und Gefühlen und in allweg schwerer und steifer ist. Als Darlegung römischen Geistes und römischer Gesinnung in einer Form und Gestalt, die ihnen angemessen ist, steht die römische Lyrik der romantischen näher, als die griechische; sie hat schon ein überirdisches Leben in ihrem tiefsten Hintergrunde, das Unendliche, das, wenn es gleich noch nicht in das Gemüth, in die volle geistige Anschauung und Empfindung hervorgebrochen ist, doch dem Willen und seinen Bestrebungen vorschwebt. Der Naturdienst hat sich überhaupt mit den Griechen geschlossen; es sind nur noch Nachklänge und Ueberbleibsel bey den Römern, der

Geist nahet schon den Pforten des neuen himmlischen Lebens, wohin ihm der Wille vorangeeilt ist. Die römische Lyrik ist in Horatius in ihrer ganzen starken Schönheit, reich und über allen Tadel erhaben erschienen.

Für die komischen und satyrischen Spiele war der Römer viel zu ernst und schwerfällig. Ihm ist nie bloß um muthwilligen Scherz und Laune zu thun und er versteht, wie man sagen könnte, keinen Spaß. Er hat auch hier seinen bestimmten Zweck, und ihm gebricht die satyrische und komische Stimmung sowohl, als auch das Leichte und Luftige der Formen, das diese Spiele erheischen. Die römischen Satyren sind vernünftige Rügen und derbe Züchtigungen des Unstatthaften, und öfter zu kränkend und bitter, als daß ein zarter Sinn sich daran ergötzen könnte. Sie sind im Grunde die entferntesten, die indirekten Folgerungen und Anwendungen einer vernünftigen Lebensphilosophie.

Aber selber in den philosophischen Untersuchungen und Darstellungen brachten es die Römer zu keiner bedeutenden Höhe. Ob sie gleich keine bestimmte Offenbarungen des Göttlichen kannten oder anerkannten, und jene Studien dem ganzen Ernste einer das Unwandelbare suchenden Seele zu ent-

sprechen scheinen: so lagen sie doch zu hoch über das gewöhnliche Leben hinaus und erheischten eine zu strenge Abgezogenheit von demselben, als daß sie das Gemüth und den Geist des Römers ganz beschäftigen könnten. Die Werke der römischen Weisen halten von Ferne keine Vergleichung mit der platonischen Vollendung aus, noch sind sie durch Spekulation und wissenschaftliche Tiefe vorzüglich. Die höhere Seite des Geistes ist ihnen wie verschlossen, ihre Anschauungen und Bearbeitungen sind ausschließlich auf die praktische und ethische gerichtet; es sind die Verhältnisse des menschlichen Geistes die eigentlichen Aeußerungen, denen sie ihre ganze Aufmerksamkeit und Forschung schenken. Solche Lebensphilosophen waren Cicero, Seneca, Marcus Aurelius u. a., die nach Maasgabe ihrer Zeiten bald die Anstrengung im Wirken, bald die heldenmüthige Stärke im Dulden auf eine seelenerhebende Weise anpreisen. Unter den vielen griechischen Schulen war es besonders die Stoa, welche dem römischen Sinn und Geist am genauesten entsprach, und gegen den traurigen Verfall des spätern Roms manigfaltige Tröstungen gewährte. Eine unbesiegbare Macht der Tugend, eine unbeugsame Stärke des Willens und in diesen ein nie versiegender von allem Aeußern unabhängiger Born von reiner Seeligkeit, das war der lezte aber sichere Anker im wü=

sten Zerfall und Untergang aller Dinge. Wie wenig Geschick die Römer zu tiefen Untersuchungen hatten, ist schon das ein sprechender Beweis, daß sie keine Schule zu stiften vermochten und ihre Systeme nur von den Griechen entlehnten, und wie flach und unhaltbar sind meistens ihre Theorien über einzelne Gegenstände, selbst über solche, worinn sie selber Meisterschaft übten! Kann es z. B. etwas Ungedachteres geben, als der Horazische Brief an die Pisonen, wenn er anders eine Theorie der Dichtung seyn soll? Die Schwere des römischen Körpers gestattete nun einmal keine Erhebung über die Erde, über den festen praktischen Boden, und wenn er die leichten Sprünge und Flüge versuchen wollte, so konnte er nicht anders als Schaden nehmen, so, daß er dann statt zu stehen, ganz zur Erde fiel, und daß sich das Wagestück selbst bestrafte. Schritt aber der Römer auf dem festen Boden einher, so überragte er an Größe und Stärke alle andre Menschen, und es kündigte seine Gestalt von selbst den Herrscher der Erde an. So sind die Römer, wie in andern Zweigen der Staats- und Kriegskünste, auch in der Gesezgebung groß gewesen, und es haben, übrigens unbedeutende Kaiser hierinn einen ewigen Nachruhm erlangt.

Die eigene römische Bauart unterschied sich von der griechischen wie die Dichtung. Das luf-

tige und expansive Streben der Griechen war der Schwere und Contraktion gewichen. In einem ächt römischen Gebäude ist gleichsam das Gewicht eines unerschütterlichen Willens sichtbar. Es ist keine tiefe romantische Bedeutung, es ist das Gediegene und Unverbrüchliche der Felsenmassen, oder des in den Erdschachten verschlossenen Metalls, wohin die Theile eines römischen Tempels zusammendrücken.

In den bildenden Künsten der Griechen und der Römer findet sich ein gleichfalls tief charakteristischer Unterschied. Die griechischen Bildhauer waren bemüht die Schönheit zu offenbaren, und wählten Gestalten und Formen, die ein vollkommnes Gleichniß derselben zu seyn vermochten. Sie suchten in ihren Statuen den ewigen Augenblick der vollendeten Schönheit zu treffen und festzuhalten, wo dann das göttliche Gebilde in ruhiger Fülle und Blüthe da stand. Der Römer richtete sein Augenmerk auf sinnlichen Ausdruck und Stärke, und was ihm die Stärke zunächst bezeichnete, schien ihm der passendste Gegenstand seiner Kunst zu seyn. Er schenkte daher seinen Fleiß den Kriegern, Ringern, Fechtern u. dgl. am liebsten, und er lauschte sorgfältig auf den Moment ihrer größten Anstrengung und des thätigsten Ausbruches aller Kräfte, um denselben so lebendig als möglich aufzuhaschen.

Der römische Geist schlug die glückliche und natürliche Richtung zur Malerey ein; wenn er anders nicht auch hier das gehörige Maas überschritten und dem gewaltsamen Ausdruck zu unbedingt gehuldigt hätte. Die Malerey stellt freylich die Entwickelungen und Ergießungen eines innern Lebens dar, aber es darf nie vergessen werden, daß es ein Leben der Schönheit ist, welches leise zu den zartesten Aeußerungen aufthauet.

Wie größer und freyer zu einer Zeit die Römer waren, um so mehr zog ihre Natur sie von den schönen sanftmüthigen Künsten weg. Selbst in den frohesten und müssigsten Stunden, wo der Mensch zumeist zu Spiel und heiterer Abspannung gestimmt ist, fanden sie an wilden grausamen Kämpfen ihre Lust — an den Ringer- und Fechterspielen und den vielfachen Bildern und Uebungen des Krieges. Zur Bühne konnten sie sich nie erheben und überließen, was wohl das Sprechendste ist, das Herrlichste den Sklaven! Die Werke des Schönen lassen sich nimmer zum Nothbehelf herabwürdigen, und verschmähen vor allem eine harte, grausame oder knechtische Brust. Wer sein Herz nicht den reinsten menschlichen Regungen zu erschließen vermag, und nicht alle Wünsche und Kräfte seiner Seele in den Holdseeligen befangen fühlt, den werden sie nie mit ihren Kränzen schmücken.

In ihrer Art waren die Römer vor allen Völkern groß und werden zu allen Zeiten preiswürdig bleiben. Sie haben die Aufgabe des Weltgeistes auf eine hehre erstaunungswürdige Weise gelöst; sie stehen am Schlusse der alten Zeit als die in aller sinnlichen Größe und That ganz ausgewachsene Menschheit da, und schauen wie ein kolossalisches Bild des Lebens über das Meer der Vergangenheit zu uns herüber! Das römische Daseyn ist die lezte höchste Kraftanstrengung der ganzen alten Welt. Von da sollte sie mit allen ihren Hinfälligkeiten absterben und alles auseinander sinken; denn schon hatte ein himmlisches Morgenroth im Osten einen neuen höhern Tag verkündet, und die Stralen der Sonne rötheten bereits die Spitzen der Berge.

Die Araber.

Auf den Tod folget Auflösung, Verwesung, die ein Uebergang des Todten zu einem neuen Leben und wie seine lezte Läuterung ist. Das römische Reich hatte die Staaten gegen Aufgang und Niedergang verschlungen, und es war sein Körper zur ungeheuren Größe angewachsen. Dadurch wurde er seiner Seele überlegen, für sie drückend und tödtend; indem bald der ursprüngliche römische Kern unter der Masse nicht mehr sichtbar

war. Und wie denn die Verwesung in den edelsten Organen zuerst vor sich geht, so nahm das römische Leben in den Kaisern die Richtung einer wilden, sich selbst vernichtenden Begierde. Das selbstsüchtige Streben der Häupter und die damit verbundene Trägheit und Schwäche theilte sich den Gliedern mit; so wie die Gemeinorgane von ihren Funktionen abließen, lösten sich die geistigen Bande auf, Rom zerfiel in seinem Innern. Ein siecher Körper kann in einer lebendigen Naturumgebung nicht lange bestehen; besonders sind ihm jene Zeiten, wo alle Lebensmächte von neuem bewegt werden, wie Frühling und Herbst gefährlich und tödtend. Die kräftigen Lebensgeister dringen von allen Seiten zu heftig auf den Wehrlosen ein, und er kann der Regung einer Neugeburt in seinem Innern, die die schwachen Bande zu lösen strebt, nicht länger widerstreben. Die erweckten germanischen Stämme brachen wie ein kräftiger Frühling in die römischen Länder ein, und das schwache winterliche Leben der Weltmonarchie zog sich vor ihnen in die fernern Theile gegen Aufgang zurück; da erhob sich wie ein Sturmwind das Volk, dem die eigentliche große Weltauflösung zu vollenden bestimmt war.

Die Araber, gleichsam am untersten Saum des Orients, vollzogen die lezte Rückwirkung des großen Lebens der alten Welt; es waren die lez-

ten phosphorischen Flammen, die noch die Gebeine der Entschlafenen umleuchteten! Wie, wenn das Licht des Hauptes erloschen und das Leben aus dem Herzen gewichen ist, die niedrigen Systeme an ihre Stelle eintreten und besonders die Geschlechtskräfte, als gleichsam ein irdischeres Gehirn, zu herrschen anfangen: so ging es in dem Leben der Sarazenen. Das Göttliche und Gemüthsreiche ist ihnen aus der Bildung und der Religion des Orients entschwunden, und nur eine wilde sinnliche und fleischliche Glut geblieben.

Zwischen Felsen und Sandwüsten, in einer öden Natur, wo die Sonne nur Gluten zum Versengen hat, und feindseelige Winde jede Spur der menschlichen Hände überwehen und zerstören, kann das menschliche Wesen sich zu keiner Milde und Schönheit aufschließen; der Mensch gleicht der umgebenden Natur, er verwildert; sein Inneres gleicht einem drohenden Feuer, seine Unternehmungen sind reissend und verheerend, wie die Winde über den Sandmeeren, sein Herz ist rauh und öd, wie die Felsen.

Verfolgung und Druck hatten die Glut in den Seelen Mahomeds und seiner Anhänger lange genährt und gereizt, bis sie endlich ausbrach wie ein Bliz vom Himmel und schnell die halbe Welt in Brand sezte.

Die Araber sind ein schmelzendes, auflösendes Feuer; ihr Inneres ist eine glühende Vermischung des Geistigen und Sinnlichen. Das Geistige zeigt sich an ihnen zumeist von der Seite, von welcher es das Sinnliche zunächst berühret, als Verstand, Wille, Thatenmuth u. s. w. Das beygemischte Sinnliche ist ebenfalls nicht das Träge, noch das Ruhende oder Schöne, sondern das Thätige und Heftige, die reissenden Triebe, die verzehrenden Leidenschaften und Gefühle. Der Verstand leitete den Araber in seinen Unternehmungen wie ein scharfes Auge, und verhalf ihm zu vielen wichtigen Entdeckungen. Doch ließ das sinnliche Feuer den Verstand zu keiner Ruhe kommen; wir finden in den Künsten und Wissenschaften des Arabers nichts mit Ruhe und Beharrlichkeit durchgeführt und ausgebildet; alles trägt das Gepräge von schnellen zufälligen Geistesblicken und Verstandeserleuchtungen, was allen seinen Erfindungen und Gedanken einen Anstrich tiefer Genialität gibt. Die wilden sinnlichen Mächte trieben den Araber innerlich und äußerlich unaufhaltsam fort; seine Seele ist wie die nie ruhende Feuerflamme, sein Leben ein Sturm, der durch die Länder fähet. Eine wilde Phantasie zieht den Araber in die Ferne, er liebt Ebenteuer und Mährchen, seine Sprache ist geflügelt, heftig und abgebrochen wie Feuerfunken; seine

Gedichte mit den vielen gleichen Reimen sind wie ein Versuch den weiten leeren Begriff auf sinnliche Weise zu erfüllen und zu beleben. Bey aller Tapferkeit ist der Araber weich, aber es ist nicht die Weichheit des Gemüthes, sondern die Weichlichkeit des Fleisches; das Feuer, das die Völker durch des Arabers Schwerd auffrißt, schmelzt auch ihn: so ist seine Tapferkeit keine klare und große Geistesstärke, sondern wilde und finstere Furchtlosigkeit.

Die wütende Flamme verzehret mit den andern Dingen eben so schnell sich selbst, das Reich und die Bildung der Araber war von kurzer Dauer. Wie die Flamme gegen Abend auf die lebendigen Völker stieß, konnte sie selbe nur anregen und selbst gegen den Orient locken; als die Pflanze des Orients gereift und gestorben, trug der Sturm den Samen in die Abendländer, wo er später, wie z. B. in Spanien so herrlich aufgeblüht ist. Durch den Druck des gesammten Occidents ward endlich die Flamme gedämpfet und die neue Welt erhob sich heiter über die alte Verödung.

Wie bey den Dingen der Natur und den großen Weltkörpern, so geht bey den Völkern und der Menschheit die reine organische Wärme am Ende in verzehrende Flammen aus; es ist dieß

die lezte Opferglut auf dem Altar des Unendlichen! Noch liegt das weite türkische Reich wie eine wüste Brandstätte; ein Haufe Trümmer von Völkern und Staaten in Mitte der Welt, und steht als der dauernde Tod des ganzen Orients dem Leben des Occidents gegenüber! Doch glimmet noch Feuer unter der Asche, und wenn der Funke einst verdorrte Wesen ergreift, so wird er sich schnell zur lichterlohen Flamme erheben. Wie einst von den Sarazenen für den Orient, dürfte von den aus dem Norden herabgeschwemmten und in einen großen langsam gährenden Haufen zusammengeworfenen Stämmen für den Occident die Auflösung und der Untergang ausgehen, und man von diesem Mittel- und Gränzvolk aus, einen ungeheuren Weltbrand sich von neuem entzünden sehen!

Die romantischen Künste.

Der höchsten Thätigkeit folget die Sehnsucht nach Ruhe, den Ungewittern Stille; die Natur schweiget und scheint wie nach einer heftigen Anstrengung und Ermattung sinnend ihre Kräfte zu sammeln und zu ordnen. Der großen Entfremdung und Abschweifung von dem Gemüthe, als der Wurzelkraft alles menschlichen Geistes und Lebens, folgen innigere und allseitigere Erre-

gungen und Ergießungen desselben nach. Die der lyrischen gegenüber stehende rein musikalische Seite des Gemüthes, als ein gänzliches Zerfließen in den Urtiefen des Unendlichen, ist durch eine heisse göttliche Sehnsucht bezeichnet, die wir mit dem Anbeginn des romantischen Geistes erwachen sehen. Alles Leben tauchet wieder in den Schoos der allgemeinen Mutter unter und geht als ein neuer Pulsschlag des Unendlichen verjüngt hervor!

Auf den schwülen römischen Tag und die Stürme der Araber kam Abspannung, Ruhe, Nacht. Die nach der Gestaltung ringenden Bildungen hatten die höchste Spannung der Form überschritten; die Ströme der Völker waren auf ihren verschiedenen Wegen an die Dämme und lezten Gränzen der Welt gekommen, wo sie einander begegneten und in einander überquollen. Gleichsam aufschwellend und ihren Fortfluß versuchend, standen sie einige Zeit still, dann drängten sich die Fluten mächtig und hinreissend rückwärts und suchten die Quelle, von der sie ausgeflossen waren; es begann die große Weltflut. Die allverbreiteten Regungen, Anstösse, die vielfachen Vermischungen und Wanderungen der Völker sind wie ein nothwendiger großer Rückgang in der Mittezeit alles Lebens zu betrachten. Alle Lebensgeister strebten nach der ursprünglichen Hei=

mat und dem Mittelpunkte zurück; alles sehnte und drängte sich nach dem Orient! Es war dieses ein tief in der menschlichen Seele und den Herzen der Völker verborgenes, izt herausbrechendes Heimweh. Die Ströme suchen rauschend den verlassenen Schoos des Ozeans; die Pflanze, aus ihrem heimischen Boden gerissen und in andere ferne Länder versezt, wird zu gewissen Zeiten von einer heimatlichen Sehnsucht erreget und gezogen; die Vögel haben ihren Zug, und keine Weite und keine Gefahren können die Liebe zur süßen Heimat tilgen. Der Ortssinn der Thiere ist bekannt; wie vielen wird eine Beraubung der Heimat tödtlich? andere jammern und klagen, andere wissen auf wunderbare Weise die Wege auszuspüren. Die Macht der Zeiten ist nicht geringer; die Blüthe der Reben weiß sich bis in die fest verschlossenen Fässer hinein zu schleichen; das Keimen der Pflanzen und Erdfrüchte dringt bis in die todten Keller und Gewölbe. Auch der Mensch hat seinen Ort und seine Zeit, alles hängt innigst und wunderbar zusammen! Die großen Weltbegebenheiten mögen dem flüchtigen Blicke wie abgerissen und gewaltsam erscheinen, in der That aber geht alles stetig und ruhig fort und es werden die größten Erschütterungen so allmählig, als der sanfteste Fortfluß bereitet und vollendet. Der Gang der Weltgeschichte ist wie

der Umlauf der Erde, der an Schnelle jede andre irdische Bewegung übertrifft und doch von keinem verspürt wird. Es ist merkwürdig, daß die Anfänge der Völkerwanderungen mit dem beginnenden Christenthume zusammentrafen. Die elektrische Erregung ging in dem innersten Mittelpunkte und den äußern Gliedern gleichmäßig vor, der göttliche Funke zuckte blizschnell durch alle Theile, und es begann ein allgemeines Aufwachen. Während der Grund und die Quelle alles Lebens, die Religion, die starren Schalen zerbrach und aus den todten Aeußerlichkeiten in ihre innere freye Lebendigkeit zurückging; während so die lange verschlossenen Thore des Himmels gesprenget und die Menschheit mit dem Ewigen wieder auf eine lichtvolle, lebendige Art verbunden und versöhnet ward, richtete sich alles zu dem Unendlichen empor. Wie die Apostel von Judäa ausgehend aller Welt ein neues himmlisches Jerusalem predigten, strömten die Nationen nach dem irdischen Jerusalem zusammen, und waren bemüht, so wie Christus in dem ewigen unsichtbaren Aufgang aller Dinge ein unzerstörbares Welt- und Himmelreich gegründet, zum Nachbilde desselben ein den Frieden und alles Glück der Völker begründendes und sicherndes Weltosterreich zu stiften.

Man

Man kann die Kreuzzüge in mancherley Rücksichten als eine allgemeine und siegende Enthüllung der neuen Welt betrachten; denn da brach sie wie ein mächtiger Geist aus allen Gestalten hervor. Sie mußte freylich lange wachsen und anschwellen, bis es zu diesem Ausbruche kommen konnte. Man darf sich überhaupt das Leben nie so denken, als ob es bestimmte Zeiten und Epochen ganz schlösse, ehe es andere und neue anhöbe; in der Natur und der Geschichte greifen die Zeiten weit in einander hinüber. Wie viele Gegenden lachen schon im Schmucke des Frühlings, während die andern noch Schnee bedecket! Schon unter der rauhen Eisdecke fängt die Erde zu grünen an. Es gibt Pflanzen und Blumen, die sich zu dem Winterschlafe nicht anschicken wollen, und die in einer erstorbenen Natur das Andenken an den längst verschwundenen Sommer und Frühling erhalten. Die neue Zeit war schon hoch gewachsen, als die römische Macht noch glänzte, und die neue Kirche lag wie ein himmlisches Kind noch lange im Schoose der alten.

Der Grundcharakter der neuen Welt ist die Freyheit und allseitige selbstständige Scheidung, wie der der alten Welt die Einheit und unterwürfige Verschmelzung war. Die Völker in Asien flo-ßen nach jeder Bewegung und Umänderung so-

gleich wieder in große Staaten zusammen, die den dortigen unermeßlichen Flächen oder dem Meere glichen, das nach jedem Sturme sich schnell wieder ebnet. Die Länder gegen Abend waren durch Berge, Seen, Flüße und große Wälder geschieden, die Völker trennten sich frühzeitig durch eigene Charakter- und Sprachbildungen und waren innerlich schon lange getheilt, ehe die Scheidung sich in den Wanderungen, in den verschiedenen eigenen Staatenbildungen ganz offenbarte. Der Freyheitsquell der neuen Welt kömmt aus dem Innersten der Menschheit, er ist zu tief und zu stark, als daß er auf irgend eine Weise könnte zerstöret oder auf lange in seinem Laufe gehemmt werden; was man auch fürchten oder versuchen mag, eine eigentliche Weltmonarchie wird nie wieder erstehen; die neuern Staaten können nur als eine große Völkerrepublik gedeihen. Die Freyheit ist eine Uebermacht des Lebens und Geistes über die Formen, ein Hervorbrechen des Unendlichen aus den Gestaltungen. Mit der neuen Zeit, die eben eine Rückkehr zu dem Unendlichen ist, mußte die Freyheit nothwendig siegen und diese alle Bande lösen. Den neuen Völkern gingen die Formen und das Leben, der Leib und die Seele, das Irdische und Göttliche streitend auseinander; die neuen Künste sind ganz geistig, das Leibliche in ihnen ist nur scheinbar, es sind

freye Künste im höchsten Sinne. Der Orient stand unter dem Gesez und war gebunden; wie das Gesez der Freyheit wich, mußte der Orient von dem großen Schauplatze der Welt, auf dem er bisher geherrscht hatte, abtreten, und es trat der Occident auf die Bühne ein. Das Leben des Orients erlosch, selbst die göttlichen Offenbarungen, diese zweyte geistige Weltschöpfung, schlossen sich, alles trat seinen Rückgang, den eigentlich göttlichen Untergang an, schon flimmerten die ewigen Gestirne, es nahte die göttliche Nacht, es begann der Occident der Geschichte. Die herrlichste Blume der Morgenländer, das Christenthum, konnte erst in den Abendländern eine bleibende Stätte und lebendige, alldurchgreifende Verbreitung erlangen; der Mittelpunkt der neuen Kirche ging in den Occident hinüber. Das Innerste des Christenthums ist eine himmlische Freyheit, man kann dasselbe seinem Wesen und seiner Richtung nach die eigentliche Religion des Abendlandes nennen; es ist seiner Natur nach die Seele und das reinste Urbild der ganzen neuen Welt!

Die Völkerstämme gegen Abend und Mitternacht, welche in das römische Reich eingedrungen waren, hatten sich mit den Römern gleichsam verschmolzen. Sie nahmen vieles von den Besiegten an, so wie sie ihnen hinwiederum manches

mittheilten. Diese lebendige Verbindung äußerte sich zunächst und am stärksten in dem unmittelbaren Erzeugniß des Geistes der Sprache. Es entstanden jene Sprachen, welche bey tiefer innerer Eigenthümlichkeit doch eine genaue äußere Verwandtschaft zu der römischen hatten, und die deßhalb die romantischen genannt werden können. Das gleiche Verhältniß fand in den Künsten statt, und die neuern Künste sind zuerst und in vorzüglicher Fülle von den romantisch redenden Völkern ausgegangen, wodurch geschah, daß die ganze neue Kunst als die romantische bezeichnet wurde. Die Schöpfung der Formen war gewissermaßen zu Ende und sie lagen wie ein elementarischer Schaz in vielfältigem Reichthume da; der neue Geist mußte die lange Linie der Bildung zurückgehen und kleidete sich in einen bunt und willkührlich gemengten Schein dieser Formen; es war das Schatten = und Geisterhafte an ihnen, in dem er sich gefiel, das seiner Eigenthümlichkeit zusagte. Das Romantische in seiner engern Bedeutung ist die erste entschiedene Blüthe und die lebensvolle Grundlage der ganzen neuen Kunst. In dem Besitze eines freundlichen ergibigen Bodens mit allen Schätzen und Genüssen der Weltherrscher erfreuet, aus den rauhen Himmelsstrichen in lachende heitere Gegenden versetzet, mußten die romantischen Völker vor allen zu den schönen Spie-

sen gelocket werden. Bey völliger Sorglosigkeit und Musse lagen die großen ewigen Werke der Griechen und Römer vor ihren Augen und entzündeten ihre Seelen zu ähnlichen Schöpfungen; es konnte nicht fehlen, daß bey allseitiger Gesundheit und Munterkeit ihres Wesens jenes Licht sie wunderwürdig befruchtete.

Zu den vollendeten klassischen Werken brachten diese Völker nicht die abgezogene leere Unendlichkeit des Begriffes hinzu, wie einst die neugriechischen Allegoristen zu den Gebilden der Griechen, sondern die wirkliche und erfüllte Unendlichkeit, die als eine ewige Mutter und Quelle aller Dinge dem Gemüthe und der Phantasie innig einwohnet. Es sind die romantischen Stämme zu dem nächtlichen Völkerstrome zu rechnen, dem von Anbeginn eine stärkere Neigung zu dem Unendlichen verliehen war. Sie lebten erst wie in ruhiger Nacht und einsamer Stille, wo die Sinnen und Kräfte des Gemüthes nicht durch mannigfaches äußeres Geräusch angesprochen und ins Leben verflochten wurden, und gelangten so zur völligen innern Reife. Eine große, aber wilde Natur wies sie von außen ab und in sie selbst zurück, und so brachten sie jene innige Fülle mit sich, die nun mit einemmal aller Bande befreyet, in die üppigsten Schöpfungen ausbrach. Das Christenthum erhöhte und verstärkte diese Richtung

sehr; indem es ohnehin die Seele zu dem unsichtbaren Unendlichen erhob und es in einem fernen Glanze wunderbarer Ahndungen, Lehren und Hoffnungen zeigte. Die innerste Wurzel und Natur der ganzen romantischen Kunst ist das Unendliche, und man könnte sie ein Streben heissen, das Unerschöpfliche zu erschöpfen und das Unbegreifliche zu bezeichnen und zu bedeuten. In ihrem innern Wesen und Trachten ist die romantische Kunst immerdar auflösend, nicht aber eine Auflösung, wie die komische, verneinend und zum Wirklichen, sondern zum Höhern und Unendlichen gerichtet; noch auch eine Auflösung, wie die der Tragödie ist, als deren Name mir troz der gelehrten historischen Erklärungen auf einen ursprünglichen Begriff eines Opfers zu deuten scheint. Das Wesen und die Bedeutung der Tragödie zielt schon ohne weiteres auf ein Opfer. Die romantische Muse entstricket alle Geister von den hemmenden Banden, daß sie frey und seelig in den Räumen der Unendlichkeit umherschweben und sich mit allen Dingen verwandt fühlen mögen.

Das Unendliche läßt sich in keine Schranken befangen, es kann mit Worten nur verneinend bezeichnet werden, was die Kunst für immer verschmäht; auf wirkliche Weise vermag es nur eine reiche Phantasie anzudeuten. Das Unendliche hat ein positives Verhältniß zu allen Dingen, wodurch

sie, wenn auf dieses Verhältniß geschaut wird, für das Unendliche bedeutend werden; die romantischen Künste sind daher symbolischer Natur. Die schönste Bedeutung des Unendlichen wird durch eine vielfache und lebendige Fülle des Einzelnen erzielt; es verschwenden deswegen die göttlichen Musen alle Schätze und Formen des Schönen, von den gediegensten Metallen an, bis zu den flüchtigen Tönen und leiblosen Farben, um die Hoheit ihres Gegenstandes würdig zu umkleiden. Diese Kunst ist wie eine unerschöpfliche Weltmusik, die jedem Wesen seinen eigenen Grundton abzulocken suchet, wodurch ein unaussprechlicher Lobgesang des Unendlichen ertönen müßte. Zum Behufe einer unendlichen Versinnlichung und Bedeutsamkeit sind die bestimmten an nothwendige Gesetze gebundenen Vermögen und Seiten des Geistes, Vernunft und Verstand, zurückgehalten; alles Maas und alles Gesez, nur das des Schönen, oder der unendlichen Bedeutung nicht, sind vergessen, die Phantasie als das unmittelbare Organ der Unendlichkeit tritt in die gänzliche Herrschaft ein, und sie öffnet gleichsam alle Schleussen und Adern ihrer schöpferischen Macht und überschüttet das ganze menschliche Wesen mit einem gewaltigen Strom der freyesten, willkührlichsten, buntesten Spiele: Gedächtniß, Verstand und alle Gefühle werden in schwindlichten Flügen durch alle

Räume, Zeiten und Gestalten mit fortgerissen, das Fremdeste und Getrennteste findet sich zusammen, und wie über dem Chaos entsteht schnell eine schöne luftige Welt. Oder die Phantasie zeiget uns ein Wesen, wie ein Gestirn in der blauen Ferne des Himmels, dessen ruhige und bedeutsame Stralen zu den Tiefen eines ewigen Gemüthes winken.

So nahe das Unendliche ist, sind doch seine Tiefen verschleiert, und es ist immerhin nur in den Ahndungen da. Der romantischen Kunst muß die Klarheit der klassischen immer gebrechen, sie geht über Tiefen dahin, die ewig kein Stral zu erhellen vermag. In ihren Werken leuchtet nicht jener besonnene Tag, sondern es sind die Dämmerscheine des Mondes über sie gezogen, es ist jene zauberische Mischung von tiefem Dunkel und phantastischer Helle, die uns umspielt und in die wunderbaren Geheimnisse hineinzieht. Was die Unendlichkeit in ihrem freyen Erscheinen und Wirken zeiget, ist überall da, die Boten und Vermittler derselben kommen uns von allen Seiten entgegen, Geister aller Art, Wunder und mannigfaltige Zauberkräfte, als die positiven oder verkehrten Berührungen des Unendlichen und der Dinge sind auf allen Punkten mithandelnd und das Ganze fortleitend zugegen.

Wie die Kunst überhaupt, so läßt sich auch die romantische in zwey große Reihen scheiden. Die eigentliche Lebensquelle für die romantische Kunst ist schon in der hebräischen und überhaupt in dem Christenthume seiner weitesten Bedeutung nach gegeben, als der einfache Mittelpunkt das Gemüth und das dem Gemüthe einwohnende reine, von allen Dingen unterschiedene Unendliche. Den Umkreis machen die schönen Formen und Weisen aller Völker und aller Dinge aus. Die romantische Kunst stellet das Band wieder sichtbar her, das ehemals ist verloren gegangen; sie schwebet als Phantasie zwischen dem Gemüthe und den schönen Formen, zwischen dem rein Unendlichen und den Dingen, und kann sich in die unendliche Breite ergießen oder in die unendliche Tiefe versenken.

Das stille Dunkel der Unendlichkeit spricht uns beym Eintritt in einen gothischen Dom an. Die hohen schlanken Säulen deuten auf eine gänzliche Befreyung von der Schwere und der Verbindung der wirklichen und beschränkten Welt, worinn das Wesen aller Erhabenheit und das lebendige Gefühl der Unendlichkeit besteht. Die hundertfältigen Verzierungen, die selbst aus starrem Gesteine erblühenden Pflanzen, hervorbrechenden Blätter, Blumen und Früchte winken auf die freyeste und reinste Eintracht alles Lebens;

ein Hauch des Unendlichen wehet durch alles beseelend und alle Binden lösend hin. Der Tempel scheint in den Lüften zu schwanken, zu wachsen, zu grünen, zu leben und in sich selber aufzuwachen.

Auf der Bühne haben die Gestalten an körperlichem Maase und Festigkeit verloren, aber an geistiger Regsamkeit eben soviele gewonnen; die Charaktere, Handlungen und Begebenheiten sind um vieles reicher, flüchtiger und verschlungener geworden, und der Kreis, den die dramatische Darstellung umfaßt, ist um vieles weiter hinausgerücket; ja es sind der neuern Bühne keine Gränzen weiter gestecket, als die, welche in der Dürftigkeit und Unbehülflichkeit der die Darstellung vermittelnden Künste liegen. Das Phantastische und Zauberhafte der romantischen Dramaturgie erstrecket sich bis in ihre entferntesten Verzierungen und Berührungen; der wirkliche Tag ist von der Bühne ausgeschlossen und seine Stelle nimmt ein phantastischer Tag ein, der sich der Phantasie dienstbar bald erhöhet, bald verringert; Zimmer und Säle sind wunderbar ausgeschmücket und geordnet, die schnell verändernde Phantasie treibt mit uns ihr scherzhaftes Spiel und wir werden in einem Augenblicke izt in einen lieblichen Garten, izt in eine düstere Wüste entrückt; bald befinden wir uns an dem Ufer der stürmischen

See, bald in grünen Hainen und lachenden Fluren. Die Romantik hat selbst die Kleidungen der Schauspieler nicht vergessen, und die Gold- und Silberspitzen, die blitzenden Steine und Korallen sind so viele Beweise ihres durchgreifenden Einflusses. Wie die Gliederung und endliche Form an Festigkeit nachließ, drängte sich das Unendliche wie von selbst in reicherm Glanze in die Bühne ein, ja wie viele Werke könnten wir aufzeigen, die bis heute noch aller vorstellenden Kunst vorangeeilet sind, und für die unsere Bühnen noch so vieles von ihrer Beschränktheit und Körperlichkeit ablegen müßten? Die Melodramen, wo die heftigen Affekte musikalisch aufgelöset und besänftiget werden, die Opern, wo alles in luftiger Unbestimmtheit und bunter Vermischung vorbeyfliegt, sind ihrer Bedeutung nach die höchsten Erzeugnisse des romantischen Strebens.

Das romantische Epos gibt sich als eine Erhebung des Historischen in das Romantische und Musikalische durch den reichern Rhythmus und besonders durch den Reim kund. Es verbindet sich mit einer musikalischen Lyrik, und erhebt sich dadurch äußerlich eben so sehr über den historischen Ton, als weit sich sein Inhalt von allen Gesetzen des Natürlichen und Wahrscheinlichen im gewöhnlichen Sinne entfernet. An die Schranken einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Ortes, ru-

higer, allmähliger Uebergänge darf hier nicht gedacht werden; die Geister- und Zaubermächte bringen uns leicht und schnell durch alle Zeiten, an alle Orte; der Dichter kann sich kühn in die verschiedensten Gemüths- und Lebenslagen hineinwerfen, er vergrößert, verkleinert, verwickelt nach Gefallen und verwandelt nicht selten die Welt in einen schönen Zaubergarten.

Die neuere Historie sollte sich am wenigsten vom Gemüthe entfernen; denn ihr ist nicht verstattet, dem Zuge der Phantasie zu folgen, und sie kann allein durch ein tiefes Gefühl und eine gemüthvolle Anschauung des allgegenwärtigen und alles ordnenden Unendlichen romantisch seyn. Sie sollte in alle ihre Darstellungen das Göttliche aufnehmen, und wir sollten keine Profangeschichte mehr haben; eine göttliche Weltbildung und Vorbereitung für ein Ewiges sollte es überall seyn, dem die Historie sorgfältig nachspürte und auf welches sie mit ruhigem Ernste hinwiese.

Was die Geschichte in dem Aeußern und Wandelbaren andeutete, hätte die Philosophie aus dem Bleibenden, dem Menschen und der Natur Einwohnenden zu ergänzen. Die romantische Philosophie soll zu einer ruhigen erfüllten Beschreibung des Grundes, der allmähligen Entwickelung und der göttlichen Bedeutung des Men-

schen und der ganzen Natur bringen, und wie die Historie zur Philosophie, soll sie hinwieder zur lichtvollen Geschichte werden und beyde sich zu einem Ganzen verbinden, worinn allein ihre romantische Fülle und Vollendung bestehen kann. Die Geschichte und die Philosophie fallen großentheils schwerfälligern Vermögen anheim, als die Phantasie ist; sie bedürfen ernster Anstrengung und eines ausdauernden Fleisses, sie können darum nicht so schnell zur Vollendung kommen, wie etwa andere Künste, die keiner so schweren Mittel bedürftig sind und dem göttlichen Grundtriebe aller Bildung um vieles näher liegen. Diese beyden Musen konnten nur nach vielen Versuchen und Irrungen in dem bloß Formellen auf die Höhe des unendlichen Idealen gelangen, wo sie erst einen sichern Boden für ihre Bildungen gefunden haben.

Die malenden und plastischen Künste der neuen Welt wagten sich muthig in das Ewige und Unsichtbare hinein. Freylich mußte dieses der Bildhauerey sehr ungünstig werden, weil sie zufolge ihres Wesens hier nichts zu leisten vermochte, denn der eigentliche Ausdruck des Innern ist dem Meissel auf immer entzogen; sie hatte gleichsam den sichern Boden verloren und unter ihrer zu schweren Hand litten die zarten Ideale. Die Leiden der Märtyrer, der gekreuzigte Christus wa-

ren Gegenstände, die zwar wahr und würdig, aber auf keine vollkommen schöne Weise konnten dargestellet werden; die Gewalt der innern Schmerzen mußte die Ruhe der schönen Gesichtszüge und Körperhaltung trüben.

Die Malerey war um so glücklicher, je mehr sie sich in die Tiefe und Innigkeit des Gemüthes verlor und je mehr Einfalt und religiöser Anhauch dadurch ihren Werken zu Theil wurde, worinn Raphael vor allen preiswürdig bleiben wird. Gab sie den Ausschweifungen einer kühnen Phantasie Raum, so mochte wohl ein Michael Angelo Wunderdinge schaffen, aber für andere war eine breite Straße der Verirrungen geöffnet.

Die neue Musik könnte man am füglichsten mit der neuen Baukunst zusammenstellen und sie ebenfalls, zum Unterschiede von der alten, die gothische heissen. In den kühnen Entfernungen der einzelnen Töne und Weisen von dem Grundton, in der vielfachen Verbindung der Stimmen und Instrumente, in dem allseitigen Reichthum, den sie aus ihrem Schoos ausschüttet, ist sie die reinste Erklärung, Ergänzung und Vollendung von jener. Man kann die neue Baukunst den festen Thron, die Musik die stralende Krone der ganzen neuern Kunst nennen; es sind die beyden großen künstlerischen Brennpunkte, die den

großen geistigen Verein der Künstler bezeichnen, und die sich unter allen neuen Völkern, wie ein gemeinsames Erbgut, fast gleich geblieben sind. Die Orgel ist besonders eine ächt romantische Erfindung, und sie läßt sich in ihrer kühnen Verbindung der Menschen- und Instrumenten-Stimmen so recht wie ein voller Grundton und wie ein großes Sinnbild der ganzen romantischen Musik hören. Die Orgel ist wie eine musikalische Luft, in der alle Töne und Schwingungen begründet sind, die dann von einzelnen Wesen nur vervielfachet, verstärket und verfeinert werden.

Die Natur des religiösen Gemüthes ist Stille und Eintracht. Alle Kräfte und Sinne sammeln sich wieder in seinen ursprünglichen mütterlichen Schoos, und hängen ruhend an der süßen Schönheit und Fülle des Unendlichen. Geschwängert mit den Stralen und Geistern des Unendlichen bricht das Gemüth aus in die Phantasie, es tritt der Moment der Begeisterung ein. Die Phantasie wird nach und nach zur Selbstthätigkeit gespannet und erhöht, und was zuvor ruhend und leidend war, schlägt izt in erhöhte Thätigkeit und Selbstheit aus. So wie die Erregung und Thätigkeit der Phantasie überhand nimmt, entfernet sie sich mehr und mehr von dem Mittelpunkte, und schweift muthwilliger in die entlegensten Gebiete aus. So entsteht natürlich das Phantasti-

sche, welches eine Auflösung des Menschen und der Welt in reine Phantasie genannt werden kann. Die Religion ist sofort der erste Anfang und Anstoß der romantischen Künste, die sich aber bald so weit von der wahren Andacht verlieren, daß diese selbst ihnen eine phantastische Gestalt annimmt und daß das Göttliche den zauberischen Urkräften Plaz machen muß.

Die neuern Künstler sollten wohl überlegen, wie viele Mittel der Darstellung in dem Wesen ihrer besondern Kunst und in der bisherigen Ausbildung derselben liegen; und darnach sollten sie die größere oder geringere Entfernung von der Ruhe und Einheit des tiefen Gemüthes abmessen. Die Skulptur würde sich am sichersten an eine ruhige himmlische Gestalt halten und ohne weiteres Verlangen sich dabey begnügen; die Malerey dürfte in der einfältigen frommen Entschleirung eines göttlichen Gemüthes in Gesichtszügen, Gestalten, Geberden, Handlungen und andern Ausdrücken am glücklichsten seyn; der Lyrik würden wir gerne überlassen, ihre Stralen in das Innerste des Menschen und aller seiner Verhältnisse zu streuen; das Theater möchte das ganze große Leben wie in einen Brennpunkt sammeln, das Epos den Geist in die ganze Welt verstreuen und erweitern; der Musik endlich möchte Himmel und Erde zu

Theil

Theil werden und sie ihre ätherischen Arme wie eine unsichtbare allgegenwärtige Mutter der Künste um das Ganze schlingen, alles durchklingend und beseeligend!

Die alte Kunst ist einer hohen Statue aus unzerstörbarem Stoffe zu vergleichen; der Stral des innern Lebens ist nur erst zur traumhaften Dämmerung gelangt; sie hat die Augen geschlossen und wie sehr sie andere entzücke und welche himmlische Schönheit sie umwehe, ist der Göttlichen selbst unbekannt. Die Werke der Alten sind wie ein fester metallischer Kern, sie wurden langsam und verborgen, aber auf ewige Dauer gebildet, die gediegenen Formen und Gestalten werfen das Licht als hellen Glanz zurück, und widerstehen allem chemischen Wechsel. Die neuern Künste hingegen sind mehr den flüchtigen Geistern ähnlich, welche alles durchdringen, verbinden und in Bewegung setzen. Die Manier der Alten war sehr einfach, überall und lange Zeiträume hindurch sich gleich; die der Neuern ist vielfach, beweglich und nimmer dauernd; von dem innern und unendlichen Reichthum gehen stets neue Erscheinungen aus, der bewegliche Zauberstral verändert sich zu den vielfachsten Farbenmischungen und Spielen, die Schatten treten in immer veränderte Gruppen zusammen, und die luftige Welt

ist in ewiger Bewegung und Geburt befangen. Der romantische Andrang versah die so beweglichen Geister mit eben so passenden äußern Hülfsmitteln. Sogar die Erfindung der Schreibkunst mußte sich auf romantische Weise wiederholen, und der langwierigen Arbeit der Hand stellte sich eine gewissermaßen verunendlichte Schreibkunst in den vielen Druckereyen gegenüber.

Wie in dem lieblichen Frühling sich das Leben der Welt in Farben und Töne, in Blumen und Gesänge ergießt und seine Regungen reicher zusammenfließen, so ertönten, als die neue Zeit sich siegreich erhob, auch überall Gesänge. Diese waren, wie ein reicher Frühlingsschmuck, jung, lebhaft und kräftig; sie wurden eine fruchtbare Grundlage der folgenden Kunstweisen, und gehören, als Zusammenfluß der dichter'schen Quellen und als poetische Erinnerungen an eine ferne, dunkle Vorzeit, in das epische Gebiet. Arthur, oder die Ritter von der Tafelrunde, das Leben Karl des Großen und der zwölf Pairs von Frankreich, der Amadis von Gallien, das wunderschöne Lied der Nibelungen u. s. w. gingen von Mund zu Mund, von Volk zu Volk, von einer Stufe der Vermehrung und Verschönerung zur andern fort.

Bald lösete sich die feste Gestalt der alten Welt in die vier elementarischen Richtungen des

Lebens auf, und der Occident ging, geführt von dem Genius der Freyheit, in vier große Völkerarme auseinander, zwischen denen das weite Frankenreich wie ein verbindender Leib lag. Der anfänglichen ruhigen Längenbewegung der Deutschen eilte die klare genußlustige Breite der Italiener bald voran; die erhebende spanische Höhe, die düstere Tiefe des Engländers bilden, wie die höchste geistige Expansion und Contraction, die Schlußpunkte und die zumeist in den ganzen Weltlauf hinausreichenden Bande des großen occidentalischen Lebens. Wenn wir den kleinen Punkt England mit der großen Macht, mit dem allverbreiteten Einfluß und den starken Verbindungsmitteln der Welt, als Handel, Politik u. s. w., in deren Besiz sich die Engländer zu setzen wußten, vergleichen: so empfängt diese Insel eine sonderbar tiefe Bedeutung, und scheint uns wie ein unverrückbarer Mittel- und Schwerepunkt der Völker in den Meeren da zu liegen. Die ältere und die neueste Geschichte der Engländer bieten zu diesen Betrachtungen unzählige sehr sprechende Anlässe und Belege dar. Spanien verbreitete sich frühzeitig in andere Welttheile, ja ihm war beschieden, eine neue Welt zu entdecken! In Italien fiel alles auseinander, und es war nie eine Macht im Stande, dieses Volk zu vereinigen;

Deutschland gab für die europäische Welt die ernährenden Mittel her, und Frankreich verarbeitete und verbreitete dieselben.

Man könnte die Grundverhältnisse der großen europäischen Völker unter verschiedenen sinnreichen Bildern darstellen. Man könnte den Sinn und das Leben der Deutschen dem stillen, einfachen, tiefen und ernsten Gemüthe vergleichen; das Wesen der Italiener dagegen ist wie eine heitere, schöne Sinnlichkeit; das französische Colorit ist ein leichter lebhafter Verstand, und in demselben enthaltener flüchtiger Wiz, gefälliger Geschmack und eine allseitige Politur des äußern Lebens. Der edle Spanier ist eine große, aus den Gründen des Gemüthes aufflammende Phantasie, der Engländer eine tiefe schwermüthige Vernunft. Mehr sinnlich und äußerlich betrachtet, wäre Deutschland das Herz der neuen Welt, wo das Leben seinen Siz und Ursprung hat; das Land der Franzosen ist ein geschäftiger Magen, in den alle leckeren Nahrungsmittel zusammenfließen, der alles verdauet, sondert und ordnet und die bereiteten Säfte den Gliedern zuführet; Spanien und England sind das geistige und irdische Haupt; lezteres verbindet alle Nerven und leitet im Verborgenen alle Functionen, ersteres ist die heilige Stätte der Gedanken. Der Italiener nimmt sich die Sinne zu seinem Antheil, die äußerlich an

dem Leibe angebracht sind, die sich bald zu diesem, bald zu jenem Theile halten, und immer auf schöne Genüsse Jagd machen.

Der Geist aller neuern Künste ist eine enge Verwebung der Phantasie und des Gemüthes, oder das Unendliche in phantastischer Form; diese Verbindung läßt sich als ein großer Umkreis vorstellen, in welchem die nationalen Künste, als eine größere oder geringere Entfernung der Phantasie von dem Gemüthe, im Ausgange, oder Hinstreben nach demselben, kurz, als mehr gemüthlich, oder aber als mehr phantastisch erscheinen. Die germanische Muse würde sich als noch dem Gemüthe zunächst liegend und gleichsam den Ausgang bezeichnend und bewachend zeigen; denn nicht allein sie ist die älteste Schwester, sondern dem innern Wesen nach die Wurzel und Quelle der andern neuen Künste. Eine gewisse Dürftigkeit und züchtige jungfräuliche Scheue ließen sie nie so verwegen und kühn ausschweifen, als die andern thaten; treuherzige Einfalt und stiller Ernst blieben immerdar ihr höchster Schmuck.

Der italienische Geist wagte sich am weitesten von dem Mittelpunkte weg und ist einem luftigen Zerfließen in das Unendliche der Welt zu vergleichen. Ein flatterhafter, höchst mannigfaltiger Sinn, leichtsinnige Fröhlichkeit, Weichlich-

keit, Ueppigkeit bezeichnen seine Flüge. In dem Engländer hat sich die entfernende Richtung bereits umgewendet, und er suchet den verborgenen Quell mit heissem Durste. Schwermüthiger Tiefsinn, und eine heftige Glut der Leidenschaften — gleichsam der Zusammendrang aller Geistes- und Sinnen-Vermögen auf einen tiefen Mittelpunkt, reissen alles zu einem Unbekannten fort. Das mit heissem Verlangen gesuchte Ziel hat der glückliche Spanier gefunden. Die Flammen der Phantasie haben die Höhe des Gemüthes wieder erreichet, und seine Muse gibt ein göttliches Bewußtseyn der Vollendung kund. Die Werke eines von der Kunst beynahe vergessenen Volkes deuten auf die gänzliche unglückliche Zertrennung des Gemüthes und der Phantasie. Von dem Leben und Inhalt geschieden ist ihm die Phantasie selbst verdorret, und es treibt sich mit den leeren Formen um. Das Eine Lebendige ist ihm in die todten Bestandtheile zerfallen, und statt den Einen Seelenpunkt zu treffen, strebet es bald nach diesem, bald nach jenem Bestandtheil, izt nach Erkenntniß, dann nach Gefühl und Rührung, vermag aber nimmer durch äußere Zusammensetzung das Leben hervorzurufen.

Wie die neuere Kunst in ihre vier Hauptarten, so hat sich auch in der neuern Musik die Eine Menschenstimme, als das tragende Element

aller Musik in ihre vier Dimensionen geschieden, was uns von neuem die wunderbar durch alles greifende Kraft der einmal erwachten Romantik zu Gemüthe führet. Man könnte die Künste der vier Hauptvölker, besonders in Sprache und Ton mit den vier Grundstimmen der Musik zusammenhalten, weil ohnehin die ganze neuere Kunst in ihrem Wesen und Ziel musikalisch ist. Der frohe italienische Tenor und der tiefe volltönige Baß der Spanier würden von den andern beyden Stimmen, dem melancholischen engländischen Alto und dem kindlichen deutschen Diskanto leicht zu unterscheiden seyn. Der Franzos müßte sich leider mit einem Instrument, als einem bloß Mittönenden und Darstellenden, oder gar mit andern Diensten und Geschäften bey der göttlichen Weltmusik begnügen.

Die Franzosen.

Die Franzosen sollten die romantischen Aegypter seyn. Der ordnende Geist der Welt hat sie in die Mitte der neuen Völker gelagert, und sie mit einem frohen, beweglichen Sinne für Geselligkeit, mit dem zum Sammeln und Verarbeiten aller Art erforderlichen Trieben und Talenten reichlich ausgestattet. Das Wesen des Franzosen ist eine darstellende Fertigkeit des Verstandes, er weiß, so wie seine eigene Person, so auch alle

seine Sachen auf eine vortheilhafte und gefällige Weise anzubieten; in seiner Politik, seinem höflichen Leben und Benehmen, in der Politur seiner Sprache und aller Werke kündiget sich diese Gewandtheit an. Diese Richtung that anfänglich der französischen Bildung einen glücklichen Vorschub, der Geist strebte bald sich in leichte gefällige Formen zu finden, und die Franzosen gingen auf dem Wege der Dichtung den andern Völkern voran. — Wie die reizbarsten Bewohner der Lüfte, die aber im Gesang weder anhalten, noch sich besonders auszeichnen, zuerst den Frühling ankünden, so wirkten die Troubadour's oder Provenzalen mit ihren leichten Dichtungen auf die Italiener und Engländer, vor deren schönern Gesängen sie aber bald verstummen mußten. Der französische Geist zeiget sich in allweg als die Scheidung des Romantischen von dem Klassischen; es ist wohl kein Volk, das sich in den Formen so ängstlich und genau an das Griechische und Lateinische anzuschließen bemühte, die besten Werke der Franzosen aus allen Zeitaltern sind dafür redende Beweise; ihre Sprache, ihr Charakter, ihre ganze Geschichte empfängt, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ein auffallendes Licht. Wie viele Spuren der griechischen Fröhlichkeit, Schlauheit und Laune, der römischen Gravität und Thatenfertigkeit des römischen Glanzes beut uns das

französische Leben dar? Aber in allem hat die Liebe zur Darstellung die Franzosen zu weit von der Wurzel und der lebendigen Tiefe entfernet. Der kräftige Inhalt verlor sich zu sehr aus ihren Formen, und es ist ihrer Kunst nicht anders, als wie ihren höflichen Sitten und ihrer geschliffenen Sprache ergangen, daß das Innere nur selten mit dem Aeußern zusammenstimmt. Der Franzos suchet uns durch die Form für den Abgang des Inhalts zu entschädigen; seine Schönheit ist äußere Eleganz und Politur, seine Erhabenheit Anhäufung und excentrische Spannung, seine Natur Naivetät, welche bey ihm eine formelle und erkünstelte Natürlichkeit ist.

Der Charakter der alten Gallier erhält von Cäsar kein sonderliches Lob, der Umgang mit ihnen mußte schon die ersten Franken listig und thätig machen. Wie diese die Gallier von der Herrschaft verdränget, so mischten sie sich, auch hierinn den Römern nicht ungleich und auf dem Wege kluger Eroberungen fortschreitend, bald in alle Welthändel, die sie nicht selten selbst angesponnen hatten und die sie dann zu ihrem Vortheile benuzten. Das Wohl der Welt, die Heiligkeit des katholischen Glaubens lag vielleicht den Karolingern nicht so nahe an der Seele, als ihr eigener politischer Glanz. Das Einschmeichelnde und Glatte der Sprache und des ganzen Wesens,

das Flache und Leichtverständliche, das dreiste sich geltend und wichtig Machende haben den spätern Franzosen in allen Reichen und so vielen Herzen eine Stätte bereitet.

Der Geist der französischen Sprache und Kunst ist rhetorisch, die Intrigue, die, wie das Wort anzeiget, französischen Ursprunges ist und die sich aus den anfänglichen Verhältnissen der Franken und Gallier von selbst erkläret, schlich sich auch in die Künste ein; denn was ist die Rhetorik anderes, als eine Intrigue der Sprache- und Redekunst? Eine übermäßige Liebe zur Darstellung geht nothwendig auf bestechende Formen und eine angenehme Täuschung aus. Wie es die Franzosen mit der Sprache und Schrift halten, deutet schon ihre Aussprache, mit der Grammatik verglichen an; die Zeichen und Laute, die sie mit andern Völkern gemein haben, müssen sich die gewaltsamsten Aenderungen gefallen lassen, bis sie das Gehör angenehm reizen. Tiefe und Fülle ist dieser Sprache versagt, aber eine bewegliche sinnliche Feinheit, man könnte sagen Höflichkeit, verständige Klarheit, Ründe, Zierlichkeit machten sie bald zu einer allgemein beliebten Mundart. Gebricht ihr auch ein seelischer Wohlklang, so wird doch das materielle Gehör durch sie angenehm befriediget. Den Abgang geistiger Stärke ersetzet die Stärke des sinnlichen Tones, so wie den In-

halt und die Tiefe die vollkommene Bestimmtheit dessen, was sie ausdrücket. Ueberhaupt verdecken äußere Schönheiten die innern Schwächen und der Abgang eines eigenen tiefen Charakters verstattet dieser Sprache eine allgemeine Brauchbarkeit. Man könnte das Französische die empyrische oder Lebens- und Umgangs-Sprache heissen im Gegensatze zu den andern, als den Sprachen der Wissenschaft und Kunst; denn auch ihr hat sich das Grundverhältniß der Franzosen zu der übrigen neuen Welt mit sichtbaren Zügen eingedrücket.

Ein vorherrschendes Streben, sich andern auf eine vortheilhafte Weise darzustellen, ist allemal mit Dreistigkeit und einer hohen Meinung von sich selbst verbunden; dieses hob die französische Litteratur schnell zu der Höhe, die sie erreichen sollte; indem die Franzosen bald auf eigenen Füßen zu gehen wagten, während manche andern sich noch an den Buchstaben der alten Werke als an so vielen Krücken hinschleppten. Aber so reizbar dieser Muth war, so enge war der Kreis, in dem er sich bewegte; er ging nämlich von keiner innern Kraftfülle aus, die, von hohen Idealen erreget und geleitet, denselben auch unablässig entgegenstrebet, sondern von einer dreisten Virtuosität, die im Glauben an eigene Trefflichkeit sich auch bald mit unvollkommnern Hervor-

bringungen begnüget. Wir sehen, wie sich die französischen Dichter nicht scheuen, ihre Bücher laut und öffentlich über die ewigen Werke der Griechen hinaufzusetzen. In der äußern Anpassung an das wirkliche Leben war es nicht schwer, die Griechen zu übertreffen; denn diese waren um eine Fülle und Herrlichkeit des Schönen bekümmert, wovon das irdische Leben fast keine Spuren enthielt; so wie vielleicht mancher eine Pflanze zeichnen könnte, die an Regelmäßigkeit die meisten von der Natur erzeugten zu übertreffen schiene. Ueber der Flachheit des Lebens, über der Verzierung und Feilung der Formen gingen den Franzosen die lebendigen Gründe des Menschen verloren, und alle ihre Künste sanken zu einem reizenden Sinnendienste herab. In den äußern Regeln erstarrte das Leben des Geistes, in den hohlen Gefühlen versiegten die Ströme des Gemüthes und das Eine Große ward zu einzelnen Bestandtheilen zerbröckelt.

Genau genommen, hatten die Franzosen keine epische Vorarbeiten, und es fehlte ihrer ganzen Kunst die poetische Grundlage. Was sie später Epos nannten, lief auf verständige und witzige Raisonnements über die Geschichte in poetischen Formen hinaus, aber von einer dichter'schen Nationalsage war es sehr weit entfernet.

Das Theater der Franzosen ist wie ihre Malerey, die sich meistens nur gemeine wirkliche Gegenstände vorsetzet, und sie durch ein reizendes Kolorit zu erheben und zu verschönern suchet. Die Regeln der gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit, der Einheit der Handlung, der Zeit, des Ortes u. dgl., auf die die Franzosen so strenge halten, und die sie von den Griechen genommen zu haben vorgeben, zeigen, wie wenig sie diese großen Lehrer verstanden; diese Einheiten lagen bey den Griechen in dem Wesen ihrer Dramaturgie, und sie legten auf dieselben, als auf etwas, das sich von selbst ergab, eben keinen Werth. Sobald die Dichtung auf die Endlichkeit gegründet ist und nach vollendeter Entwickelung alles Einzelnen strebet, stellen sich diese Einheiten nothwendig ein. Soll hingegen das Unendliche angedeutet werden, so kann es nur durch einen Zusammenfluß vieler Dinge, vieler Zeiten, Orte u. dgl. geschehen, so müssen diese Einheiten verschwinden und einer höhern Einheit, der des Unendlichen selbst Plaz machen. Das Romantische verträgt zufolge seiner Natur die französischen Einheiten nicht, diese mußten die dramatische Muse der Franzosen lähmen und verwirren. Sie bemühten sich, die Bühne in das irdische, bürgerliche Leben herabzuziehen, ob sie gleich denn in Form und Darstellung sich nicht scheuten, ab-

les zu übertreiben und ins Unwahrscheinlichste zu verziehen, und kehrten auf die Weise die Natur der Sache um. Das Theater der Franzosen berechnet vor allem den Eindruck, und die Schönheit sollte sich nur zu diesem dienstbar erzeigen; der Zweck ist immer ein einzelner, izt Belehrung, dann hintendrein Rührung oder sonst schmeichelhafte Anspielungen; die Bühne hat bey ihnen eine praktische, ja selbst politische Bedeutung gewonnen, und stellet so recht den Verkehr des Bürgerlichen und Höfischen vor Augen.

Große Gelehrsamkeit, Leichtigkeit und Klarheit der Darstellung, ein Reichthum von feinen Bemerkungen über verborgene Triebfedern, Zwecke, Beziehungen einzelner Dinge machen die französischen Historiker, Naturforscher u. dgl. sehr anziehend und lebhaft. Die Philosophie beschäftigte sich mit dem, was dem Leben das nächste ist und ließ sich in die Mitte des Volkes herab; sie hat ihren unseeligen Einfluß auf alles, was der Menschheit ehrwürdig ist, frühe genug gezeiget; die französische Revolution und die leidige Aufklärungssucht, überhaupt die Verflachung des geistigen und wirklichen Lebens waren ihre Früchte. Die Philosophie, die Kunst der Franzosen, stellet die sichtbare Gährung der wissenschaftlichen Elemente, die äußere technische Vermitt-

lung der Kunstbildung dar, wie dieses Volk selbst ein gewaltiges Ferment unserer Zeiten ist.

Die Franzosen waren von dem Ordner der Welt auserlesen, die Mittel zu den vollendeten Werken herbeyzuschaffen und zuzurüsten. Die empirischen Stoffe in allen Fächern waren ihnen zugetheilt, und sobald sie sich mit diesen befaßten, waren sie kaum zu übertreffen, wofür ihre experimentirende Physik, ihre Chemie, ihre naturhistorischen, historischen Sammlungen und Entdeckungen, ihre Chirurgie u. dgl., glückliche Beweise liefern. Wo es nur der geschmackvollen Verfeinerung, Ausschmückung und bequemen Anordnung bedurfte, wie in der anererbten Baukunst z. B. waren die Franzosen in ihrem Gebiet. Ihre geschickte Hand ist wie ein sicher darstellender Verstand, die schönen Instrumente, selbst die täglich wechselnden Moden haben eigentlich in Frankreich ihr Vaterland, unsere Kleider und Meubeln sind soviele Zeugen, die uns an die empirische Erfindsamkeit des Franzosen erinnern. Aber dieser war nicht zufrieden, bloß die Instrumente zu verfertigen, rein und brauchbar zu erhalten, die Bühne zu schmücken, zu ändern, die Leuchter anzuzünden, das wirkliche Leben mit unzähligen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten zu versorgen u. s. w.; er wollte selbst bey erhobenem Vorhange in die Bühne eintreten, sich selber

auf den Instrumenten versuchen, ja er glaubte sogar in manchem die Künstler bedeuten zu müssen, und vergaß darüber seinen im Ganzen großen Beruf und gewiß schönen Ruhm.

Die Italiener.

Die vier romantischen Kunstweisen fallen in Form und Bestand den vier Elementen zu. Geistig, ernst und hoch steigt die spanische Flamme auf; die engländische Schwere suchet den dunkeln Mittelpunkt der Erde und aller Dinge; die Spiegel der ruh'gen Seen, der wie große, lebendige Gesichtslinien über die Erde hinziehenden Flüße geben die Gestalten der Dinge ohne Verstellung und Veränderung wieder; ewig beweget und schmeichlerisch fächelnd ist die italienische Luft.

Die Luft ist das Reich der Töne und der Musik. Die Heimat dieser, wie schon die musikalischen Namen zeigen, ist Italia. Die italienische Sprache würde am besten einer aromatischen Frühlingsluft verglichen; sie ist nicht so geistig, stark, ausdrucksvoll und beziehend, wie manche andre, aber so fröhlich und schmeichlerisch, wie möglich. Weichheit, musikalische Melodie, heitere Volltönigkeit sind die besondern Zierden dieser

Rede-

Redensart. Der Unterschied der italienischen Sprache von der deutschen z. B. läßt sich an zwey Stanzen aus beyden Sprachen am lebhaftesten fühlen. Der Ausdruck der deutschen Stanze ist kräftig, die dreyfache Wiederkehr des Reims treibt den Gedanken zu seiner freyesten Höhe empor; die italienische Stanze ist sonor, der gleiche Ton wird festgehalten und in seinen verschiedenen Abweichungen gehört und genossen. Die italienische Sprache hat gleich anfangs dem mehrfach verschlungenen Reim, wie einem süßen musikalischen Pulse, gehuldiget.

So wie ehemals die Trümmer der alten Welt in Italien zusammentrafen, so war das schöne Land auch nach dem Falle der Römer der Tummelplaz der meisten neuen Völkerstämme. Das tyrannische Rom hatte die Nationen zur Rache der ihnen lang angefügten Schmach nach Italien gezogen. Die daselbst aufgehäuften Schätze der Welt konnten die Habgier armer Barbaren leicht dahin einladen; der fruchtbare, wohlbebaute Boden und die Schwäche der verdorbenen Einwohner ließen sie wenige Hindernisse befürchten. Den erneuten Glanz des alten Roms fürchtend, ließen große auswärtige Völker, wie die Franzosen, Spanier und Deutsche, Italien nie zu einer Gesammtmacht zusammenwachsen; alles stritt sich um

die Aufsicht und den nächsten Einfluß in dieses Land, und so blieb Italien in einer steten innern Zertrennung. Dadurch lernte der Italiener bald sich durch Schlauheit zu verschaffen, was ihm Macht nicht geben konnte. Es entspann sich bey ihm eine vorherrschende Sinnlichkeit, die alles nur leicht und äußerlich nimmt, und jene tückische, ränkvolle Politik, die den Ausländern jede Ueberlistung zehnfach zurückgab. Dieser Charakter der Wälschen hat auf die Staaten und selbst auf die göttliche Kirche oft sehr verderblich gewirket.

Die durchgängige Auflösung entstrickte gleichsam das ganze Innere des Italieners, daß es in fröhliche Phantasien und sinnliche Genüsse aller Art auseinander ging. Der Glaube selbst wurde nicht mehr mit dem Ernste des Gemüthes genommen; die Religion ward zu einer schönen sinnlichen Fülle, die Dichter verwandelten sie häufig zu phantastischen Zaubermächten, wie denn das Zauberische im Reiche des Uebernatürlichen dasselbe ist, was das Magische in der Natur, eine Scheidung des Einzelnen von dem lebendigen Mittelpunkte. Ernst und Anstrengung, so wie aller Zusammendrang der Kräfte wird von dem Italiener nicht geliebt und gesuchet, er huldiget nur der fröhlichen Auflösung und dem Genuß. Selbst in dem sinnlichen und nationalen Leben nimmt er sich als für sich allein bestehend,

und es ist bey ihm kein hoher Patriotismus zu suchen. Der nämliche Sinn und Geist lebet in seinen Künsten. Die Geschichte in einem erhabenen Styl geschrieben, die Philosophie u. dgl., sind dem Italiener um vieles zu schwermüthig und erheischen zu viele Anstrengung, waren sie doch nie Sache der leichtfertigen Musiker! Was zur Unterlage ein tiefes Nationalgefühl erheischt, was äußerlich mit einem großen Aufwand verbunden ist, und sowohl in seinem Daseyn als seiner innersten Bedeutung einen gewaltigen Zusammenfluß der Kräfte verkündiget, wie das Theater, konnte in Italien nie bedeutend werden. Der tiefe tragische Ernst, hehre vaterländische Begebenheiten durften nie auf der Bühne dieses Volkes zum Vorscheine kommen, sondern sie blieb stets den flatterhaften sinnlichen Zaubereyen und der phantastischen Oper überlassen, welche leztere gerade daselbst ihre erste Heimat hatte.

Das romantische Epos, als das phantastische Auseinanderfallen der geistigen und sinnlichen Welt, mußte dem Italiener am meisten zusagen; da standen der Phantasie und Sinnlichkeit alle Reiche offen, alle Wünsche und Bestrebungen konnten da leicht befriediget werden. Dante bildet den Uebergang aus dem Römischen in das Romantische, Italienische, seine Comoedia divina

ist ein Ueberrest römischer Größe, die lezte Flamme des großen Weltgeistes! Ariosto ist der eigentlichste Italiener, wie es schon die Vorliebe des ganzen Volkes für ihn anzeiget, wie er in die schönste Mitte des italienischen Lebens fiel; so bedeutet er auch die volleste Blüthe ihrer Dichtungen. In ihm sind alle Farben der reichsten Phantasie verschwendet, alle Genien der Sinnlichkeit frey gelassen.

Die lyrischen Gesänge dieses Volkes sind gänzlich musikalisch, so zart und vielseitig empfunden als geründet und sonor ausgeführet; es sind Ergießungen der Freude, des Muthwillens, Lieder der Liebe, der Lust, des Spottes, süße Schmeicheleyen aller Art.

Der italienische Lebensgeist wirket schnell und stark, aber nicht andauernd; es ist, als ob der fröhe südliche Himmel selbst einer vielfältigen Abspannung bedürfte, er bringt keine große, aber reife und volle Gebilde hervor. Eine gänzliche Herrschaft über seine heftigen Affekte, besonnene Ruhe, anhaltende Abgezogenheit des Geistes sind dem Wälschen nicht zuzumuthen, sein Charakter ist zu reizbar und zu rasch; er flammet schnell und hoch auf, wie ein Strohfeuer, erlischt aber eben so bald wieder; er ergießt sich so leicht in die ausgelassenste Freude, als er seinen Freund

rücklings erdolchet. Der Italiener ergibt sich am liebsten den Musen, bey denen alle Regungen der Phantasie und der Sinne freyen Spielraum haben, deren Schönes mit allen Sinnen und wie in vollen Strömen genossen werden kann, und die daher die Seele abspannen und in Freudigkeit des Lebens auflösen. Die Künste, deren Nächstes starke sinnliche Eindrücke sind, thun hier die besten Dienste. Die Mutter der Musen, die Musik und die bildenden Künste erhielten in Italien den ersten Rang und die höchste Ausbildung. Die herrlichen Tonwerke in ihrer imposanten Aufführung schweben wie eine lindernde, versöhnende Gottheit über den stürmischen Gefühlen des Italieners. Unter den bildenden Künsten erschwang sich vor allen die Malerey, weil hier die große Sinnengewalt sich mit der phantastischen Freyheit und seelischen Ueppigkeit aufs beste vertrug. Die besondere Religionsansicht des Italieners hob seine Künste wohlthätig empor. Seine Religion stand wie ein großes, ewiges Gebäude da, das für sich heilig und unantastbar war, innerhalb dessen sich aber jeder frey betrug; sie erschien ihm schon für sich wie ein herrliches vollendetes Urbild aller Kunst. Die Religion ward ihm zu einer göttlichen Darstellung und so mußte sie, wenn gleich nicht viele Tugenden und Heilige, doch jene wunderwürdigen Werke der Kunst, wie des Petrus

himmlischen Dom und die ihn erfüllenden musikalischen Chöre, die Gemälde des Raphael und Michael Angelo erzeugen, die immerhin eine eigene Fruchtbarkeit anderer Art der Religion anzeigen, und als schöne hohe Kinder der Himmlischen müssen geliebt und verehret werden.

Die Engländer.

Die Kunst ist eine freye Reflexion des Lebens und insofern ist sie Geist; denn der Geist ist ein frey bestimmtes Leben. Betrachtet man bey einem Volk das Verhältniß des Geistes zum Daseyn des Volkes, so zeiget er sich als Seele, als dieses Daseyn allseitig begründend, durchdringend und belebend, und von diesem Punkte aus stralet Licht über das ganze Thun und Bilden einer Nation aus, in diesem Lichte erst wird uns alles schön und bedeutend.

Die engländische Kunst und Bildung verdienet wohl vor allen andern die Benennung der geistigen; der Sinn und das Bestreben der Engländer war zu allen Zeiten nach einer vollendeten Läuterung des Geistes gerichtet. Der Geist sollte ihnen aller Bande und Verhüllungen befreyet werden und sich zur reinsten Selbstständigkeit erheben. Das Thun dieses Volkes ist ein Ablegen, Ablösen, Erleuchten, Befreyen. In

diesem Streben haben die Engländer sich frühzeitig auf einen hohen Grad geistiger Bildung aller Art erschwungen und mannigfaltige Zweige der Kultur entdecket, bearbeitet, erweitert, verschönert und angewendet. Sie haben sich zumeist zur Anschauung und Theilnahme des ganzen Weltlebens erhoben und nicht allein unter sich die einzelnen Kräfte und Erkenntnisse zu einer Totalkraft und gemeinsamen Erleuchtung zu verbinden gesucht; sie waren eben so sehr bemüht, auf andere Völkerstämme und Welttheile wohlthätig einzuwirken und einen großen geistigen Tag der Nationen hervorzurufen. Die engländische Nation verstand von jeher einen großen kosmopolitischen Sinn mit dem strengsten Patriotismus, eine alles durchgreifende Staatsgewalt mit der ungehemmtesten Freyheit zu verbinden.

Der entschiedene Hang zum Weltverkehr offenbaret sich schon in der Sprache der Engländer; sie hat sich Bestandtheile beynahe aus allen andern Sprachen angeeignet, aus der lateinischen, deutschen, französischen u. dgl. Ihre berühmtesten Schriftsteller verrathen eine merkwürdige Geistes-Verwandtschaft mit diesem oder jenem auswärtigen Volke. Wie die Britten aus mehrern Völkern und Gegenden zusammengeflossen sind, so wirkte ihre frühe Erleuchtung auf die andern Völker zurück. Ihr seegenreicher Einfluß auf die

Schweiz und andere Gegenden Deutschlands wird in ewigem Angedenken bleiben; ihr Bestreben hat bey den nähern Völkern einen glücklichen Wetteifer angefachet; besonders erhielt die engländische Litteratur in Frankreich einen herrschenden Einfluß. Die Britten waren zu allen Zeiten zu Aussendungen aller Art geneigt und leidenschaftliche Bereiser der Welt, sie trugen das Herrliche aus allen Weltgegenden wie z. B. Gemälde u. dgl. mit einem großen Weltsinn zusammen.

Die Seite der Erkenntniß und Geistesbefreyung war den Britten an dem Christenthume und der Religion vor allem theuer. Aber gerade diese einseitige Richtung ihres innersten Lebens mußte auch zu der durchgängigen Zweifelsucht, zu der Verkehrung alles Heiligen und Großen in das Vergängliche und Hinfällige führen, was allemal das Ende der Skepsis ist, die man bald über Brittanien sich verbreiten sah. Dem Protestantismus mußte dieses Volk sehr zugethan seyn, weil er freyere Erkenntnisse ausstreute, aber es mußte in dem Schoose desselben noch von unzähligen Streit- und Protestirsekten zerrüttet und verdorben werden, bis der Geist an dem großen ewigen Gedanken seiner Würde und Freyheit verzweifelnd sich selbst aufgab, erst in schlaffe Gleichgültigkeit, dann in Kälte überging und end-

lich zu dem kleinlichten Krämergeist und der durchdringendsten politischen Raffinerey herabsank.

Die Engländer mußten in den Sprachkünsten vorzüglich groß werden; denn da hat der Geist sein eigentliches Reich und kann sein Licht und seine universellen Kräfte frey ergießen. Die engländische Sprache zeichnet sich durch eine tiefsinnige Verschmelzung der Elemente aus, wie man an ihren vielen unnachahmlichen Wortspielen sehen kann. Sie ist eine durchdringende, eigentlich philosophische Sprache, überall auf das Hervorstechende zeigend. Im Aeußern ist sie ungeziert und formell, sie ist ganz dem Gedanken dienstbar; alle ihre Annehmlichkeiten sind bloß geistiger Art und man könnte sie wie eine Gegend ansehen, die zwar für sich wild und unerfreulich, aber mit den herrlichsten Gebäuden und künstlichsten Anlagen aller Art versehen wäre.

In der Kunst und in dem Leben Brittaniens herrschet ein großes Zusammenwirken aller Nationalkräfte; wichtige Werke der Litteratur erregen eine allgemeine Theilnahme und Begeisterung; wie viele Autoren hat dieses Land aufzuweisen, die sich in kurzer Zeit reich geschrieben haben? In den Wissenschaften und Künsten wird da vor allem geliebt und gepflegt, was dem Geiste und dem Herzen das Allgemeine nahe bringt, nicht eben

das abgezogene, oder rein übersinnliche Allgemeine, sondern das wirkliche und erfüllte. Die Studien und Künste, die nur in der Abgeschiedenheit von dem geräuschvollen Leben sich finden lassen, wie die strenge Spekulation, die lyrischen Spielereyen u. dgl. fanden weniger Eingang; was dagegen wie aus der Mitte des Lebens erhoben wurde, und mit eherner Schwere auf dasselbe zurückdrückte, wie die Geschichte und das Dramatische, fand eine unbedingte Huldigung. Die Geschichte wurde auf keine abgezogene Weise behandelt, sondern als ein treuer lebendiger Spiegel aller Zeitalter betrachtet; es war die Philosophie der Geschichte, der man auf allen Pfaden und Spuren nachging. In keinem Lande haben die historischen Studien so geblühet, so tief in alle Seiten des privat- und öffentlichen Lebens eingewirket und selbes so allseitig beleuchtet, geordnet und gedeutet, wie bey den Britten. Sie haben jene tief und weitsehende Staatskunde erzeuget, der bis auf diesen Tag keine Armeen und keine Verbindung der übrigen Völker zu widerstehen vermochten und die in der Weltgeschichte ein ewig denkwürdiger Beweis seyn wird, wie hoch der Geist über bloß sinnliche Kräfte erhaben sey. An Staatsmännern und feinen Köpfen konnte es diesem Volke nimmer fehlen und der beste Besiz der Welt, die durchgreifendste Leitung der Höfe war

ihm vom Schicksal zugetheilt. Große sinnliche Bestrebungen und Leidenschaften erschienen dem brittischen Sinn als die niederschlagenden und ausscheidenden Mächte in dem großen Weltgange und der allgemeinen Ausbildung des Geistes. So wurden die vielen Ströme von Blut, die fast durch die ganze engländische Geschichte fließen, betrachtet; denn bey einem allseitigen Zusammenwirken konnten starke Reibungen unmöglich ausbleiben. Gibbons Geschichten sind ganz aus diesem Gedanken verfaßt, es liegt in ihnen ein kühner, allseitiger Unglaube, der ihm als lezte Geistesbefreyung erschien, verborgen.

Jenes wechselweise Durchgreifen aller Kräfte hob das engländische Theater zu einer fast göttlichen Höhe. Die Dichter wandten ihre Blicke großentheils auf vaterländische Geschichten und Begebenheiten, weil diese dem Leben der Nation näher lagen und eindringlicher waren. Wissend oder nur ahnend sezte man sich die größte Nationalerweckung, Verbindung, Begeisterung zum Ziel, wodurch die Bühne jene große nationale Würde und Wirksamkeit erhielt, wovon die Shakspearischen Stücke unübertreffbare Muster sind. Das Theater behielt übrigens die gleiche, den Geist befreyende Richtung mit allen andern Künsten. Man suchte gleichsam vor aller Welt Augen den Einen ewigen Mittelpunkt aller Dinge. Die Lei-

denschaften waren die Wehen und Erschütterungen einer neuen Weltgeburt, und Shakspear hat in dieser Tendenz Schranken gebrochen, Tiefen aufgeschlossen, Dinge ausgesprochen, und Seiten des Geistes aufgehellet, wovor selbst die tiefsten Philosophien erstaunt stille stehen müssen! Eine tiefe philosophische Bedeutung haben die Ausleger nie an ihm verkannt und an manchen Stücken, wie z. B. am Hamlet gerühmt und bewundert. Besonders ist das Tragische dieses Dichters weder religiös, noch dem Schicksale untergeordnet, sondern philosophisch; es ist gewöhnlich eine große würdige Skepsis, bald offenbarer, bald verhüllter, oft ihm selbst verborgen, mit deren Bewußtseyn seine Menschen untergehen. Es folget aus der historischen Treue und dem skeptischen Streben, daß Shakspear das Räthsel des Lebens selten löset, sondern gewöhnlich auf halbem Wege den Faden fallen und schwere unentwickelte Ahndungen in der Seele zurück läßt. Er zeiget uns die Menschheit in ihrer Verwilderung, wo durch die düstern Wolken noch die Herrlichkeiten durchschimmern, von welchen dieselbe abgefallen ist. Es ist der in tiefe Labyrinthe, aus denen keine Rückkehr möglich ist, gerathene Mensch, dem die seelige Fülle und Unschuld der Jugend noch wie aus der Ferne erscheint und nachtönet! Das Genialische dieses Dichters ist so erstaunungswürdig,

daß er, obwohl ganz auf Erkenntniß und ein alles überflammendes Licht ausgehend, doch zu groß war, um sich und sein eigenes Thun selbst zu begreifen und zu durchschauen. Er trug das göttliche Bild, dem er nachrang, unbewußt in seiner eigenen Brust.

Für das romantische Epos war der Engländer zu ernst und schwermüthig. Diese Dichtart verlor sich ihm zu sehr in das Lehrende, oder wurde, wie Miltons verlornes Paradies, ebenfalls tragisch gedacht und ausgeführt.

In der Philosophie der Britten gibt sich ihr Bestreben am deutlichsten an Tag. Ihre Philosophie war zunächst auf die Lebenselemente, die Moral, die Staatswissenschaft, Mathematik, Naturkunde u. s. w. gerichtet. Zu den streng und allseitig abstrakten Systemen fühlten sie weniger Trieb und Beruf, und wo diese auch unter ihnen entstanden, blieben sie ohne Einfluß auf die allgemeine Denkart. Fast in allen Zweigen aber neigte sich ihre Wissenschaft zur Skepsis, und es ist gewiß bemerkenswerth, daß fast alle Zweifeley, so wie auch der vom Inhalt rein ausgeleerte sogenannte transcendente Idealismus, der nichts anders, als eine durchgeführte Skepsis ist, von den Engländern ausgegangen sind. Auf die französische Oberflächlichkeit hat die engländische Zwei-

felsucht sehr verderblich gewirket, und erst den Unglauben, dann die Verspottung alles Großen und Heiligen, endlich die blutige Umwälzung aller Dinge geboren, unter der die Veranlasser früher oder später selbst zu Grunde gehen müssen; so wirket die Sünde in schweren, vom Schicksal beschriebenen Kreisen auf ihren Ursprung zurück!

Zweifel an allen göttlichen Dingen legen leicht jene düstern Wolken der Melancholie um das sterbliche Gemüth, die dem Engländer so eigen sind; es ist, als ob die ganze Welt auf die Brust des Menschen zusammendrückte; wie denn auch vom Zweifeln kein so weiter Schritt bis selbst zum Verzweifeln ist. Weil Shakspear diese Stimmung nicht für den Verstand behandelt, sondern damit die Tiefen des Gemüthes trifft, so werden wir davon so wunderbar ergriffen und durchschüttert.

Die Spanier.

In der Flamme vereinigen sich zwey sonst verschiedene Herrlichkeiten, die auflösende Stärke und die geistige Luftigkeit. Diese Eigenheiten zieren auch die Werke der spanischen Kunst; man weiß nicht, ob man an ihnen die Tiefe und Stärke, oder die zarte geistige Verflüchtigung mehr bewundern soll.

Der spanische Geist ist eine vollkommene Verschmelzung und Durchdringung des Orientalischen und Occidentalischen. Die Spanier waren ein ursprünglich-gothisches Volk. Nach ihrer Einwanderung in die spanischen Länder kamen sie mit dem morgenländischen Sinn und Geist in vielfache Berührungen; wie denn dieses Land gleichsam die in den Orient hinaufreichende Stirne der Abendländer ist, und sich nicht allein viele Juden und andere morgenländische Menschen daselbst niedergelassen hatten, sondern Spanien war auch lange der Schauplaz der heftigsten arabischen und maurischen Kriege. Das Gemüth des Morgenländers ist nun mehr ein in sich ruhendes, einwärts gewandtes, an dem einfachen Höchsten hängendes Gemüth; da hingegen das gothische Gemüth in die reichen Ströme der Phantasie ergossen und schöpferisch thätig ist. So brachten die Spanier zu der stillen heiligen Glut den nöthigen Sinn herbey, dem sie in die erhabensten, und doch vielfarbigsten Flammen aufloderte.

Das Große und Göttliche war dem Spanier da in seinem Sinne; er hatte weder eine deutliche Erkenntniß davon, noch weniger verstand er es für die Vernunft und den Verstand zu zergliedern, sondern lebendig und hehr durchzog es in Ahndungen seinen Geist! Beym Volke im Ganzen wie bey den Einzelnen bestanden neben

einer geläuterten Fülle und Größe des Schönen und Göttlichen Aberglaube und Laster aller Art. Es war gleichsam ein Stern in die Seele gefallen, der seine milden verklärenden Stralen noch nicht durch die düstere Nacht, mit der die Sinnlichkeit das Gemüth umzog, zu verbreiten vermocht hatte. Die Mutter aller Künste und aller Bildungen war bey dem Spanier in vorzüglichem Maase diejenige, die dem Sinne und dem Gemüthe unmittelbar nahe lag, die Poesie. Von der Poesie mußte ihm alles Leben, alles Denken und Darstellen ausgehen. In der Größe und Schönheit seiner Dichtungen lag prophetisch angedeutet, wie hoch und mächtig sich alle andern Künste aus ihr würden erhoben haben; aber die himmlischen Kinder blieben in ihrem Schoose verschlossen, und ihnen ward kein Tag des Lebens beschieden!

Die maurischen Kriege hielten das Aufblühen des spanischen Geistes lange zurück; denn ohne Gefühl einer freyen Größe gibt es keine Kunst. Es waren viele Samen ausgestreuet, die lange schlummerten. Aber wie an einem spät kommenden Frühlinge schoß dann alles um so schneller und kräftiger empor. Wie die äußersten Spitzen der Bäume zuerst treiben und grünen, so gingen die Spanier den übrigen Abendländern voran;

an; hier war der eigentliche Herd der neuen Bildung, an dessen Feuer sich die andern Völker entzündeten. Die Poesie des Spaniers war ein so reicher Kern, daß er bald zu wuchern begann und die vielfachen Auswüchse starke Hemmungen hervorriefen. Die Ritterpoesie ging schnell in ihre eigene Parodie über, und es ward durch Cervantes eine ganz neue Art der Dichtung geschaffen, die man ein komisches Epos im historischen Styl nennen könnte, der komische Roman.

Das unmittelbare Daseyn des Schönen und Großen in seiner Majestät und Lieblichkeit macht das Eigenthümliche der spanischen Dichtung aus. Es ist alles wie aus dem innersten, verborgensten Leben selbst geschöpfet; die Worte sind mit einem Hauche des Himmels beseelet, es wird uns in allen seelischen Tiefen alles rege, lebendig und laut, und die Erkenntniß staunet und weiß darüber nichts zu sagen! Bald zieht der Ton gleichsam mit einer metallenen Schwere, wie der Klang großer Glocken durch die Tiefen dahin, wie z. B. in den Romanzen über das Leben des Cid. Oder er hebt sich wie auf den Schwingen der Morgenröthe über die Wolken empor und zerfließt in alle liebliche Farben und Düfte, wie durchweg in den Spielen des Chalderon der Fall ist. — So sehr die spanische Bühne von der engländi-

schen verschieden ist, so kann man sie doch wie die eigentliche Lösung und Vollendung von dieser ansehen. Die englische Dramaturgie führet das Leben bis zu seiner dunkelsten und untersten Tiefe; von da hebt es die spanische, wie ein milder himmlischer Geist zu den seeligen Höhen empor. Die engländische Bühne ist ganz von ernsten Schauern umdüstert; die spanische schwebet und webet in den heitern Lüften und Wolken. Zur eigentlichen Bühne, wo alles seine nöthigen Schranken und Maase hat, konnte die spanische nicht werden, sie ist vielmehr wie eine auflösende, die tiefste Bedeutung aussprechende Symphonie am Schlusse einer großen Tragödie; aller Zwang und alle Beengung der flüchtigen Phantasie waren dem Spanier zuwider, und eine nur etwas rauhe Umgebung wäre den zarten Blumen dieser Dichtung tödtlich geworden. Die spanischen Stücke sind so lebendig und luftig, daß sie mir selbst die italienischen Opern weit zu überfliegen scheinen. Ueberhaupt herrschet in ihnen das reinste lyrische und musikalische Wesen, und sie sind von aller irdischen Glut, die noch in den italienischen Dichtungen brennt, geläutert und ganz verkläret.

Die Deutschen.

Wenn wir die Italiener die Musiker, die Engländer die Philosophen nennen dürfen, so möch-

ten wir die Spanier als die Dichter, die Deutschen aber als die Historiker bezeichnen.

Die deutsche Kunst ist unter den gothischen Künsten die zu Hause gebliebene Schwester. In der einsamen mütterlichen Wohnung wuchs sie wie eine züchtige, stille Jungfrau heran. Unter die deutschen Völker ist nie jene Erregung gekommen, wie unter die eigentlich romantischen Stämme; ihr Klima, ihr Himmel, ihre Nahrung war dem schnellen, nach allen Seiten ausbrechenden Feuer nicht so günstig, wie bey den Italienern, Spaniern u. s. w. Ihnen mangelten die mächtigen Einwirkungen und Reize herrlicher, schon vorhandener Werke. Der Sinn und Geist des Deutschen ist lange nicht so beweglich, so schnell, so vielseitig und lebendig, wie der jener Nationen, aber er ist ernster und ausdauernder. Der Deutsche nimmt die Gegenstände seiner Kunst mehr wie sie sind, in ihrem natürlichsten, einfachsten Bestehen, ohne durch viele subjektive Zuthaten sie zu verändern. Dabey wendet er sich nicht flüchtig von einem Gegenstande zu dem andern, sondern er bleibt mit beharrlicher Liebe bey ihm stehen, richtet alle Kräfte seines Herzens und Geistes auf Einen Sinn, auf Ein Thun; wodurch dem Ganzen ein schöner männlicher Ernst und eine einfache offene Fülle des Geistes und Gemüthes

zu Theil wird. Die Künste der Deutschen gedeihen darum zwar langsam, aber sicher und schön. Sie sind den erhabenen Eichenhainen unserer Alten zu vergleichen, die zwar langsam und vielen Geschlechtern der Sterblichen kaum bemerkbar heranwuchsen, dann aber in ihrer ergreifenden Majestät den Jahrhunderten und allen Ungewittern trozten. So wird sich auch die vaterländische Kunst erheben und ihre milden, ernsten Schatten über die Völker des Aufgangs und Niedergangs ausbreiten!

In dieser Einfachheit und bedächtlichen Beharrlichkeit bey dem Einen waren die Deutschen nicht so vielseitig und gewandt, um ihre Künste und das öffentliche Leben in Einen schönen Kranz verflechten zu können. Das Leben, das von dem Thun der Menschen unabhängig ist und dieses erst aus seinem Schoose erzeuget, eilte ihnen voran, und ging einen von ihrer Bildung ganz unabhängigen Gang. Bey keinem Volke sind die Künste so getrennt von dem Leben geübet und geliebet worden, wie bey den Germanen. Es findet sich bey ihnen keine eigentliche Nationalkunst, daß man sagen könnte: da laufen alle Kräfte auf Einen Punkt zusammen; es finden sich keine großen Gönner und Beförderer der Künste; es wird an kein das Ganze durchdringendes Einwirken gedacht, sondern jeder treibt in

der Einsamkeit sein geliebtes Werk, und weiht sich mit ungesehener Begeisterung und ernster Stille der ewigen Schönheit.

Dieses rühret vorzüglich von dem Triebe zur Scheidung und zur Freyheit her, der sich in dem allseitigen Leben der Deutschen, als an dem Stamme der ganzen neuen Welt am meisten offenbaret. Schon die Natur der deutschen Länder geht auf Trennung aus, sie stößt rauh und unfreundlich den Menschen weg von ihrer Brust. Die Länder sind vielfach zerschnitten und getheilt. Das Prinzip der Trennung war schon anfänglich in den Germanen übermächtig, und brach erst spät in der Scheidung der Nationen in viele Völker hervor. Daraus entsprangen für die Deutschen neben dem vielen Guten auch manche Uebel; sie hatten nicht allein keine Nationallitteratur, sondern auch keine politische Einheit, und wenn sich z. B. die Franzosen selbst unter den schwachen Königen zur Alleinherrschaft neigten, und mit dem Gewichte der ganzen Nation wirken konnten, so vermochten die größten deutschen Kaiser nicht, Deutschland zusammenzuhalten und den vielen Trennungen von Innen und Außen zu steuern. Die Scheidung griff bis in die innerste Wurzel alles Lebens — in die Religion und das Gemüth, und sie ward in der sogenannten Reformation als nie wieder aufhebbar festgesezt.

Freyheit, häusliche Ruhe und Genügsamkeit, Einfalt der Sitten, biedere Offenheit und Treue, Muth und ernste Ausdauer in allen Schicksalen des Lebens, sind die schönen Züge im Charakter des Deutschen. Der Deutsche nahm alles ernst, wie die Religion und die Tugend, so auch die Wissenschaft und Kunst. Selbst in seiner Sprache, in seinen Spielen der Dichtung waren Betrug und falsche Bestechung ihm fremde; er mußte die Worte und Manieren, die dazu gehören, erst später von andern Völkern entlehnen. Die Künste erhielten daher bey den Deutschen schon frühzeitig eine hohe Bedeutung und Würde, und die Trefflichsten ergaben sich ihrem Dienste, nicht angelockt von hinfälligem Gewinne, sondern von innerer Fülle getrieben.

Durch die Trennung vom öffentlichen Leben erhielten die Künste der Germanen eine spekulative Form, und waren durch einen Reichthum und durch Tiefe der Gedanken groß. Die Philosophie fand vor allen bey ihnen die beste Aufnahme und ward daselbst bald wie zu Hause. Man könnte sagen, als eigentliche, von aller Anwendung geschiedene Spekulation wurde unter den neuern Völkern die Philosophie fast einzig von den Deutschen gesucht und geübt. Auf die Historie hat die Spekulation unvortheilhaft gewirket und alle jene endlosen Erklärungen und Beziehungen in

ihr veranlaßt, die die reine historische Darstellung vernichten. Was ist die sogenannte pragmatische Geschichte, welcher die Deutschen so hold wurden, anders, als ein verkehrter und mislungener Versuch einer Philosophie der Geschichte? Die alten schlichten Chroniken schließen sich weit näher an das eigenthümliche Wesen des Deutschen an.

Die Deutschen zeigen eine Anlage und einen Hang zu allen Nationalitäten und sind hierin mit den Engländern nahe verwandt, nur daß der Engländer das Fremde in sein eigenes Wesen verarbeitet, während der Deutsche sich dem Ausländischen gutmüthig hingibt. Deßwegen war Deutschland in der Litteratur aller Art den äußern Einflüssen immerdar stark und viel zu stark ausgesezt. Die natürliche Langsamkeit der Deutschen, die glänzenden Fortschritte aller Nachbarn, die treuherzige Einfalt und Liebe des Wahren in der Brust unsres Volkes führten eine vielseitige Abhängigkeit herbey. Dieses zeiget sich nirgends auffallender, als in der Poesie, zu welcher der Deutsche am wenigsten Geschick hatte, weil da der vielfachste Wiz, der feinste Geschmack und ein reizbarer, vielgewandter Geist nöthig schien; welches alles bey dem Deutschen nur durch ein tiefes, stilles Gemüth konnte ersezt und vertreten werden. In manchen Gedichten des Mittelalters, in den anziehenden Volksbüchern, den Minne=

liedern, dem Reineke Fuchs und in der herrlichen Krone von allen, dem Nibelungenlied, athmet der ächte Frühling und die süßeste Kindheit der deutschen Poesie. Es tönet uns da das Unaussprechliche des jungen Gemüthes so einfach und entzückend entgegen! Aber eine zu große Vorliebe für das lateinische Alterthum verdrängte bald diese zarten Pflanzen, und die kindlichen Töne mußten vor den rauhen Nachahmungen völlig verstummen. Man dichtete izt in lateinischer Sprache, wie besonders die Jesuiten es liebten und aufbrachten; es waren allerdings lateinische Worte und die alten poetischen Phrasen, aber der Geist und die Phantasie blieben, wie die Römer selbst, zurück, und das Gemüth wurde unter der Last todter Formen erdrückt. Selbst als die deutsche Sprache und die eigentliche Entwickelung des deutschen Geistes aufzuleben begann, ist der starke äußere Einfluß nicht verschwunden und wird heute noch an den ersten Genien der Nation verspürt. Welchen Antheil lateinische und französische Muster an den Bildungen Gellerts, Gottscheds u. a. hatten, ist jedem ersichtlich. Winkelmann gehört der ganzen Art, so wie den Gegenständen, von denen er handelt, nach den Griechen an. Lessing, glaube ich, sollte wegen seiner Verstandesschärfe und abgemessenen, geschmackvollen Bestimmtheit der Sprache den Fran-

zosen als unübertrefflich erscheinen, während ihn die Deutschen wegen seiner zu großen Gedehntheit und Leere an eigentlichen Gedanken, und wegen seiner Gemüthskälte nie sehr lieben werden. Die Messiade von Klopstock, so wie alle Hervorbringungen dieser Schule könnte man reine Uebertragungen des Lateinischen in das Deutsche nennen. Herder schreibt ganz aus dem Geschmacke und einem geistigen Instinkte, er war zu dem glücklichsten Orientalisten geschaffen. Wieland hat an seinem Oberon gezeigt, was er hätte leisten können, wenn er seinem Genius gefolgt wäre, der ihn zum Anhänger der italienischen Romantiker bestimmet hatte. Göthe und Schiller haben von den Engländern und Franzosen gelernt; dieser trachtet mehr nach engländischem Uebermaaße und Fülle der Gedanken, jener gefällt sich besser in der äußern französischen Politur und gefälligen klaren Breite, obgleich sonst diese zwey Dichter nicht dürfen verglichen werden. Der Schwall von Romanen aller Art ist eine Sündflut, die von Frankreich herüberkömmt. Selbst in der neuen poetischen Schule dürfte, einige Werke von Tiek abgerechnet, weit mehr spanische, als deutsche Poesie gefunden werden.

Die Geschichte sollte den Deutschen alles, ihre Philosophie und ihre Poesie, werden; wie denn von ihnen auch schlechte Erzählungen mit großer

Begierde gelesen werden. Aber wie weniges ist noch darinn geschehen! Selbst Johannes Müller hat sich zu sehr mit einseitiger Vorliebe an die Alten angeschlossen, wodurch denn jene Manier und Affektation ihn beschleichen mußten, die mit Recht an seinen Werken gerüget werden. Die deutsche Geschichte sollte geschrieben werden, wie dieser Müller irgendwo glücklich andeutet, mit der höchsten und wahrhaftesten populären Einfalt und mit der größten Begeisterung zugleich. Nur müßte die Begeisterung ruhiger und gemüthlicher Art seyn. Freylich, wenn die Geschichte uns alles seyn sollte, müßte man ihre Gränzen viel weiter hinausrücken, als gewöhnlich geschieht, hinaus bis zu den Enden alles Lebens. Wir hätten alsdann Geschichten aller Art, oder, mit andern Worten, alles in seinem einfachsten geschichtlichen Daseyn und Leben. Die Geschichte ist das geistige Weltelement, die ungesonderte Wurzel alles Wahren, Schönen und Großen, und, so genommen, muß sie dem Verhältnisse der Germanen zu den andern neuen Völkern sowohl, als ihrem offnen einfältigen Ernst vollkommen entsprechen. Den andern Völkern ist eine reiche Entwickelung ihres Innern verliehen, statt dieser ist dem Deutschen ein getreues, reines Auffassen der Dinge gegeben; er ist der klärste Spiegel der Welt, aus dem alle

göttlichen und menschlichen Herrlichkeiten unvermischt wiederstralen.

So liegt das Leben dieser Völker wie die vier geistigen Weltgegenden oder die vier geistigen Jahres- und Tages-Zeiten vor uns da. Der spanische Geist ist hehr wie die Sonne, wenn sie im Morgenglanze aufsteigt, frisch und freudig, wie der junge Morgen, der aber leider seinen Mittag nicht erreichte! In Italien ist alles in geschäftiger Regung, in Genuß und Schwelgerey des Tages begriffen; über Deutschland senkt sich ein stiller zum Nachdenken und zur Andacht einladender Abend, und über England hat sich schwere Mitternacht mit allen ihren Schauern gelegt, furchtbare Geister schreiten stumm durch das tiefe Dunkel hinweg. —

Die Zukunft.

Das deutsche Leben ist ein um einen ganzen Weltumlauf weiter fortgerückter Herbst; die deutsche Kunst gleicht einer stillen wehmüthigen Zeit, wo alles einem ernsten, wenn gleich seegenreichen Abschlusse entgegensieht. Die Bäume stehen ruhig da, mit ihren reichen Früchten beladen, und ihre Blätter fangen zu fallen an. Die heitern Blumen der Wiesen sind weggegangen, die Chöre der Wälder verschallen mehr und mehr, und

nur einzelne einsame Stimmen lassen sich noch vernehmen; weisse Nebel ziehen über die Felder und an den Bergen hin, alles schweigt und sinnt der vergangenen Herrlichkeit nach. Das ist unsre Zukunft! Auf diese Zeiten möchte leicht ein langer Winterschlaf folgen, wo die Völker in der Stille sich an den Früchten der Vorzeit nähren und auf eine höhere Zukunft vorbereiten. Noch ist unser Bilden und Thun um vieles zu lebhaft, zu spielend und unernst, als daß es jener Zeit nahe seyn könnte; obgleich ein dritter und lezter Weltherbst um eben soviel schneller ablaufen dürfte, als die frühern, als entschiedener und allseitiger sich in ihm alle Lebenskräfte vereinigen.

Wie wenn die Geister und Schatten in einer fröhlichen lauen Mondnacht in die Welt einziehen und ihre Spiele üben; die Nacht geht stille ihren Gang, die Stunden ziehen vorüber, und der Scherz und die Regsamkeit überlassen mehr und mehr dem Ernst und der Stille den Plaz. Der Mond geht hinter die Berge und den Gesichtskreis hinunter zu andern Völkern und Geistern, die Geister und Schatten sinken in die Erde und in den Schoos der ruhenden Nacht zurück; alle Zauber sind erloschen und alles ist in eine allgemeine Ruhe versunken, aber bald zieht der

Hauch einer neuen höhern Lebensweihe über die Welt.

Die lezten Schimmer der romantischen Zeit, die Verkündigungen und Vorbereitungen der allgemeinen Ruhe, des tiefen, stillen Ernstes sind den Deutschen aufgespart. Wir sind die Zeiten abwärts erst durch hellblühende und lebhaft duftende Fluren, dann durch hohe dämmernde Waldungen, bald durch Felsenklüfte, bald durch heitere Gegenden, über einförmige todte Ebenen und verödete Sandwüsten hingegangen; endlich sind wir durch die kunstreichen, viel verschlungenen, wunderbar bedeutsamen Gärten, Haine und Bogen bis zu den Deutschen gelangt, und mit ihnen stehen wir an den Pforten einer unbekannten Zukunft, an den Ufern des unergründlichen Ozeans der Zeiten und schauen sinnend in seine Tiefen hinab. Vielfache, wunderbare Ahndungen ziehen durch unsern Geist, seltsame Töne klingen aus der Tiefe herauf, wem ist gegeben, sie auszusprechen?

Es werden Völker kommen, die alles in größerer Vollendung wieder bringen werden, wo alles eine tiefere Bedeutung und einen höhern Schwung nehmen wird, als in der romantischen Zeit! Von allen Enden der Welt wird alles zum lezten Gruß und ewigen Abschluß zusammenströ-

men in eine wunderbare Mitte! Den glückseeligen Menschen jener Zeit ist aufgetragen mit himmlischen Stimmen die Ankunft des ewigen Sabbaths auszukündigen und alle Naturen zur Hochzeit des Himmels und der Erde einzuladen, die dann bald beginnen wird. Diese Zeiten erst werden über die itzigen und verstorbenen Völker und ihr Thun manches ans Licht bringen, worüber immer noch dichte Schleier hängen; aber auch sie werden das Geheimniß nicht ganz entsiegeln. Wie der Mensch, so können auch die Völker nur begriffen werden bis auf ihre Wurzel; die Wurzel läuft bis in die Nacht des Unendlichen hinab und entzieht sich allen Blicken, außer denen der Gottheit selbst, deren Bewußtseyn ein alle Einzelnheiten durchdringendes Licht, und deswegen ein unbegränztes ewiges Bewußtseyn ist. Die Völker sind den Gestirnen zu vergleichen, die aus dem unendlichen Gemüthe der Welt, dem alles umfassenden Blau hervorkommen. Erst wann sie hervorgezogen sind aus den unendlichen Gründen, machen ihre Schimmer sie den Augen der Sterblichen sichtbar, in den Tiefen selbst aber, so wie in ihrem Hervorgehen sind sie denselben nimmer zu erreichen!

Die Orientalen.

Die Orientalen sind die Stämme des menschlichen Geschlechtes. Ihnen lag im Anfange das Unendliche in seiner höchsten lebendigen Fülle in dem Gemüthe unmittelbar nahe. Die ersten Menschen ruhten im Schoose Gottes, sie pflogen einen stillen heiligen Umgang mit ihm und allen seeligen Geistern; paradiesische Glückseeligkeit und Unschuld waren um sie. Von diesem Unendlichen in ihrer Brust fielen die Menschen ab. Der erregte Trieb nach Erkenntniß, der bald gleich einem jungen kräftigen Morgen den ganzen Orient überstralet, lockte sie an, das Unendliche zu begreifen, und das Unbestimmbare und das Unaussprechliche zu bestimmen und in Worte zu fassen. Wie sie sich auswärts in die Erkenntniß verloren, ging ihnen im Innersten das hohe Gemüth unter, und das Heilige sank tief zurück in die göttliche Nacht; es ging ihnen zwar die Sonne mit lebendigem purpurnem Roth auf, aber die ewigen Gestirne verschwanden in der blauen Tiefe des Himmels! Bald war, statt des lebendigen Unendlichen, nur noch sein todter leerer Begriff in dem Verstande vorhanden; an die Stelle des Göttlichen und der seeligen Unschuld kamen die Erkenntniß des Guten und des Bösen und alle Unterscheidungen und Trennungen des Einen gro-

ßen Lebens aller Dinge. Mit dem Morgen gingen die Naturen und Kräfte hervor; und was unter dem milden Scheine der Gestirne friedlich zusammen geruht hatte, begann den mannigfaltigsten Kampf; Krieg und Geschrey, Schmerz, Elend und Tod sind in die Welt eingebrochen. Wenn man eine zarte Pflanze einer rauhen Luft und Umgebung aussetzet, so bildet sich schnell um dieselbe eine Kruste, die den Fluß des innern Lebens hemmet; kömmt auch das mildere Licht der Pflanze zu Hülfe und ertheilet dem Leben den Sieg über den Tod, so muß doch die Kruste gesprengt werden und die Pflanze durch eine Todesreinigung durchgehen. Ein einzelner Punkt, der von dem Mittelpunkte des Zirkels ausgeht, kann, wenn wir ihm freyes Bewußtseyn leihen, endlos in dem Umkreise herumirren, ohne die Mitte je wieder zu finden; an jeder Stelle empfängt er zwar eine leise dunkle Ahndung der ihm verborgenen Quelle des Ganzen, aber wie sehr er auch in dem Umkreise fortstrebet, kömmt er ihr doch um nichts näher. So sind uns allen von jenem himmlischen seeligen Zustande nur leise Ahndungen übrig geblieben, und es dürfte, so wie seine Süßigkeit, so auch die in ihm liegenden wundergroßen Folgen, als die Unsterblichkeit, der reine durch keine Sinnennacht verdunkelte Umgang

mit Gott, die Schärfe und Fähigkeit des innern Auges zum lichten Anschauen des Ewigen u. s. w. selbst für die reinsten und frömmsten Seelen nicht mehr zu begreifen seyn! Dieses ist eben die Macht der Sünde, daß uns das Nächste und Wahrste zum unglaublichen Traum geworden ist, während wir, den Kindern gleich, nach jedem täuschenden Scheine haschen. Wir gleichen einem phantasievollen Jünglinge, der durch die Nacht hinschreitet; wie mehr der stille Schattenschleier ihm die wahre Gestalt der Dinge verdecket, wie mehr seine Augen gebunden sind, um so mehrere Gestalten und Schrecknisse aller Art glaubet er überall zu erblicken. Es ist unglaublich und mit keinen Worten auszusprechen, mit welcher durchgreifenden Gewalt izt noch das, was in dem Innersten des Menschen vorgeht, fortwirket, und wie unbezwinglich es alle seine Erkenntnisse, Ansichten, Gefühle und Wünsche, kurz, den ganzen Menschen beherrschet! Wie wenig erträgt das Gehirn eine Verletzung? und um wie vieles ist das geistige und göttliche Gehirn des Menschen, das Gemüth, zarter und empfindlicher? Was oft die leiseste Verrückung desselben vermöge, kann man an vielen Verrückten und Wahnsinnigen sehen; ein anhaltender Druck auf diese Wurzel zerstöret den Menschen in kurzer Zeit, und wird selbst seinem Kör-

per tödtlich. Geschieht das an der dürren Pflanze, was müßte an der grünenden geschehen? Ein kleines Würmlein naget an dem Mark der himmelanstrebenden Eiche und der Tod geht in alle ihre Zweige und Blätter aus!

Wie das lebendige Band zwischen Gott und allen Dingen aus dem Gemüthe des Menschen verschwunden war, war man bemüht, dieses Band wieder, aber vor allem aus für die Erkenntniß aufzufinden, und der ganze Orient, außer den Hebräern, ist von Anbeginn an in Aufsuchung dieses Bandes begriffen. Uebrig gebliebene Funken und Nachklänge des gotterfüllten Gemüthes brachten in Verbindung mit dem vielfach erregten Verstande die unzähligen allegorischen Kosmogonien hervor, von denen uns noch manches übrig geblieben ist. Die späten Griechen waren gleichsam schon abgekühlet und ermattet an dem Bestreben, den Ursprung aller Dinge zu begreifen, sie ließen von dem Riesenhaften ab; sie konnten die Welt und alle Verhältnisse schon in ihrer lange bestehenden Ordnung nehmen, und als etwas von ewiger Dauer und steter gleichmäßiger Wiederkehr ansehen, die Orientalen nicht so. Das Geheimniß der Entstehung aller Dinge lag den Orientalen zunächst; dieses zu enträthseln war ihr erstes, beynahe ganzes Bestreben. Sie dachten und riethen immer auf eine alles erzeugende mächtige

Urkraft, wie die unter ihnen allverbreitete Verehrung des Phallus anzeiget; aber wie diese Urkraft beschaffen sey, wie sie alle Dinge hervorgebracht, geordnet und erhalten, waren unauflösliche Fragen für ihren Verstand. Die irdischen Erzeugungen, die Einflüse und Wirkungen der Gestirne, die die festen Stüzpunkte in allen alten Kosmogonien zu seyn scheinen, waren für sich selbst wieder geheimnißvoll und nur ein schwaches Analogon einer göttlichen Erschaffung.

Es lassen sich die Stufen des Abfalls, die Entfernungen von dem Gemüthe und dem reinen Unendlichen, und die allmählige Annäherung an die Natur und den Naturdienst in dem Orient leicht auffinden. Die Sprache war in den ersten Zeiten zuverlässig noch sehr unbestimmt und unbildlich; sie mochte wie ein reines flatterndes Licht voll lebendiger Regsamkeit und Innigkeit in die Herzen fallen. Die äußere Welt übte über den Menschen noch keine so entschiedene Herrschaft aus, wie später; es waren in dem Menschen noch innigere Tiefen rege und laut, der Mensch war eigener, stärker, ursprünglicher, und so war gewiß auch seine Sprache reiner, bedeutsamer und göttlicher. Ueberhaupt haben die alten Sprachen vor den neuen den ungestörten Gang innerer Entwickelung voraus; wie denn z. B. selbst

die deutsche ungeachtet ihrer Eigenthümlichkeit aus so vielen andern Sprachen Bestandtheile darbeut, und zum Theil ein von außen entstandenes und zusammengesetztes Organ des Geistes ist, während jene gewiß ausschließlich aus dem Geiste, angereget von der umgebenden Natur, hervorgewachsen sind. Der Gang der alten Welt war in allem entfaltend und ausbreitend, der der neuen ist verbindend und zusammendrängend; wenn sich die einzelnen Wesen in die Freyheit erheben, so erheben sie sich in das Allgemeine, in den Geist und das Leben aller Dinge; das Individualisiren der neuen Zeit ist geistiger Art und darum ein eigentliches Universalisiren, wofür denn dieses leztere Wort sehr bezeichnend ist. Der Verstand führet in den indischen Mythen z. B. noch lange nicht den bestimmten entschiedenen Ton, wie in den griechischen. Es liegt alles noch in kindlicher Unbefangenheit, in weicher Form, in einer gemüthvollen Weite und Bedeutsamkeit da; es ist alles in einem Drange und Bemühen geistiger Entfaltung begriffen; alles Aeußere ward noch willkührlich zur Bezeichnung des Innern angeführt und angehäuft, nicht der selbstständige Sinn und Ton des Innern in ihm aufgesucht; die Welt und die Geschichte wurde diesen Völkern zu einer großen Allegorientafel.

Der früheste orientalische Geist war gewiß rein, religiös und gemüthreich; es waren die Stralen des Unendlichen, Heiligen, die aus dem kindlichen Gemüthe durchschlugen und nach Sprache und Bildung rangen. Die reiz- und farbenvolle Natur entfremdete dann den Menschen ihm selbst, und das lieblich Anzuschauende that der innern Fülle und Stille immer mehr Eintrag. Erwachend von einem Sündenschlummer fand der Mensch nur noch dunkle Anklänge von dem Unendlichen in und um sich. Er ermannete sich zwar, das verlorne Göttliche wieder zu suchen, aber er suchte es nicht auf dem rechten Wege. Er fand statt des Unendlichen nur das Unermeßliche, das Große und Gewaltige der Natur; es entstanden die Riesenzeiten und die großen abentheuerlichen Bildungen, deren man einige bey allen alten Völkerzweigen antrifft, wie die gewaltigen Thürme, Pagoden, Pyramiden u. dgl. sind. Später unterlagen die Gedanken und Ahndungen von der Unendlichkeit dem Aeußern ganz. Durch die versuchte Versinnlichung derselben ward gerade das dem Unendlichen feindseelige Element aufgerufen und ihm eine breite Bahn geöffnet, durch welche das reine Unendliche ganz aus den Herzen und Augen der Menschen verdrängt worden ist. Der darstellende Trieb erlag unter den eigenen Mitteln, er vermochte die zu seinen Zwecken er-

forderliche Masse nicht mehr zu heben und zu beseelen; abgöttische Bilder und Wesen erhoben sich auf den Altar und nahmen den Verstand gefangen. Das Gemüth zerfloß in den Gefühlen und ging bald in die rohesten sinnlichen Affekte und Neigungen über, die nach allen Seiten gleich einem zerstörenden Vulkan ausbrachen. In der gleichen Stufenfolge arteten die Erkenntnisse immer weiter aus; der Schein des Verstandes verdrängte das heilige Licht aus dem Gemüthe, die Erkenntnisse der Natur erhoben sich immer mächtiger und trotziger, und wie die eine Schale immer mehr beschweret wurde, erhielt sie bald das volle Uebergewicht über die andre; die Erde druckte mit mächtiger Schwere nieder, der Himmel und sein Unendliches verschwand unerreichbar über dem Menschen, und die sündhafte Natur hatte sich auf dem Throne und dem Altare der Gottheit befestiget. Den mythischen Bildern und Gebräuchen folgte der Pantheismus, der Naturalismus, endlich der rohe Naturdienst und das wilde Fröhnen aller Triebe. So riefen die Menschen selbst die zerstörenden Geister und Kräfte hervor, und entfesselten alle streitenden Gewalten! Sie selbst erweckten die Ungewitter, in denen sie untergehen mußten, denn sie hatten sich dem Tode geweihet. Erst aus dem erschütternden Umsturze und Umschwunge der Dinge

gingen die heitern Anschauungen des Einzelnen in der Natur hervor, die die Mütter und Pflegerinnen jener darauf folgenden schönen Bildungen und des schönen Naturdienstes geworden sind, die besonders unter den Griechen blühten. Auch an diesen Quellen mußte sich der Mensch berauschen und sättigen, um die Eitelkeit der Dinge bis auf den tiefsten Grund zu verkosten, um das Nichtige selbst einer von dem Ewigen abgewandten Schönheit zu empfinden. Aller Glanz und alle Schätze so vieler Jahrhunderte mußten dem Menschen erst in ihrer leeren Armseeligkeit zerstieben und er selbst in der tiefsten Demuth geistig vernichtet werden, ehe er zu dem Leben des Göttlichen auferstehen konnte. Die tiefen Wunden konnten einzig auf diese Weise geheilet werden; nur aus dem Ueberdruß an dem Vergänglichen, nur aus der vollen Sättigung und Bitterkeiten aller Art konnte dem Menschengeschlechte das Verlangen nach dem reinen Unendlichen wieder erstehen, und die innige Sehnsucht nach der eingebüßten glückseeligen Heimat erwachen. Nachdem der Mensch rings her alle Wege versuchet und betreten hatte, und ihn alle nur zu wüsten Schluchten und Abgründen führten, konnte er erst auf dem rechten Pfade zurückkehren.

In der Richtung des Abfalls und der Trennung von Gott gingen die Menschen immer wei-

ter, bis sie an die Neige der Zeiten gekommen waren. Die irdische Nacht wurde mit den Jahrhunderten dichter, die einzelnen Sterne der Weisen und Seher erloschen mehr und mehr in den aufsteigenden Dunstwolken, verlorne Schimmer und Stralen fuhren immer matter durch das Dunkel, bis endlich der neue Tag des Christenthums im Morgen aufging, und alles zum neuen Leben erweckte.

Die Hebräer.

Ein schöner begeisterter Jüngling trat vor einen Meister aller wunderbaren Künste hin und sprach: „Lehre mich die verschiedenen Weisen der schönen herrlichen Künste, und zeige mir, welche unter allen die höchste sey, der ich von nun an mein Herz und die Tage meines Lebens weihe.“ Nachdem der Lehrer eine lange Zeit hindurch alle Schönheiten der verstorbenen und lebenden Völker vor dem Gemüthe des Jünglings ausgeleget hatte, nahm er ihn eines Morgens und führte ihn auf die Höhe eines Berges. Es war gerade Mayen und der Frühling hatte alle seine Schätze und Farben über die Länder ausgestreut. Alles lag voll frischen Duftes und freudigen Lebens vor den Sinnen des Jünglings. Die Wiesen standen im lachenden Grün, die Bäume wa-

ten mit Blumen übersäet, die Blumen des Feldes prangten in allen unendlichen Farben und Gestalten; Berge und Thäler waren mit Gold, Silber und Smaragden geschmücket. Der Himmel war blau und heiter, die Sonne goß ihr reichliches Licht aus, alles lag in schöner Ordnung und Bestimmtheit umher. Die Aussicht war weit und mannigfaltig, der Blick ruhte auf Flüßen, Seen, Wiesen und Hügeln, auf Wäldern und Saatfeldern u. s. w. Die Schönheit des Naturlebens zog wie ein reiner Morgenhauch über alle diese Gegenstände hin, und die Seele des Jünglings verlor sich in dem lieblichen Genuß dieser Schönheiten. Der Lehrer nahm den Jüngling in einer Frühlingsnacht bey der Hand und führte ihn wieder hinaus in die Welt. Ueber Thal, Hügel und Wald lag Stille, nur die Nachtigall seufzte ihre Klagen der Liebe. Der volle Mond stand hoch an dem blauen Himmel, und große, wunderbare Schatten standen in Gruppen wie sinnend umher. Der Lehrer führte den Jüngling über die Fluren und durch den Buchenwald; selber zwey großen Schatten gleich gingen sie schweigend durch den blassen Tag hinweg. Wunderbare Gefühle und Gedanken zogen durch des Jünglings Geist, ein süßer unaussprechlicher Zauber hielt sein Herz umstricket. Der Lehrer schwieg und überließ ihn seinen Gefühlen. „Laß uns hin-

ausgehen, o Sohn, in die Welt," sprach der Meister ein andermal, und führte den Jüngling unter den freyen sommerlichen Himmel hinaus. Jedes irdische Geräusch und Trachten war vergangen, es war Dunkel über die Welt gezogen, und die Erde unter der Schattenhülle kaum sichtbar. Der Himmel hingegen war mit Sternen bedecket, die alle in dem reinen elektrischen Feuer funkelten. Unermeßlich spannte sich die Herrlichkeit aus; der Geist ward in die ewige Feyer aller Dinge hinübergezogen und die Harmonien der Sphären schlugen leise an ihn. Lange standen sie da und schauten empor, und ein staunendes überseeliges Seufzen entstieg fort und fort des Jünglings Brust. Endlich sprach der Lehrer: Besinnest du dich, o Jüngling, auf jenen Frühlingsmorgen, als wir dort auf dem Berge in die Schönheit der Natur hineinschauten? Der Jüngling antwortete: Ja. — Ist auch jene Nacht noch in deiner Seele lebendig, als der volle Mond seine Stralen über die Erde verbreitete? — Auch jene Nacht ist noch in meiner Seele. — Blicke nochmal zu den ewigen Sternen auf, o Jüngling, und nun sage mir: welche dieser drey Schönheiten die höchste sey. Der Jüngling schwieg. Ich verstehe dein Schweigen, sagte der Lehrer und ergriff seine Hand. Schweigend, von unendlichen Ahndungen vielfach bewegt, gingen sie heim.

Zwischen vielen brausenden Strömen floß ein klares Bächlein stille fort. Die Ströme nahmen nach allen Seiten und Enden der Erde ihren Lauf, und gossen sich bald in viele Arme und Bäche aus, bald nahmen sie andere Wasser in sich auf. Stolz erhob mancher seine Wellen und zog zwischen seinen breiten Ufern freudig dahin. Aber wenige erreichten den seeligen Schoos des Weltmeeres. Viele verloren sich frühe unter die Erde, andere versiegten in dem dürren Sand, und keine Blumen entkeimten ihren über das Land ergossenen Wellen, andere vertrockneten unter den Stralen der Sonne und vergingen in den Dünsten des Himmels. Das Bächlein floß stille weiter. In einem lachenden Thale stand es still und erhob sich unvermerkt zu einem seegenreichen Ozean, der seine Wellen bis an die entlegensten Höhen ausdehnte.

Der Grundcharakter der hebräischen Kunst.

Die Hebräer, die Kinder Abrahams, durch Jakob oder Israel, den Ringer mit Gott oder dessen Boten, sind das einzige alte Volk, das nie völlig aus dem Unendlichen ausgetreten ist, dem das Göttliche nie ganz aus den Augen und dem Gemüthe verschwand. Die Masse des niedern

Volkes versank zwar häufig in Rohheit und Laster, und wendete sich zu allen Götzen der sie berührenden andern Völkerstämme; aber die Fürsten und Häupter des Volkes im geistigen Sinne sezten sich diesem Hange immer entgegen. Es war die klare, tief gefühlte Aufgabe dieses Volkes, die innige Verbindung mit dem rein Unendlichen zu bewahren, die lebendigen Einflüsse desselben auf die ganze Menschheit zu erhalten und sichtbar darzustellen, und einen unvergänglichen religiösen Welttypus auf alle kommenden Zeitalter zu bringen. Der Geist und Mittelpunkt der frühesten hebräischen Familienverfassungen, wie auch des daraus erwachsenen Staates und der Gesetze war die Anweisung an das Heilige und die sorgfältige Erhaltung der Anschauung von ihm. Die Stammtafeln, die besondern Vorzüge der Erstgebornen, standen damit in genauer Verbindung, oder waren eigentlich eine natürliche Folge dieser alles durchdringenden Grundlage ihres gesammten Lebens. Die Propheten sind aus diesem Geiste hervorgegangen und haben überströmet von den lautern Straken der Gottheit, geredet. Ihr Geschäft war, gegen alles Vergessen und Hintansetzen des Unendlichen anzugehen, jeder Bestimmung und Vereinzelung des ewig Unbestimmbaren Einen zu widerstreiten, und auf seine unaussprechliche Fülle, sein alles durchdringendes, alles überfließendes

und in seinem Schoose tragendes Leben hinzudeuten. Ihre Reden und ihre Handlungen mußten demnach nothwendig in das Geheimnißvolle und Göttliche zurückgehen. Der ganze Gottesdienst der Hebräer bestand von Anfang an in Andeutungen eines unaussprechlichen Unendlichen und dessen geistiger Gegenwart. Der Tempel und seine besondern Einrichtungen, die verschiedenen Opfer, die Ceremonien, alles war aus dem Gedanken geschöpft, das Volk von allen Bestimmungen abzuführen und zu einer gemüthreichen Wahrnehmung des Unendlichen zu erheben, d. i. dem Volke seine ursprüngliche Bestimmung fühlbar zu machen. Es wird ewig bewundernswerth bleiben, wie tief und lebendig dem Herzen Moses das Unendliche einwohnte! mit welchem Scharfsinn er es als Beweggrund und Ziel mit den fernsten und kleinsten Dingen und Einrichtungen zu verweben verstand! Die Gesetzgebung Moses ist das reinste Gemälde und Vorbild dieses Volkes und ein unübertreffliches Muster, wie Gesetzgeber aus der innersten Seele einer Nation selbst schöpfen und göttliche Erzieher seyn sollten.

Die Hebräer waren anfänglich Hirten und schon deßwegen vor andern der göttlichen Offenbarung empfänglich. Der Jäger, der die Wälder und Höhen durchstreifte, sich allem Ungemach und den Ungewittern aussetzte, war rauh und wild,

an Mord und Blut gewöhnt. Der Ackerbauer war sclavisch an die Erde gekettet und hatte unter den schweren Arbeiten die Weichheit und Reizbarkeit der Seele verloren. Der Hirt hingegen konnte sich ruhig den Gedanken und Gefühlen überlassen, die der Anblick des heitern Himmels, der weiten, schönen Welt, und vielfache auf seinen Zügen erfahrne Schicksale in seiner Seele erwecken mußten. Die Heerden, die sich an ihn anschmiegten, für die er Sorge trug, hielten seinem Gemüthe ein zartes Bild des Gehorsams und Vertrauens, die die Grundpfeiler der patriarchalischen Religion waren, vor. Das Gemüth des Hirten hatte Weite, Zartheit und Ruhe, es konnte frey an dem Göttlichen hängen. Mit dem seelischen Ruhen in dem Schoose Gottes war bey den Hebräern äußere Stille und Abgeschiedenheit verbunden. Um die ersten Menschen war natürlich einsames Schweigen. Noah steht als eingezogener Familienvater da, fern von dem umgebenden Geräusch der Sinnenlust und Gottlosigkeit. An Abraham erschallt der Ruf, aus seinem Lande, aus dem Götzendienste und der Verderbtheit auszuwandern in ein Land, das Gott ihm zeigen werde. Die Erzväter lebten in dem wenig bewohnten Chanaan von dem einförmigen Hirtenwesen. Die Scheu vor aller Vermengung mit andern Menschen, die aus der Abgeschiedenheit entsprun-

genen besondern Sitten, Gebräuche, Lebensweisen, Absichten und Hoffnungen widerstanden später der Auflösung der hebräischen Stämme in das ägyptische, oder ein anderes Volk. Später wurde das Volk gesezlich von starkem Verkehre mit andern Völkern abgehalten und zum Ackerbau angewiesen, und, wie vieles auch unweise Könige und Regenten gegen den Sinn dieser Anordnung gesündigt haben, in den Erstgebornen, in der Unveräußerlichkeit des Besitzes war für einen unzerstörbaren Kern der Nation gesorgt, und eine kräftige Wurzel gefunden, die der gänzlichen Austilgung wehrte, und stets neue Zweige hervortrieb. Wie stark diese Wurzel war, sind die heutigen Juden, diese Versteinerungen des alten heiligen Volkes, noch ein sprechender Beweis; indem, ihres geistigen Zerfalles ungeachtet, bald zwey Jahrtausende sie nicht in die andern Völker der Welt zu verschmelzen vermochten.

Wie ein starker Ton durch viele und verschiedene Schwingungen durchläuft, und, ein Lichtstrahl in seinem Fortfluß, unzählige Kreise bildet, so sind in dem Unendlichen Momente und Stufen zu unterscheiden. Es gibt ein Unendliches in der Natur, welches gleichsam der äußerste und dunkelste Schatten der Gottheit ist, durch den die alten Völker durchgegangen sind. Ueber diesem Schatten schwebet das geistige, alle Dinge verbindende Leben, wie

ein unendlicher Licht= und Glanzkreis um die Gottheit, die Schechina Gottes, die geheimnißvolle Atmosphäre des Himmels, in der unendlich viele und verschiedene Funken und Stralen brennen und zucken. Diese ewige Phantasie alles Seyns und Lebens ist das Element der romantischen Bildung. In dem Abgrunde dieses Lichtmeeres ist das Unendliche, das das Heilige genannt werden muß, der göttliche erzeugende Grund aller Wesen.

Das Unendliche, wie es den romantischen Völkern vorschwebte, war schon ein Gegenstand der Phantasie und der Kunst geworden; es hatte sich aus dem Gemüthe den bestimmenden und darstellenden Vermögen des Geistes mitgetheilt, es selbst ward ein Ruhendes, das die Thätigkeit der menschlichen Kräfte anregte und auf sich zog; und es war daher schon mehr ein nach seinen Merkmalen erkanntes und ausgedrücktes, ein auf wirkliche und vielfache Weise bezeichnetes Unendliches, das in dem Geiste und den Werken dieser Völker angestrebt und verherrlicht wurde. Das Unendliche der Hebräer dagegen war zunächst kein Gegenstand der Kunst, ja überhaupt kein Gegenstand und kein Ruhendes, sondern das, welchem alle Thätigkeit heimfiel, und dem sich der Mensch hingab und überließ. Seine wirkliche Seite ging ihnen

gänzlich in die heilige Nacht zurück, und es stand ihnen in seiner reinen ewigen Unbestimmbarkeit und also in seinem freyesten, lautersten Leben über dem in sich gekehrten seelig schlummernden Gemüthe. Es war die dem Moses erschienene ewige Majestät Gottes, die, aller Bitten ungeachtet, von keinen sterblichen Augen konnte geschauet werden, wären es auch die ihres vertrautesten, des reinsten und größten aller Seher! Nur von hinten, als in einem mildern Abglanze und in unbestimmten seeligen Ahndungen ward ihre Glorie ihm geoffenbaret! Das Romantische verhält sich zu dem Hebräischen, wie sich die Dinge und Geister selbst in ihrer höchsten Bedeutung, als Offenbarung und Verherrlichung des Göttlichen zu der reinen Tiefe der Gottheit verhalten. Das Unendliche beseelte die Hebräer als das Heilige, als Quelle und Geist der Religion. Die Romantiker sind die Körper, auf denen sich das Licht bricht, an denen es Farben, Blumen und Früchte erzeugt; die Hebräer, nach ihrem Innersten betrachtet, sind der reine zur Einheit mit dem Lichte erhobene Aether, in dessen Schoos seine Ströme ungebrochen wallen. Ueberströmend von der Fülle und dem Lichte des unendlichen Heiligen schrieben die Schriftsteller des hebräischen Volkes, und wie sie aus der Quelle alles Lebens selbst schöpften,

konnte ihnen die wahre Bedeutung und Bestimmung aller Dinge nicht verborgen seyn. Mit Rechte sagte man von jeher, daß sie gelehrt und geleitet von dem Geiste Gottes, geschrieben haben; denn dieser Geist, die innerste, geheimnißvolle Verbindung aller Wesen mit dem ewigen Grunde und Quelle war ihre leuchtende Seele geworden.

Das Licht wird von den homogenen Wesen nicht zurückgeworfen, die Stralen kehren nicht wieder in die Quelle, selbe gleichsam beschauend und durchforschend um, sondern sie fallen durch, und gehen auf weniger reine Gegenstände. Der erleuchtete Blick des Hebräers hob sich nicht zum Göttlichen auf, sondern senkte sich voll Demuth auf ihn selbst, oder auf die Welt nieder. Der wahre Hebräer hat zu keinen Zeiten Untersuchungen über das Göttliche angestellt, sondern sich im Glauben, als einer lebendigen und unmittelbaren, aber dem Verstande unbegreiflichen Wahrnehmung desselben beruhigt. Er widmete sein Denken irdischen Gegenständen, die er dadurch nicht, wie ihm bey den himmlischen schien, zu verunreinen besorgen mußte, die er vielmehr durch seine höhere Erleuchtung adelte und in dem aus seiner Seele ausstralenden Lichte selber verklärte. Der Hebräer ist wie ein zarter Jüngling, der die unnennbaren seeligen Stimmungen

des Gemüthes durch jede rauhe Berührung des Verstandes zu verletzen und zu verscheuchen fürchtet und sich alles Forschens darüber enthält. Man erwarte darum von dem Hebräer keine bestimmten Bezeichnungen jenes Heiligen; vielmehr werden bey ihm die glücklichsten Wahrnehmungen einer allgegenwärtigen reinen Geistigkeit des Göttlichen mit sehr menschlichen Eigenheiten, Handlungen, Zwecken u. s. w. zusammentreffen, wie es bey bloß verneinend erkannten Dingen allemal der Fall ist.

Die Religion der Hebräer beruhte ganz auf dem Gemüthe und ließ kein Bild neben sich aufkommen. Ihre Kunst ist nicht, wie die romantische, symbolisch, sondern in der innersten Wurzel allegorisch, und wenn man die romantischen Formen bezogen auf ihren Inhalt, auf das Unendliche verneinend nennen kann, so muß man die hebräischen als die privativen bezeichnen. Den romantischen Stämmen stand ihr Unendliches in der Ferne, sein Licht wirkte in einer gewissen Mäßigung und vielfachen Brechung auf sie ein, und ließ in ihnen alle phantastischen Mächte aufkommen; der in den Fluten des Unendlichen berauschte menschliche Geist wurde allen Gegenständen überlegen, er erfüllte sie selbst mit raschem luftigen Leben, und schuf sie zu einem erhöhten

schönen Daseyn um. Dem Hebräer lag das Heilige in dem Innersten und hielt alle seine Kräfte und Sinnen in stiller Andacht und Seeligkeit, wie die Blätter einer Blume in der Knospe vereinigt. Sein Heiliges war ein süßes Band, das sich um sein Herz und seinen Geist schlang. Sein Geist brach in keine kühne Uebergewalt aus, sondern liebte eine stille Züchtigkeit, die sich nur mit wenigen Dingen beschäftigt, und dieselben auf keine Weise verwandelt oder auflöset und verschmilzt, sondern sie so nimmt, wie sie selbe findet. Der Geist und die bildende Thätigkeit des Hebräers hat nothwendig eine ruhige Langsamkeit und eine gewisse Armuth; seine Formen sind einfach und kehren beständig wieder, die Materialien behalten in der Darstellung ihre gewöhnliche Gestalt und Natur, und das Schöne wird den Werken nur aus dem reinen kindlichen Anhauche des alles zart anfassenden, schonenden Geistes zu Theil.

Es verhält sich mit dem Heiligen, wie mit dem Sonnenlichte, welches in den südlichsten Gegenden durch seine größere Nähe und einen stärkern Einfluß den freyen sinnlichen Wuchs beschränket, aber die geringe äußere Größe durch reichere innere Gediegenheit ersetzet. Es ist, als ob den irdischen Kräften und Geistern die vielfachen Richtungen und Auswege benommen und verschlossen

würden, wo sie dann gezwungen werden durch Eine Richtung um so schneller und entschiedener zu wirken. Das Heilige drücket durch seine majestätvolle Sonnennähe in dem Gemüthe das Menschliche nieder, welches dann aber in seiner eigenthümlichen Richtung gegen jeden äußern feindseeligen Druck gleich elastischen Federn um so höher und kühner aufschlägt, wenn es einmal in Thätigkeit kömmt, wie wir denn nichts finden, das den Flammen und Blitzen so mancher hebräischen Propheten gleich käme. Wenn man die Erhabenheit in eine gänzliche Beseitigung aller Schranken und Bestimmungen aus reinem Uebermaase eines unendlichen Bewußtseyns, und in eine unmittelbare Beziehung aller Dinge auf den einfachen lezten Grund setzet, so muß man sie natürlich bey den Hebräern zuerst suchen. Der Hebräer sieht eine reine Glut des Heiligen über alle Dinge verbreitet; Gott ist nicht bloß dem Gemüthe des Frommen innig nahe, näher, wie er sich selbst, auch die Welt und alle Dinge ruhen in seinem Schoose! Dem Abendländer genießen die Geister eigene Freyheit und freuen sich eines weiten Spielraums ganz eigener Thätigkeit; dem Hebräer sind alle nur dienstbare Geister, den Willen des Einen Heiligen verkündend und seine Rathschlüsse und Werke vollführend. Die wirkenden Dinge sind von dem Willen der Gottheit er-

regte Mittelwesen und Boten. Ahndungen und Träume gehen aus von Gott, die Weisheit ist sein unmittelbarer Stral, große Natur- und Weltbegebenheiten sind seine Werke, sind nicht Wunder, wie sie der Abendländer nennt, als worüber man sich, wie über etwas Ungewöhnliches, verwundern müsse, sondern sind Zeichen und in ihrer Weise eben das Natürlichste. Man findet unter den Alten nur bey dem Hebräer wahre welthistorische Ansichten, d. h. eine Beziehung des Einzelnen auf seinen ewigen Grund und sein höchstes Ziel, eine lebendige Ahndung der Vollendung aller Wesen, die sich durch alle Anschauungen und Gefühle durchzieht. Alle Dinge und der Mensch selbst gehen dem Hebräer in das Unendliche auf; sein Heiliges ist ihm nicht ein Ewiges in dem Sinne, daß es ihm ferne und über der Welt und Zeit thronte, sondern ein Leben, das überall da ist und wirket, das alles durchdringt, hält und ordnet, und das darum nur als Unendliches bezeichnet werden kann.

Sind nun die Offenbarungen des Heiligen unter dem Judenvolke bloße Werke seiner Sinne und Einbildungen? keineswegs. Es dürfte sich mit diesen Dingen sehr sonderbar und für uns noch langehin unbegreiflich verhalten, wie etwa mit jenen zart gebauten Wesen, von denen man wissen will, daß sie Geister sehen, wo doch die

andern Menschen, nichts gewahrend, vorübergehen. Es sind gewiß unendlich viele und zarte wunderbare Einflüsse um und über dem Menschen, er geht durch eine Welt hin, die in der Sichtbarkeit, wie in einer gröbern Schale verschlossen liegt, aber seine wahren Augen sind noch gebunden, er träumt nur und wird sie nicht gewahr! Der Mensch ist noch zu sehr Knospe, als daß unsere Urtheile über geistige und himmlische Einflüsse von Bedeutung seyn könnten. Es liegen gewiß für alle Dinge und Einflüsse Sinne in dem menschlichen Wesen, aber sie schlummern noch; sonderbare Schicksale oder künftige Verwandlungen werden sie öffnen. Was können wir uns von den Handlungen und Reden des Träumenden oder des in den magnetischen Schlaf Versunkenen für klare Begriffe bilden? Wie unbegreiflich sind uns soviele Sympathien und Antipathien, soviele Ahndungen des Menschen, Sinnenwahrnehmungen von Thieren, die wir nicht läugnen können? Wie wenig vermögen wir uns eine Anschauung von den Sinnen eines aus diesem Leben Abgeschiedenen oder übermenschlicher Geister zu bilden? Wir dürften einst nicht weniger staunen, als der Blindgeborne, wenn ihm das Gesicht verliehen wird, und es dürfte uns nicht wenig schmerzen, so manches für menschliche Einbildungen jener Seher erklärt zu haben, was uns nun gewisser wäre, als das Ge-

wisseste aus einem rohen irdischen Daseyn. Man denkt sich die göttlichen Offenbarungen und Wahrnehmungen nur zu irdisch sinnlich, und macht das Zärteste und Geistigste zu etwas ganz Körperlichem. Die heiligen Männer, denen sich die Gottheit enthüllte, mußten natürlich von Sehen und Hören u. dgl. reden; denn wo hätten sie Worte hernehmen sollen, um das zu bezeichnen, wovon das irdische Hören und Sehen nur ein mattes Dämmern ist? Das Geistige und Unsterbliche in dem Innersten bildet um den ganzen Menschen eine lebendige zarte Atmosphäre, die gewiß mit unzähligen geistigen Sensorien übersäet ist; woher wollten wir sonst so viele auffallende Bewahrungen des Menschen vor tausend drohenden Unfällen, den augenscheinlichen Schuz, der den Kindern gegen Fall und Verletzung zu Theil wird, und den oft fromme Mütter den Engeln derselben zuschreiben, erklären? Die göttlichen Offenbarungen an den Menschen gehen von seiner Wurzel aus, von dem Gemüthe; sie kommen nicht von Außen, von etwas, das von dem Menschen ganz getrennt wäre, und gehen nicht erst durch die leiblichen Sinne in sein Inneres; sie gehen aus von der Quelle alles Lebens, mit der er mittels seines Gemüthes in der Tiefe seines Wesens verbunden ist. Dieses Band wird zuerst erregt, und von da leiten sich die göttlichen Be-

rührungen in die geistige Umgränzung des Menschen fort, wo sie sich brechen und ihm zur lichten Erscheinung werden. Die Religion ist der höchste Leitstern alles geistigen Lebens; so wie sie uns an einem heiligen Volke aufgegangen ist, dürfte sie uns auch für die Philosophie des Menschen und der Natur, die wie eine geistige Baukunst das in der Religion Eingewickelte zu zertheilen und zu entwickeln strebet, ein hohes Ziel ausgesteckt haben, von dem wir noch sehr ferne sind. Die Geschichte ist die innigste Vertraute der Religion und die erste Weise und vertrauenswürdigste Lehrerinn; wie viele Geheimnisse sind in ihren Schoos gelegt, die uns noch zu hoch sind, und in die sie uns erst nach und nach wird hineinblicken lassen? Keiner hat noch ohne Schaden und Beschämung das Wort dieser Mutter alles Wissens verhöhnt oder gemeistert. Laßt uns kindlich und fromm ihren Dichtungen lauschen, sie wird sich die Zeiträume hindurch über alles rechtfertigen!

Wie den Betrachter der himmlischen Gestirne das große Leben der Welt tiefer und tiefer hineinzieht in die Herrlichkeiten der Nacht, und sein Blick von einem Stern zu dem andern, sein Geist von einem Weltsystem zu einem noch höhern forteilt, bis er sich ganz in der unermeßlichen Glorie verliert: so leiten uns die Forschungen der Ge-

schichte immer tiefer in die heilige Dunkelheit hinein. Wenn das Unendliche der Romantiker schon, das man vielleicht besser das an und für sich Unerschöpfliche und Unermeßliche nennen würde, als auf welche Merkmale sich die Romantik eigentlich bezieht, der Nacht zu vergleichen ist, so ist doch diese Nacht noch mit vielen schimmernden Gestirnen erleuchtet und geschmückt; das Unendliche der Religiösen dagegen, das wie ein von allen Seiten Unendliches, d. h. Unaussprechliches, Unbestimmbares, alles Ueberflutendes ist, ist den höhern Regionen des Himmels ähnlich, deren kreisende und leuchtende Gestirne sich den Blicken der Menschen gänzlich entziehen, wo nur noch eine reine unergründliche saphirene Tiefe Ahndungen der unendlichen verhüllten Herrlichkeiten und Seeligkeiten erwecket. Die Religion gleicht weder den frohen heitern Tempeln der Griechen, wo die fröhlichen Tänze hinschwebten, und die Töne aller Freuden immerdar schallten; noch den hohen gothischen Kirchen, die durch den dumpfen Klang der Glocken und die vielfältigen musikalischen Ströme erfüllt und beseelt werden, sondern sie ist ein mystischer Tempel, wo die tiefste Dunkelheit und ewiges anbethendes Schweigen wohnen.

Die Religion ist ganz Sache des Gemüthes und steht insofern dem Geiste im engern Sinne und den Werken des Geistes gegenüber, oder ist die

Wurzel und Quelle derselben; die Religion ist eigentlich das freye, gesunde Leben des Gemüthes. Das Wesen und die Handlungen der Religion zogen sich noch bey allen Völkern, selbst bey den heitern Griechen in Mysterien und Dunkelheiten aller Art zurück, die sich gewiß von einer bloß philosophischen Tiefe und Unverständlichkeit sehr unterschieden. Die Religion in ihrer himmlischen Reinheit war bey den meisten Völkern zwar verloren gegangen, und es waren nur noch misverstandene und entstellte Reste von ihren ehmaligen Altären da, aber auch diese winken noch leise auf das ursprüngliche Geheimniß. Die griechischen Orgien und Bacchanalien wurden zu Nacht unter dem Schein der Fackeln begangen; die Tempel, ob sie gleich ein Ausdruck der heitern Naturanschauung waren, wurden in stille, schattige Haine versezt. Die griechischen Priester wehrten sich gegen die schönen Künste, und wollten die alten unförmlichen Bilder, als gleichsam das Ursprüngliche und Geheimnißvolle nicht zu Grunde gehen lassen. Die Tempel und Hallen so mancher alten Naturvölker waren mit Dunkelheit umgeben; andere opferten auf den Höhen, als gleichsam dem Unendlichen näher. Die Germanen pflegten ihren Götterdienst in den düstern schauervollen Hallen der uralten Eichenhaine. An solchen Orten mögen Priester und Druiden am liebsten gewohnt haben. So

suchte das Heilige selbst in seiner tiefsten Entstellung, überall die Stille und die Nacht, um auch in den Umgebungen ein Gleichniß und eine Andeutung seiner Natur zu haben.

Diese Tiefe und Innigkeit des göttlichen Gemüthes, oder die Religion als eine innerste geheimnißvolle Verbindung mit dem rein Unendlichen bewahrend, sind die Hebräer als der alte unzerstörliche Kern der ganzen Menschheit zu achten; denn in der Religion sind, als in einem höchst fruchtreichen Samenkorn alle unzähligen Kräfte, Sinne, Anlagen der Menschheit in vielen Schalen enthalten, und die unübersehlichen Entwickelungen alle schon vorbestimmt und vorbeschlossen da. Sie allein umfaßt die ganze Bestimmung des menschlichen Geschlechtes und ist eine nie versiegende Quelle alles großen und geistigen Lebens, aller schönen Ideale und Hoffnungen.

Der Fortgang und Uebergang der Religion in das Christenthum, das von dem Judenthum eigentlich nicht verschieden, sondern nur seine gänzliche Entwickelung und Erfüllung ist, verhält sich wie ein bestimmtes Nachtwerden. Das Christenthum ist von ferne nicht klärer als das Judenthum, sondern noch viel geheimnißvoller und unbegreiflicher. Was daran bestimmter und deutlicher hervortritt, ist eben das ewig Verborgene und

den Augen des Geistes Verhüllte. In dem alten Bunde schwebte die Nacht noch hoch an dem Firmamente und die Dämmerung lag über der Erde, wo der Mensch die irdischen Gegenstände noch leicht unterscheiden konnte; mit dem Christenthume sank die Nacht völlig in den Gesichtskreis des Menschen herab, worinn er eben nichts sieht, als daß er nichts zu sehen und zu begreifen vermöge. Der Vorhang vor dem Heiligsten riß zwar entzwey, aber das Geheimniß zeigte sich nur um so undurchdringlicher. Das Klare und Einfache in dem Geschichtlichen des Christenthums ist die Sache eben nicht. Dieses Geschichtliche an ihm, wenn wir das Wort in seiner gewöhnlichen eingeschränkten Bedeutung nehmen, ist etwas so Aeußeres und Unwesentliches, wie möglich, ein bloßer, matter Wiederschein und Anklang des Innern. Die Erlösung der Menschheit durch das ewige Wort ist die Sache und der Mittelpunkt. Das Christenthum, wie die heiligen Urkunden vielfältig andeuten, war in dem Innersten der Menschheit von Ewigkeit her abgeschlossen, und in den Gemüthern der Menschen selbst vorgegangen, und was schon lange da war und die Herzen überfüllte, mußte nur laut und kund werden in der Zeit. Diejenigen, die die schnelle und weite Ausbreitung der christlichen Lehre von gewissen Umständen und Lagen der Zei-

ten herleiten, begründen und erklären die lebendigen wirkenden Ursachen und Kräfte aus ihren sichtbaren Aeußerungen und Folgen. Es war eben der Wendepunkt der ganzen Welt, wo alle Kräfte, Blicke und Erkenntnisse sich von dem Aeußern, in dem sie sich lange zerstreut und verloren hatten, wieder einwärts wandten. Die heilige Nacht des Innern war schon lange da, aber wurde nicht so bestimmt erkannt; izt trug man alle Lichter und Stralen in dieselbe hinein, die sie zwar zeigten, aber nicht erhelleten. Das sich aller Form schlechtweg Entziehende ging in das Verneinende über, das ferne Unbekannte ward zum wahren Geheimniß und in seinem reinen Glanze verflüchtigen sich die vollen sinnlichen Formen. Das Aeußere verging in Schein, das unendliche Geheimniß ward als solches zum Positiven. Dadurch wurde das Christenthum der Uebergang und die lebendige Grundlage zu dem Romantischen.

Der Pflanzer des seeligen Edens säete ein Pflanzensämlein, das bald der höchste Schmuck dieses himmlischen Gartens seyn sollte. In dem Samenkorn ruhten alle Kräfte wie in einem Mittelpunkte, und so lange dasselbe in der Hand des Gärtners lag, war Eintracht und Friede über ihm. Als aber das Körnlein in dem Schoose der Erde lag, fand es zu den irdischen Geistern

und Nahrungselementen Luft, und streckte seine Glieder und Sinne nach der Welt aus. Es entwickelte sich, grünete, wuchs auf; es suchte nach allen Seiten und Richtungen lebendige Blätter zu treiben, und freute sich seiner Farben und Fülle. Doch begannen die ersten Blätter bald zu welken, sie fielen ab, verweseten und wurden selbst eine Speise der Pflanze. Die Pflanze selbst empfand die nahende Verwesung, und Sehnsucht nach dem ursprünglichen Kern, der ganz verloren und verschwunden schien, durchdrang ihr Wesen. Sieh, da schloß sich die zarte Blume auf, und trug das Samkorn in schöner Vermehrung und Verjüngung in ihrem Herzen!

Wie sich in einem Wassertropfen der Himmel mit seinen leuchtenden Gestirnen spiegelt, so zeichnet sich der große Lebensgang des menschlichen Geschlechtes in dem Leben der einzelnen Menschen nach. Das Kind ist ganz Gemüth, es wiegt sich in einem Meere von Gefühlen und Seeligkeiten, Himmel und Erde sind ihm noch ungeschieden, alles spielt und schwebet nahe um seine Sinnen; das All der Dinge liegt in einer geistigen Auflösung und ewigen Bewegung um seine Brust. Das Kind geht dem Jünglingsalter entgegen, das Gemüth fängt an auszutreten in die Phantasien; alles fängt an sich zu sondern, das Leben fließt rascher, die Farben werden rei-

zender und glühender, die Töne verschlungener und kühner, die Eine geistige Fläche wird zu einer gränzenlosen Welt, das Meer des Lebens verwandelt sich zu süßen Gärten, Hainen, Fluren, was früher so nahe war, ist zu unbekannten Fernen geflohen, aus denen es dem Jüngling zuruft, zu denen es sein Herz hinziehen möchte. Die Phantasie wird selbstständiger, die unbestimmten Flüge befriedigen sie nicht mehr, sie entwirft und malet sich bestimmte Ideale, an denen alles in einem großen über diese Welt hinausgehenden Styl verbunden und geordnet ist. Die Farben sammelnde und auftragende Einbildungskraft erhält nun bald einen bedeutenden Dienst, und wie diese sich von der Phantasie, als welche ihr die Arbeit oft wieder vernichtet, loszumachen strebet, ruft sie die Vernunft und den Verstand als ihre nahen Verwandten zur Hülfe herbey. Der Verstand voll jungen Muthes und Kraft ergreift diesen Anlaß, um sich zur Herrschaft über die andern Geistesvermögen zu erheben, und unterdrücket bald auch seine leibliche Schwester, die Einbildungskraft. Der Jüngling steht an der Pforte der Mannheit, die vielen Neigungen und Leidenschaften, die in dem Knaben schliefen, sind alle erwacht, der Glaube ist ihm aus dem Gemüthe entschwunden, und er lächelt über die frü-

hern

hern Träume der Phantasie. Der Mann fängt izt an, sich seinen Lebenskreis zu ordnen und nüzlich in das wirkliche Leben einzugreifen; aber bald drücken ihn die Lasten des Tages nieder und schwere Sorgen und Bekümmernisse stürmen von allen Seiten auf ihn ein, sein Herz seufzet und will verschmachten in der kalten Sphäre des Verstandes. Tröstend erscheint ihm am fernen Himmel die verklärte Engelsgestalt der unschuldigen Kindheit und winket ihm, zu ihr empor zu kommen; aber sein Wesen ist zu schwer, zu irdisch und aller Schwingen beraubt. Das Klagen des Herzens, die Verödung des Heiligthums — des Gemüthes, die Bedrückungen, die sich die zärtliche Amme, die Phantasie von dem übermüthigen Verstande muß gefallen lassen, rühren die Vernunft; sie fängt an, dem Verstande zuzureden und ihn immer mehr in seine Schranken zu weisen. Wie mehr die Vernunft zu gebieten anhebt, um so mehr nahet sich auch jene Engelgestalt, um so getrösteter wird das Herz. Erst frohlockten die Vernunft und alle Geistesvermögen über den Sieg, den die Vernunft über den Verstand davon getragen habe, und daß der Verstand nun gebunden und gezwungen sey, in einem abgelegenen Winkel sich stille zu halten; doch währt es nicht lange, bis die Vernunft einsieht, daß auch sie das

Seufzen des Herzens nicht stillen kann; denn sie suchet in allen ihren Schätzen nach, beut dem Herzen alles ihr Bestes an, aber demselben will nichts ganz gefallen. Die Vernunft jammert und weint nun selbst; da schwebet die Engelgestalt vom Himmel herab, löset der Vernunft die Binde von den Augen und stellt sich auf den verlassenen Altar in dem Gemüthe. Erst erschrickt die Vernunft, aber bald kniet sie mit den andern Vermögen vor dem Altar nieder und fühlt sich seelig. Selbst der gebundene Verstand kriecht herbey, wird losgebunden und lobsingt mit den andern Geistern. Schnell verwandelt sich nun die Engelgestalt in die göttliche Gestalt des Glaubens, die ihre mütterlichen Arme um alle die brünstig Anbethenden schlingt. Die Thore des Himmels thun sich auf, und die Engelchöre fallen ein in ihr Gebeth. Der Mann ist zum Greisen geworden, die Züge der Kindheit haben sich auf seinem Gesichte wieder eingefunden, das Gemüth ist in der Glaubensglut wieder aufgegangen, zarte, reine Bilder einer nahen tiefen Ewigkeit flimmern und zucken wie seelige Sterne durch sein Innerstes, und die weisse Blüthe der Locken verkündet eine ewige Kindheit des Lebens.

Wer dürfte einen Augenblick anstehen zu behaupten, daß das Christenthum und die ganze neuere Zeit mit der Wendezeit der Erde in ihrem

großen Lebensgange aufs genaueste zusammentreffe?

Das Christenthum floß aus dem Innersten der Menschheit wie eine segenvolle Quelle heraus und stellte sich den Augen der Welt als eine Zusammenberufung und Auserwählung der gottsuchenden Menschen, als Εκκλησια dar. Das Wesen und der Geist dieser aus dem Christenthum erwachsenen Kirche war eben der Geist des Christenthums, als dessen Form und Entwickelung die Kirche war, und zog sich ebenfalls in die Tiefen des Gemüthes, in die stillen Gründe des Unendlichen hinab. Es war der Geist Gottes selbst, auf dem die Kirche ruhte, aus dem sie lebte, handelte und sprach, und der als der himmlische Lebensgeist alle Glieder in reiner Liebe zusammenband. Die Kirche sollte nach dem Sinne und der Bedeutung des Christenthums ein religiöses Universum der Menschheit werden und ein Band um alle Völker ziehen, das weder der Zeit noch dem Umfange nach einige Gränzen hätte. In ihrem Schoose sollte die höchste Freyheit und Mannigfaltigkeit, der ungehemmteste Erguß alles reinen und göttlichen Lebens walten, wie es unter dem Schatten des Gemüthes allemal der Fall ist. Die innere Wurzel, der Glaube und die Demuth, erblühend aus dem heiligen Geiste, sollten ungestört

ihre himmlischen Farben auf alle Weise ausbreiten können. Alle Bestimmungen und Lehrsätze, zu denen die allgemeine Kirche genöthigt wurde, sind, recht besehen, verneinend, wohl auf das Was deutend, aber das Wie in dem dunkeln Grunde zurücklassend, und auch diese sind, gegen das ganze unbestimmt Gelassene gehalten, wie nichts zu achten, die äußersten Gränzpunkte, oder einzelne Leitsterne im unendlichen Ozean des Himmels! Die Bestimmungen sind weiter nichts, als Aufhebungen und Vernichtungen gewisser das Ganze zerreissender Partikularitäten und einschränkender Begriffe, wie es schon aus ihrer Entstehung und ihrer Form entnommen werden kann. Auf vergängliche Dinge, als heilige Bücher, gewisse Lehrformen u. dgl. wurde von der Kirche nicht zu sehr gesehen, das Ganze sollte ewig aus dem Geiste der Religion selbst erstehen und leben. Wie die vielen verschiedenen Völker in die Kirche eingingen, floß das Leben rascher und allseitiger zusammen; die frühere jüdische Ruhe und Stille des Geistes ließ nach, und es ward jener ewige Bund der Kirche und der Künste gefeyert, dessen Denkmale eben so sehr zur Andacht, als zum Anschauen der ewigen Schönheit erheben. Die viele Zeitalter hindurch angestrengten und in der Selbstthätigkeit geübten Geistesvermögen mit dem ebenfalls neu und tiefer erregten Göttlichen in

dem Gemüthe in Verbindung, brachten ein göttliches Helldunkel hervor. Der menschliche Geist trug ein helles, reines Licht in die Kirche hinein und mit jeder Erleuchtung wurden seeligere Tiefen geoffenbart. Diejenigen sind sehr thöricht, die glauben können, daß die Kirche sich vor einem tiefen Forschen zu scheuen hätte; so mürbe sind die ewigen Säulen, auf denen der Grund der Menschheit ruhet, noch nicht, daß man sie nicht kräftig anfassen dürfte. Der Unglaube war zu allen Zeiten und unter allen Völkern nur ein seichtes faules Wasser; wer recht in die Tiefe gräbt, muß auf den lebendig sprudelnden Quell des Göttlichen kommen. Wie anhaltender die Beschauung und Erforschung ist, je höher und undurchdringlicher das Geheimniß vor uns steht, wie es jenem Weisen ergangen ist, daß, je längere Zeit ihm vergönnet ward, um das Wesen der Gottheit namhaft zu machen, wie weniger er davon zu reden verstand. Wie könnte auch die unendliche Gottheit, in deren Schoos uns die Religion versenkt, je ganz durchdrungen und erschöpft werden? Wie manche und wie schöne Tage darum noch über die Menschheit aufgehen werden, diese Nacht wird niemals verschwinden.

Es gibt eine Nacht des Todes und eine Nacht des Lebens; die erstere ist das Nichts, der bloße Begriff, die Leerheit; die leztere ist der lebendi-

ge Grund alles Daseyns und Lichtes und aller Bewegung. Wie es eine Nacht des Tages, des Jahres u. s. w. gibt, so gibt es auch eine menschliche und eine göttliche Nacht. Die Nacht des Lebens hat in allen Dingen eine hohe ehrwürdige Bedeutung. Das anschaubare Licht ist schon ein äußeres elektrisches Erzeugniß des Lebens; das Leben selbst wohnet und wirket im Dunkel, die Stralen sind nur seine heiligen Blicke, die von seinem immerdar verschleierten Antliz ausgehen. Die Nacht ist selbst von den Griechen als die hehre Stammmutter der Dinge gepriesen worden. Mit der Nacht begehen die Dinge einen tiefsinnigen Schlummer; die edelsten, sinnlichen Erzeugnisse geschehen in der Nacht; die die Nahrungsmittel verarbeitenden, die Krankheiten und Schmerzen heilenden Genien sind da vorzüglich thätig; da üben die höchsten Triebe und Kräfte sinnvoll und ungestört ihr priesterliches Amt. Die Worte, mit denen wir das Werk der Erzeugung bezeichnen, winken auf ein Versinken in das Allgemeine, wie Begattung, Beyschlaf u. dgl. Das Werk der Verwesung geschieht am liebsten im dunkeln Schoose der Erde und zu Nacht. In den unerhellten Tiefen werden die Metalle und edeln Steine gebildet, sie sind die Kinder der geheimnißvollen Sonne des Todtenreiches. Das erste Wachsthum der Pflanzen und Kräuter geschieht

zu Nacht; mit dem Morgen heben sie ihre zarten Spitzen aus der Erde hervor. Zu Nacht ist das Gemüth in einer stärkern Erregung, jeder Kummer und Schmerz kehret zu Nacht mit zentnerschwerem Gewicht zurück. Mit dem Tode sinkt eine höhere Sphäre der Nacht über uns nieder.

Alles Leben strebet sich zu entwickeln. Der weite blaue Schoos des Himmels entzündet sich zu vielen leuchtenden Kindern und stralet in ihnen seine Herrlichkeit ins Unermeßliche aus. Der tiefe stille Grund des Weltmeers ergießt sich wie ein lebendiges Herz der Erde in unzählige befruchtende Quellen und Ströme, die durch und über der Erde in allen Richtungen hinfließen. So ist die Religion das göttliche Element, die höchste Macht in dem Innersten der Menschheit, die sich bereits sehr entwickelt hat und ins Unendliche fortentwickelt. Die bereits geschehene Enthüllung, so wie die künftige Fortbildung derselben ist in den heiligen Schriften und in dem eigentlichen Leben und Daseyn der Kirche wie in einem großen Gemälde abgebildet und vorbezeichnet. Die Entwickelungen der Religion in der alten Zeit sind das Wachsthum des Baumes, die in der neuen Zeit die Blüthen und Früchte, die er trägt, und die sich fortwährend erneuern, während der Baum derselbe bleibt. Die heiligen Schriften sind nach

ihrem wesentlichen Inhalte das auseinander gezogene Gemälde des von Gott erfüllten und begeisterten Gemüthes. Wie das entwickelte Gemüth des Menschen und der Menschheit in viele einzelne Geistesvermögen ausläuft und sich zergliedert, so auch sein vollkommner Abriß. Alle Betrachtung ist nichts anders, als eine Vergleichung und Ausgleichung des Einzelnen mit seinem Allgemeinen, mit seinem Geiste; der Blick ruhet zuerst auf einzelnen Zügen, die er dann ruhig auf die andern und auf das Ganze bezieht, und sie auf diese Weise aus dem Ganzen anschaut. Das herrliche Gemälde besteht aber nicht bloß aus dem lezten und lebhaftesten Farbenauftrag, es sind viele verborgene Züge, Linien und Farben, die dem äußersten Lebenshauche zur festern Unterlage dienen, die die äußern Züge tragen, beleben und deuten, die gleich dem Odem eines allgemeinen Lebens, die einzelnen Züge umgeben, verbinden und das ganze Bild umfließen. Diese Grundlage und Umgebung der heiligen Urkunden ist die heilige Ueberlieferung. Sie ist das Band, das diese heilige Werke immerdar lebendig an ihren Ursprung knüpfet. Wie das reine Licht der Sonne sich in der uns umfließenden Atmosphäre bricht, so haben sich die Stralen dieser Urkunden in den spätern Ueberlieferungen gebrochen und sind dadurch erst recht erkennbar und

fruchtbar geworden. Die Ueberlieferung enthält das feste Knochengerüst des himmlischen Gewächses, den Duft, den es fortwährend ausathmet, und warum nicht auch viele todte gröbere Bestandtheile, durch die es sich gleichsam nähret? Der religiöse Schriftforscher suchet in allem Einzelnen den gemeinsamen Mittelpunkt — den Geist, und um den zu finden nimmt er die Schrift in ihrer lebendigen Verbindung mit der Ueberlieferung. Jede religiöse Betrachtung der Schrift hat drey von einander zu unterscheidende Momente, erstlich, die Eröffnung und Stimmung des betrachtenden Sinnes, dann die Anschauung des Einzelnen und endlich die Deutung desselben, oder die Zurückführung und Auflösung in den Geist. Der Saitenspieler spannet und stimmet erst die Saiten, dann entlockt er ihnen einzelne herrliche Töne, die eine Ahndung eines herrlichen unendlichen Ganzen geben, in welches sie zerfließen und wohin sie auch unser Herz mitnehmen. So verhält es sich bey der Aufführung eines großen in sich vollendeten Tonwerkes. Die ersten Stücke wollen uns nur erst in die nöthige Fassung setzen, um das Ganze zu verstehen und zu genießen, bald aber werden wir durch allerhand Gänge und Umwege zu immer reinern Herrlichkeiten geführt, bis am Schlusse ein unaussprechliches Ideal in seiner ganzen Glorie über unsern Ahndun-

gen schwebet. Etwas kann nur wahrgenommen werden durch einen mit ihm harmonischen Sinn. Das Licht und die Farben bleiben dem Ohre ewig verborgen, die Töne können von dem besten und schärfsten Auge nicht vernommen werden. Es verhält sich mit der religiösen Betrachtung wie mit dem Lesen, der Verstand und Geist ist nicht in dem Buche, das man liest, sondern in dem Wesen des Lesenden selbst. In dem Buche sind nur die Hinweisungen, und der rechte Leser liest in seinem eigenen Innern. Der unverständige Leser sieht und kennt die Buchstaben, wie der Verständige, aber das Auge des Geistes ist blind und das Buch der Seele ihm versiegelt. So ist es mit jeder Betrachtung schöner Werke bestellt. Die lebendige Schönheit ist nicht in dem Gemälde oder der Statue, sie ist in dem Beschauer selbst, und einer sieht und fühlet sie mehr, der andere weniger. Das Gemälde verweiset den Gedanken und das Gefühl an das eigene Gemüth, was eben die beseeligende Lieblichkeit in den Werken des Schönen ist. So darf der fromme Schriftbetrachter nicht übersehen, daß die Religion nicht eigentlich in den heiligen Schriften, sondern in dem Innersten seines Gemüthes ist und er sie da zu lesen habe; von da fließt sie in sein Bewußtseyn und Herz hinüber, sobald er ihr die dazu erforderlichen Sinne und Pforten aufschließt; die

Schrift enthält bloß vielfache Schlüssel und Lichter, die ihm sein Inneres zu eröffnen und zu erhellen gegeben sind. Der fromme Schriftforscher bringt die erforderliche Stimmung in sich hervor, durch ein anhaltendes ruhiges Lesen und Betrachten der heiligen Schriften, welches sich von dem eigentlichen Forschen unterscheidet. Der ruhige Anblick des Göttlichen öffnet und reizet die zarten Sinnen des Gemüthes, führet den Betrachter immer tiefer in das nach Licht und Labung dürstende Innere, und hebt ihn auf den Flügeln der Andacht und Begeisterung höher zu Gott empor.

Sind die Seelenkräfte zu dem heiligen Dienste Gottes versammelt und ist Stille und Andacht um den Geist, hat sich das Gemüth mit dem priesterlichen Schmucke angethan: so beginnt erst das Werk der eigentlichen Forschung. Dieses scheidet sich in zwey Momente, in das Auffinden des Gegenstandes, und in die Erhebung desselben zum Licht und Geist des Allgemeinen. Wenn ich ein großes Gemälde verstehen will, so muß ich die Züge einzeln betrachten, ich muß einem Zuge durch alle seine Biegungen und Verzweigungen folgen, bis ich ihn ganz und geschlossen habe, und so auf seine Lebenswurzel gekommen bin, mittels der er in dem Ganzen des Gemäldes lebet und athmet. So wird in den heiligen Schriften ein

Einzelnes ausgeschieden, alles, was dazu gehört, gesammelt, seiner Natur gemäß geordnet und verbunden, und wenn nun dieses Einzelne in sich ganz ist, so ist sein Verhältniß zu dem großen Ganzen und somit seine Bedeutung schon beynahe gefunden. Die Darstellung eines Einzelnen in seiner Fülle geschieht auf einem zweyfachen Wege, einmal, indem das Band zwischen den Theilen des Einzelnen, so wie es da liegt, aufgesucht wird, durch innere Entwickelung und Zergliederung; dann, indem durch andere von ihm getrennt und fern liegende Theile dasselbe ergänzt wird. Es geht hier ein geistiges und göttliches Wachsthum vor, das dem der Pflanze nicht ungleich ist, die ebenmäßig ihr Inneres verzweiget und das Verwandte aus der umgebenden Welt in sich aufnimmt, bis sie nach ihrer Weise vollendet ist. Alles Edle in der Natur, der Wissenschaft und Religion ist bestrebt, sich zu einem vollkommnen Gleichniß des Ganzen zu erheben.

Aber nun sind der Richtungen und Verflechtungen der Züge so viele, daß sie unmöglich können genannt werden. Wie sollte man das Unendliche und Unbestimmbare, das sich ewig in neuen Lebensquellen ergießt, in einen äußern bestimmten Abriß auffassen wollen? Jeder Stral des göttlichen Lebens wird in jedem Punkte wieder eine Sonne des Lebens, von der ebenfalls

in allen Richtungen unzählige Stralen ausfließen, und wodurch der alles durchdringende Himmel, die Wohnung Gottes, zu einem reinen Lichtmeere wird. Der religiöse Schriftforscher kann bey gleicher vorherrschender religiösen Stimmung die Schrift, oder einzelne Theile und Seiten derselben, doch näher auf sein Erkenntnißvermögen, oder auf seinen Willen, sein Herz, auf gewisse Gemüths- und Lebenslagen, auf einzelne Zeit- und Ortsumstände, Berufsverhältnisse u. dgl. beziehen, wodurch seine Betrachtung einen eigenen Charakter erhält. Nimmt der Forscher die Bedeutung der heiligen Urkunden im Großen als die Entwickelung der Gottheit in die Menschheit, die gleichsam in die Ewigkeit fortgehende Menschwerdung des Wortes, so bieten sich ihm eben so viele Anlässe zu einzelnen Richtungen der Betrachtung dar. Einmal erscheint ihm das Ganze nothwendig als Offenbarung, Kundwerdung des Göttlichen, erst in dem Innersten der Menschheit, und wie sich da die Stralen mehren und endlich herausbrechen in die Welt als Offenbarung des Göttlichen in dem wirklichen Leben, der Geschichte. Welch großer Gang der aufgehenden himmlischen Sonne liegt hier vor den Augen und der Seele des Forschers! Er sieht, wie der Tag immer höher steigt, wie alles sich immer deutlicher enthüllet und mit jedem Lichtstral das Geheimniß näher zur Erde steigt!

Wenn der Forscher diese Offenbarung auf die Menschheit, in und an der sie vorgeht, bezieht, wie er denn sie auf dieselbe nothwendig beziehen muß, so ändert sich gleichsam der ganze Standpunkt, und das große ewige Werk erscheint ihm als eine göttliche Erziehung des menschlichen Geschlechtes. Das Göttliche läßt sich, wie das Licht der Sonne, in alle Tiefen, in alle Eigenheiten, Bedürfnisse und Beschränkungen der Menschen herab; ergreift sie da, und suchet sie, wenn auch langsam, zu der Höhe des Göttlichen empor zu bilden, zu erziehen. Dieser Erziehungsgang im Großen genommen, in seinen Mitteln und in der Geltendmachung derselben betrachtet, stellt sich als eine göttliche Weltregierung vor unser Gemüth. Der göttliche Lebensgeist schwebet wie eine mütterliche, alles umschlingende Vorsehung über der Welt und der Geschichte. Jede verborgene Licht- und Lebenskraft wird von ihm angereget und entwickelt, alles Feindseelige wird nach und nach ausgeschieden, dem Tode überlassen, und fällt so, wie sich jenes in das Reich der Seeligkeit erhebt, in das dumpfe Gebiet der Strafe und Verdammung hinab. Alle Kämpfe und Erschütterungen sind nur Reizungen, die das im Verborgenen wachsende Reich Gottes anregen und beschleunigen. „Da ist heiliger Boden," muß der Betrachter immerdar ausrufen! Um ein weniges

weiter abwärts gesehen, und das Ganze steht als große Geschichte der Menschheit da, — Geschichte im weitesten und vielfachsten Sinne genommen; wir sehen da die Geschichte der Bildung und Verwilderung in allen Schattirungen, die Geschichte der Vermehrung, Verbreitung, Ausartung und Vertilgung, die Geschichte der Völker, des Menschen, der Neigungen, des Herzens in den feinsten verborgensten Verhältnissen, Lagen und Eigenheiten, die Geschichte des Guten und des Bösen u. s. w. Beziehen wir das Göttliche als Urbild und Ideal auf die wirkliche Menschheit, so erhalten wir eine göttliche Gesezgebung. Die gesammten Offenbarungen halten dem Menschengeschlechte den höchsten Spiegel seiner eigenen Vollendung und Verklärung vor Augen, da sind die reinsten Typen einer himmlischen Kirche auseinander gelegt. Der Geist und die Bedeutung dieser Gesetze erstrecken sich von dem Ganzen bis in die individuellsten Verhältnisse herab. Es sind aber keine todte Vorschriften, sondern es sind dieses Gesetze, noch lebendiger, als die der Natur, es sind die Kräfte und bewegenden Federn der Welt und Menschheit, es sind die Gesetze der göttlichen Gnade, es ist das göttliche Leben in der Menschheit selbst, das zu seiner vollendeten Offenbarung und Verherrlichung emporschreitet, in seinen einzelnen Beziehungen.

Durch diese Steigerung wird das Göttliche zu einem alles umfassenden Weltplane Gottes, die Religion wird als Religionsgeschichte in der höchsten Bedeutung, genommen. Schon darinn ist dem Betrachter das Menschliche mit dem Göttlichen vielfach verflochten, wie denn nichts Lebendiges in die reinen Bestandtheile des Begriffes zerlegt werden kann. Sofern das Heilige die Menschen beseelet, erscheint es entweder als ein Ewiges und rein Göttliches, oder als eine nach Zeiten und Lagen bestimmte Aeußerung desselben. Die Anschauungen der mannigfaltigen Aeußerungen des Göttlichen und der wechselnden Gestalten gibt ein großes Bild kirchlicher Darstellungen zu allen Zeiten. — Nichts Wahrhaftes ist todt und vergänglich, wie viel weniger könnten es denn die unmittelbaren Ergüsse des Göttlichen seyn! Jedes vereinzelte Leben treibt und wirket fort, es ist ein sich immerdar mehrendes und erweiterndes Samenkorn. Die ganze Zukunft mit allen Gestalten liegt schon in dem ersten Keime der Zeiten, wenn auch unendlich verkleinert da. In den göttlichen Schriften sind in dem Betrachte Vorbilder und Zeichen gegeben, deren völlige Enthüllung und Darstellung sich in eine endlose Zeit hinausziehen. Wie bey der Schöpfung der Welt und des Menschen, so ist jedes Wort Gottes von

unendlicher Fruchtbarkeit, und es haben alle Zeiten zu thun, um seine Fülle ganz zu erschöpfen. Der Betrachtung geht daher eine große prophetische Pforte auf, und ein reiner Seherblick wird in den heiligen mystischen Zügen größere Dinge lesen, als auf den dunkeln Blättern im innersten Erdschoos vorbeschrieben sind. Die heiligen Bücher führen wie gütige Geister den Forscher rückwärts und vorwärts weit über das irdische Reich der Zeit hinaus: sie sind eine göttliche Antwort auf die allseitig erhobenen Fragen, woher, wohin, wozu? auf welche Weise? u. dgl. Vorzeichen, Verwickelungen, Lösungen der seltsamsten Art ziehen das Gemüth an. Diese Bücher sind heilige Tafeln aus unzerbrüchlichem Stein, von dem Finger der Gottheit selbst beschrieben! Sie sind ein Ausdruck und Vorbild der ewigen Verhältnisse und Verbindungen der Gottheit und der Menschheit, und bieten von Seite des Göttlichen, von Seite des Menschlichen und von Seite des unlösbaren Zusammenhanges beyder unzählige große Ansichten dar. So ließe sich auch ein weitschichtiger Plan von Betrachtungsarten entwerfen, wo der Blick nicht so auf das Ganze, sondern mehr auf Einzelnheiten geheftet würde; wo bloß einzelne Thatsachen, Lehren, Hoffnungen, einzelne Stellen und Bruchstücke aller

Art zu Herzen genommen und angewendet würden. Aber wie viele Linien wir auch ziehen wollten, alles bliebe doch nur Beyspiel! Wir stehen auf einem Gebiete, das keine Gränzen kennt, es ist das Reich des göttlichen Geistes, dessen Tiefe mit keinem Senkbley gemessen, dessen Umfang mit keinen Schnüren umzogen werden kann. Wie das unermeßliche Blau des Himmels, flieht es auf ewig den die Gränzen suchenden Blick, und alle Sterne, Blumen und Gestalten finden in ihm, wie in dem Schoose einer unendlichen Liebe, friedlichen Raum. Durch die vielen Scheidungen des Begriffes sind aus dem Gesammtleben des Göttlichen in der Menschheit die verschiedenen theologischen Wissenschaften hervorgegangen und groß gewachsen. Schade nur, daß diese gewöhnlich zu strenge und zu gewaltsam nach eigenthümlicher Einzelnheit rangen! Das Allgemeine ging ihnen verloren, sie wurden von der lebendigen Wurzel getrennt, und die Stelle innerer Entwickelung und freyer Aneignung nahm eine von Außen kommende mechanische Zergliederung und Zusammenfügung ein. Wie viele Lehrbücher der Dogmatik, der Moral, wie viele Ausleger der heiligen Schriften könnte man nicht aufschlagen, ohne nur eine Ahndung der Religion in ihnen zu finden? Wie weit sind die Kirchengeschichten von der himmlischen Flamme, die alles durch-

leuchten sollte, entfernt? Man findet in unsern Theologien alles, nur was ihr Name sagt, nicht; sie gleichen den todten Steinhaufen, die aus der Zerstörung des heiligen Tempels übrig geblieben sind; das von Gott erfüllte Gemüth hat sich geschlossen, und die die Schlüssel der Erkenntniß haben, gehen nicht hinein und verbauen durch mannigfaltigen nichtigen Tand den Eingang.

Der menschliche Geist gleicht einer Pyramide. Der wissenschaftliche Geist kehret seine Spitze den Dingen zu, womit er sie durchdringt und in ihrem Innern berühret. Der religiöse Geist wendet seine Spitze dem Unendlichen in seiner reinen Unbestimmtheit entgegen, er verhüllet sein Haupt in die Schleier der Wolken vor dem Angesichte Gottes. Nur die breite ruhige Basis des religiösen Geistes steht auf der Welt und den Dingen. Wie im Schlummer das Licht der Augen in die eigenen Quellen zurückfließt, und diese sich der äußern Welt verschließen, so fließt in dem göttlichen Schlummer des Religiösen das Licht der Seele in sie selbst zurück; das Göttliche wendet alle menschliche Thätigkeit einwärts zur Versöhnung und Ruhe. Die göttliche Nacht ist eigentlich Nacht aus überschwenglicher Fülle des Lichtes, die Augen vermögen seine Glorie nicht zu tragen, wie schon bey dem Stralenantliz des Moses der Fall

war; sie müssen sich vor ihm schließen, und so inniger und sanfter von ihm durchdrungen genießen sie seine reine unanschaubare Geistigkeit. Das Licht der Erkenntniß ist nur ein matter Wiederschein, eine ferne irdische Brechung jener unanschaubaren Fülle und verhält sich zu ihr, wie sich etwa unser Sonnenlicht zu dem Leuchten der Sonne über dem Dunstkreise der Erde verhält. Wie höher sich der Mensch in die Lüfte erhebt, um so reiner und seinen Augen unsehbarer wird die Stralenkrone jener Mutter des Lebens. Der Religiöse in dem lebendigen Besiz des Höchsten hat keinen Trieb zur Wissenschaft: wie sollte er nach dem fragen, was ihm das Nächste ist, oder die Hand ausstrecken nach den Dingen, da er im Schoose Gottes ruhet? Dem Hebräer kann nichts so sinnlos erscheinen, wie das Zweifeln an Gott oder an dessen Lebendigkeit. Der Trieb der Erkenntniß und der vielseitigen wissenschaftlichen Studien ist bey dem Hebräer gänzlich zurückgehalten; die Dinge liegen ihm wegen seiner seeligen Innigkeit ferne, und an eine eigentliche Wissenschaft derselben ist hier nicht zu denken. Der hebräische Geist entzieht sich den Dingen nicht auf thätige Weise, er tritt gegen dieselben keineswegs schöpferisch auf, vielmehr schmiegt er sich allem mit der Zartheit und Liebe eines frommen Gemüthes an, nimmt und läßt alles als

ein Gegebenes. Die Erfahrungen, die der ruhige beobachtende Weise macht, sind der Boden, auf dem die hebräischen Bildungen aufwachsen. Der wissenschaftliche Geist suchet das Wesen in den Dingen und will selbes erkennen; der Hebräer dagegen ahndet und anerkennt das Göttliche in ihnen, wobey sich sein Bestreben zur Ruhe gibt. Der Hebräer nimmt gewissermaßen alles als Wunder; denn das Wunder ist eine unmittelbare Beziehung und Anschauung des Dinges, oder der Begebenheit auf Gott und in Gott, und in Wahrheit ist alles ein Wunder, oder eine unübersehbare Kette von Wundern. Die Wunder vorzugsweise, die bey den Hebräern stets einheimisch waren, sind nur die Genien und urbildlichen Vorgänger der andern Dinge und Begebenheiten, an denen die innere, sonst verhüllte Beziehung auf das Göttliche sichtbar geworden ist; sie sollten den Menschen wieder auf die ursprüngliche Anschauung hinleiten. Dem wissenschaftlichen Geiste haben die Dinge ein selbstständiges Leben und in diesem eine natürliche Verbindung und Einheit, dem religiösen nicht so. Er bezieht jedes Ding einzeln und unmittelbar auf das Unendliche, und nur in dieser Beziehung auf das Eine erhalten sie ihm Leben und Einheit. Die hebräischen Werke haben keine innere Verbindung, sondern nur eine Verbindung mittels des Cha=

rakters, der den getrennten Theilen auf gleiche Weise gegeben wird, und es steht um dieselben, wie um die Bildung des ersten Menschen, nach ihrer eigenen Beschreibung, daß der göttliche Bildner die Gestalt aus Erde geformt und durch den Anhauch seines ewigen Odems beseelet habe. War gleich die Thätigkeit der Erkenntnißkräfte bey dem Hebräer zurückgehalten und er zur Ruhe geneigt, so erhob ihn doch das Gewicht in der Wagschale der Religion über die Natur und sicherte ihn vor dem gänzlichen Versinken in die todten Stoffe. Die gleiche göttliche Gewalt, die von ihm nie konnte begriffen werden, zog ihn noch stärker von allem Götterdienst und Naturalismus weg, als welche doch immer todtere und dumpfere Schranken, als etwa die Vernunftbilder sind, von denen ein freyes Handeln und Bewußtseyn des Geistes unabtrennlich ist, wie man schon aus ihren von dem Sinnlichen auf das Geistige übergetragenen Benennungen, Ideen und Begriffe, Anschauen und Umfassen, entnehmen kann. Die stetige glaubige Beziehung und Uebertragung aller Dinge in das Unendliche lösete die schweren Fesseln der Welt, sie und der Mensch zerflossen gleichsam in dem Göttlichen. Alles wurde aus seiner todten Starrheit herausgerissen, und in einen gemüthvollen Zurückfluß nach seinem Ursprunge gebracht. Eine durchgängige Beziehung und Auflösung aller

Dinge auf und in das Heilige machet gerade den zweyten Grundzug der Religion aus, nämlich die Seite der göttlichen, welche dem wirklichen Leben und der Welt zugekehrt ist. Dieses ist aber keine Verbindung und Ausgleichung des Einzelnen mit einem bestimmten und erkannten Unendlichen, was das wissenschaftliche Leben ausmachet, noch eine harmonische Vergleichung in und mittels der Phantasie, was Sache der Kunst im engern Sinne ist, sondern eine Vereinigung mit dem Unbestimmten und Unbestimmbaren und daher eine dem Innern nach ebenfalls unbestimmte, nur dem Gemüthe nahe und erfaßbare seelige Auflösung. Wir können sie nach ihrem allgemeinen Wesen und zum Unterschiede von der Wissenschaft, oder auch der Kunst, die historische nennen; denn eigentlich ist das allgemeine und lezte in allem Historischen eben die Anschauung des Einzelnen in dem Verhältnisse zu einem nie erkennbaren Unendlichen, ob denn dieses Unendliche dem Gemüthe, und also uns auf religiöse Weise, oder aber dem Geiste überhaupt vorschwebe. Dem Religiösen sind historische Anschauungen der Welt unentbehrlich, und man wird zu allen Zeiten keinen finden, der das ganze Reich des Lebens nicht als eine gränzenlose Geschichte nimmt; nur werden diese Anschauungen durch seine innere Andacht besonders gestaltet. Das Geschichtliche ist der in-

nerste, dem Mittelpunkt zunächst liegende Kreis des Lebens, den das Göttliche vermöge seiner Nähe und unmittelbaren Berührung ewig vor der Erstarrung bewahret. Bey den Hebräern ist dieses am wenigsten zu verkennen; eine bloß sinnliche Auffassung und eine enge Beziehung aller Dinge auf das Heilige, so wie sich dieses in ihrer Seele regte, blicket aus allen ihren Werken zu helle hervor. Diese Art ist von den ersten Zeiten an in ihren Charakter aufs engste verwebt, und ihre höchsten Erkenntnisse, heiligsten Hoffnungen, alles ist darinn begriffen. Es sind Begebenheiten und Schicksale, die allemal den ersten Anstoß geben und alles auf eine lange Zukunft hinaus begründen; auf diese beruft man sich, diese sind ein Samenkorn zu spätern Thaten und Schicksalen. Der Hebräer fußet auf eine lange Vergangenheit, und sein Blick und sein Gang geht in die Zukunft. Die ganze Welt- und Menschheitsgeschichte wird von ihm als die allmählige Vorbereitung, die Ankunft und immer herrlichere Entwickelung des Reiches eines Messias genommen, und dieses glückseelige Reich, wo sich der reine Glaube mit allen irdischen Elementen auf das innigste und süßeste verschmelzen wird, schwebet seiner Seele immerdar wie ein ferner, nicht wandelnder Leitstern vor. Dieses Messiasreich ist der tiefste Mittelpunkt des ganzen hebräi-

schen Wesens, denn darinn spiegelt sich das Religiöse und das Geschichtliche in der reinsten Eintracht ab, und diese sind die zwey Wurzeln aller hebräischen und aller heiligen Kunst.

Folgen.

Die Menschheit hat einen unverlezlichen Stufengang in ihrer Entwickelung und Bildung. Der erste Mensch, indem er schon in seiner Jugend die Hand nach etwas ausstreckte, was vielleicht erst der spätesten Zukunft vorbehalten war, konnte nur den Lebensfaden abreissen, Unheil und vielfachen Tod über sich und sein Geschlecht bringen. Das Verlangen nach den Früchten der Erkenntniß war fast auf alle Völker übergegangen, sie trieben sich in Gebieten herum, die der Menschheit erst in vielen Jahrhunderten aufgehen sollten, und es mußte ihnen die göttliche Bedeutung der Dinge und der Künste immer in trübere Nebel verschwinden; sie zerschnitten die heiligen Fäden des Lebens und verfielen in den Natur- und Götzendienst. Der erste Kreis, in welchem der Mensch sich selbst finden und bilden muß, ist der des Gedankens, der zarten, luftigen Bestimmung seines Innern, der Sprache, die von dem Gedanken sich so wenig, als jener sich von ihr, scheiden läßt. In der Sprache wird die Vernunft, die bisher

schlummerte und verborgen war, wach und offenbar, mit der Sprache wird die Natur in die Sphäre des Geistigen und Göttlichen erhoben; das Gebrülle der Wogen, das Sausen der Winde, die wilden Laute der Thiere werden zum sanften, Gott verherrlichenden Wort. Die Sprache ist das erste Kind, das von der Religion und Geschichte in ihrer geistigsten Verbindung erzeugt wird. Gott führte dem Adam die Thiere zu, daß er ihnen Namen gebe. Das Thun des Kindes hat keinen Sinn, bis es zu stammeln und zu reden anfängt; wird ihm das Siegel der Seele, die Sprache, gelöst, so nimmt es von seiner Menschenwürde Besitz, und wir bezeichnen einen selbstständig gewordenen Menschen bedeutsam durch die Mündigkeit. Die Sprache ist das dem Geiste Nächste und das Erste, das, welches selbst der Schöpfung vorangehen mußte; sie vermittelt alle andern Bildungen mit dem Lebensgeiste, wie dann die Künste erst nach Erfindung der Schreib- und Druckkunst, als nachdem sich die Sprachsphäre ganz ausgebildet hatte, frey und herrlich aufblühen konnten. Alle Sprachkünste stellen eine Entstehung des Bewußtseyns in und mit der Sprache dar; die Redekunst deutet auf jenes Anschwellen der Begeisterung, der das Wort unmittelbar entspringt, und deßwegen wird sie vorzugsweise mit dem Namen Redekunst beehrt. In der Poesie

erhebt sich die Sprache zu einem sanften und klaren Wiederklang des Geistes und Gemüthes, die Rede wird Gesang, wird lebendige Verschmelzung in den Geist. Redekunst und Poesie sind wie Anfang und Schluß des lebendigen Sprachkreises, und zwischen ihnen liegen die Philosophie und Historie in ihren natürlichen Redeformen. Die Philosophie spiegelt in der Sprache den erkennenden Geist, die Historie die Welt und das Leben. Die Sprache wird dem Weisen ein reiner durchsichtiger Krystall, dem Historiker ein wunderbarer Genius, der die unzähligen Leben auf allen Pfaden begleitet und vor dem Untergange bewahret. Die bildenden Künste verhalten sich zu der Sprache, wie das Nachmachen des geistigen Bildes, das in ihr als seinem Spiegel erscheint. Diese Künste liegen von dem unmittelbaren Bewußtseyn um einen ganzen Umkreis weg; ihnen wird eben die erste Hülle und Schranken des Geistes, und nicht mehr er selbst, wie bey der Sprache der Fall ist, zum Inhalt, sie fassen einzelne Schranken als selbstständig auf, halten sie fest und ziehen sie zu einem eigenen Ganzen auseinander.

Die Hebräer sind die Kinder des Menschengeschlechtes, ihr geistiges Leben und Wirken ist eine langsame und zarte Wort- und Sprachbildung des kindlichen Gemüthes. Die Hebräer hielten fest an der unbestimmten Quelle in dem In-

nerkten und suchten alle Uebereilungen in dem Lebens- und Bildungsgange der Menschheit zu verhüten; als zarte Kinder vermieden sie den Grundfehler, den Menschen, die sich erst bey reiferm Alter zu bilden anfangen, gewöhnlich begehen, daß sie die feste Grundlage vernachlässigen; das allmählige Wachsen und Blühen, dessen Fortgang das Auge nicht sehen kann, deucht ihnen viel zu langsam und sie gelüsten sogleich nach den Früchten.

Die bildenden Künste wurden bey den Hebräern gleich anfangs zurückgehalten und unterdrückt, aber diese Unterdrückung war selbst nur eine natürliche Folge und Aeußerung der besondern hebräischen Geistesrichtung und in dem unverlezten Entwickelungsgang der Menschheit gegründet. Diese Künste hätten den hebräischen Grundcharakter unfehlbar zerstört, was ihnen bey so vielen andern Völkerstämmen wirklich gelungen ist; dieser Grundcharakter mußte demnach sogleich feindlich gegen sie auftreten und wirken. Dem ächten Hebräer, der sich seiner Geistes- und Gemüthsstimmung bewußt war, konnte nichts so thöricht und widerlich erscheinen, als Statuen, Gemälde u. dgl., wenn sie anders symbolischer Art waren und er sie nicht für unnütze Nachahmungen wirklicher Dinge und Gestalten hielt. Die Baukunst, Skulptur und Malerey, wenn sie zu

dem schönsten Adel ihres Wesens erhoben werden sollen, setzen schon ein wenigstens verneinend bestimmtes und erkanntes Göttliches oder Höchstes voraus, aus dessen Fülle sie entspringen und das sie andeuten. Die Werke dieser Künste sind schön durch eine in allweg entwickelte und beseelte Form, ja sie sind eigentlich die an einem Stoffe dargestellte reine Form, durch die uns das Wesen vernehmlich wird. Diese Formen wollen daher vorerst von dem Künstler erfaßt seyn; das unbestimmte Innere muß schon zu bestimmten Ideen und Idealen, die bloßen Ahndungen zu klaren Anschauungen geworden seyn, ehe eine Nachbildung derselben statt finden kann. Dahin nun durfte es bey dem Hebräer nicht kommen, das Geheimniß durfte nicht aus dem Gemüthe in die Schranken der Erkenntniß hervorgezogen werden, weil sonst von einem noch weichen, sich allem so leicht anschmiegenden Geschlechte über den leztern jenes selbst würde vergessen und verkannt worden seyn. Die höchsten Werke der bildenden Kunst verlieren alle Bedeutung, wenn die in der Seele des Künstlers selbst liegenden Beschränkungen übersehen und sie an ein durchaus Unbestimmtes und Unbestimmbares gehalten werden. Dem reinen Unendlichen gegenüber und mit demselben verglichen, wird das beengte Werk und Bild zu einer verwerflichen Thorheit, wofür die Hebräer den

Götterdienst und die Bilder der Kunst allzeit ansahen, wie sie denn selbe bedeutend die Eitelkeit nannten. Sie fanden darinn entweder nur das Wirkliche und Vergängliche, dem zu dienen der Mensch viel zu groß und göttlich ist, oder eine Verkehrung des Unbegreiflichen in ein endliches Wesen, wie dieses bey vielen Heiden wirklich der Fall war, ja es macht dieses das eigentliche rohe Heidenthum aus; ein Drittes erkannten die Hebräer nicht. Das Unendliche der Hebräer war eine in allweg unbestimmbare Größe, und dieser Charakter theilte sich auch dem mit, was man bey ihnen von plastischer und bildender Kunst findet. Ihre Werke der Art sind nicht durch Schönheit der Formen, sondern durch reiche Anhäufung und Pracht des Stoffes bedeutend. Soll das Werk einen bestimmten Gedanken ausdrücken, so besteht er eben in dem allegorisirten Bewußtseyn dieses ihres Kunstcharakters, so sind ihre Cherubim in dem Allerheiligsten eine Verbindung der verschiedenen Weltkräfte zu wunderbaren der Gottheit dienenden Wesen; sie sind eine Anhäufung des Höchsten aus allen einzelnen Lebensreihen und weisen auf die Abhängigkeit aller Naturen von dem Einen Unendlichen.

Die Tonkünste, als die entgegengesezte Kunstreihe, beruhen auf dem Unbegreiflichen und Unbestimmbaren; aber der Tonkünstler im vollen

Sinne weiset auf das Unbestimmbare aus Weisheit, d. i. er führet die Bestimmungen und Schranken an dem Gemüthe seiner Zuhörer vorüber und löset sie in das Unendliche auf, wodurch er selbes verneinend ausspricht. Die Musik ist wie ein leztes Resultat der mannigfaltigsten Forschungen und Kunstversuche zu betrachten, und kann nur in einer Zeit, wo schon die reichsten Schätze von Bestimmungen und Bildern da liegen und in einem sehr ausgebildeten Geiste Plaz finden. Schon die menschliche Stimme in ihrer höchsten Bedeutung als ein unmittelbarer Hauch des Gemüthes ist eine eingewickelte Unendlichkeit und verhält sich zu der Musik im Ganzen, wie sich der Mensch als Mittelpunkt und Krone der Erde zu allen andern Geschöpfen und Theilen dieses Weltkörpers verhält. Die Instrumentalmusik ist die entwickelte Vokalmusik und in soweit höher, als diese; die Stimme des Instrumentes ist die ins Wunderbare verstärkte oder verfeinerte Menschenstimme in einer einzelnen von den unzähligen Richtungen, die von diesem Mittelpunkte auslaufen. Alle Wesen und Körper der Welt werden gleichsam in den Kreis des Menschen erhoben und geben ihm in dem vielfachsten Echo seine göttliche Begeisterung und Würde zurück. Besonders die Instrumentalmusik ist ein ätherisches, ganz aus Leben und Kunst bestehendes

Reich, wo sich das Feinste und Verschlungenste aller Kunstgeister reget. Der schöpferische Tonkünstler bedarf der lebhaftesten phantastischen Thätigkeit, der feinsten ausgebreitetsten Anschauung, des größten Flußes von Seele und Bildern, wogegen die hebräische Dürftigkeit, Verschlossenheit und stille Ruhe sehr absticht. Das hebräische Gemüth ist keine Fülle, die aus dem Zusammenfluß aller menschlichen Kräfte entsteht, sondern der stille, noch unentwickelte Abgrund des Göttlichen in dem Menschen; es ist nicht der Ozean, über den die Winde hinstreichen und in den alle Flüße zusammenrauschen, sondern jene unterste lebendige Tiefe und Quelle, die nur in einem leisen, keinem sterblichen Ohr vernehmbaren Strömen begriffen ist. Die Musik der Hebräer ist gegen die romantische, was der hebräische Psalm gegen ein romantisches lyrisches Gedicht ist; statt des Ueberflusses und der Lebendigkeit aller durcheinander spielenden Töne und Farben finden wir den einfachen, stets wiederkehrenden Parallelismus, gleichsam das unüberkleidete und ungeschmückte Herz der Dichtung mit seinen gleichmäßigen Pulsschlägen. Die Musik der Hebräer war nur die zunächst liegende Erweiterung und die eigentliche Aufführung ihrer heiligen Gesänge. Sie suchten in ihren Instrumenten eine einfache Verstärkung

und

und Verschönerung des Gesanges und paßten die Eigenheit des Instrumentes mit einem derselben entsprechenden Psalm so viel möglich zusammen. Ihre Tempelmusik war eine fast verschwenderische Wiederholung der gleichen unveränderten Elemente, es war derselbe Hauch, der hier nur zu einem erschütternden Sturm anwuchs, tausend Stimmen und Instrumente fielen in die Stimme des Psalmisten ein. Dem Streben nach materieller Anhäufung auch hier getreu, liebten sie besonders lautschallende Instrumente, wie die Posaune u. a. Diese haben, wenn gleich weniger anmuthige Schönheit, um so mehr Stärke, Größe und heftigen Reiz für die Menge, was vor allem dem Bestreben des Hebräers entsprach. Den Griechen sprachen die Sirenen in einschmeichelnden zarten Gesängen, zu den Hebräern redete der Herr in Donner und Gewittern.

Die hebräische Kunst war noch nicht zum Baum herangewachsen, der sich in einer Fülle von Zweigen, Blättern und Blüthen weit und hoch ausdehnet, sie war noch junge Pflanze, die nur wenige, unentwickelte Spitzen hervortrieb, und deren Stamm und Wurzel selbst noch weich waren. Die bildenden Künste, die man Naturkünste heissen könnte, und die durch ihre stärkern Formen ein zartes Bewußtseyn zurückdrängen, und leicht,

besonders bey einem Volke, das für sie nicht Sinn hat, ein Uebersehen desselben veranlassen können, lagen dem Hebräer zu tief: die musikalischen Geister, die auf wirkliche Weise durch die Thore des Himmels einzugehen streben, waren ihm zu hoch, zu flüchtig und verwegen; der Hebräer wagte sich nie recht aus dem stillen Mittelpunkte, dem Gemüthe heraus, seine Bildnerey und Musik blieben unbehülflich, und als Anhang und Verzierung seiner Redekunst unterwürfig.

Selbst die verschiedenen Zweige der Sprachkunst wuchsen bey den Hebräern nicht bis zu einer freyen und umfassenden Scheidung von dem Stamme an. Ihre Sprache blieb immer in einer mühreichen und lebhaften Entstehung, und vielfache Rede- und Stylarten finden sich nur so weit vor, als sie aus der besondern Gemüths- und Geistesstimmung nothwendig hervorgehen. Man findet bey dem Hebräer nicht die Breite des Bewußtseyns, sondern nur die Tiefe, die äußerste Abgezogenheit und Scheidung, wo das Bewußtseyn sich selbst Inhalt und Form wird, und die als Wissenschaft im vollen Sinne bezeichnet werden kann, so wie die Darstellungen des Bewußtseyns an andern Dingen, in wie weit sie auf einer solchen Darstellung an ihm selbst beruhen, waren ganz außer seinem Sinne. Das Göttliche in dem Gemüthe des Hebräers war mit dem Menschlichen

auf das innigste verflochten; es war die lebendige Religion selbst, nicht ihr Begriff, es war der in das Bewußtseyn hervorgehende dunkle Grund alles Seyns und Lebens. Das reine Göttliche lag ganz in der geheimen Tiefe: wollte der Hebräer von dem Göttlichen sprechen, so konnte er es nur von Seite der Schranken, mit denen das Menschliche selbes umgab, anfassen, er redete von ihm aus Gefühl und Ahndung, und nahm es so, wie sein Innerstes davon erfüllt und beseeligt war. So entstand natürlich der sogenannte Anthropomorphismus in den Anschauungen und Werken der Hebräer, ja er gehört in seiner höchsten Bedeutung zu dem Wesen der Religion, und wer ihn aus den heiligen Urkunden wegzuwischen trachtet, tödtet sie und zerstöret gewaltsam ihre eigenste Natur. Der symbolische Künstler und der Hebräer gehen gerade entgegengesezte Wege. Der erstere entledigt seine Formen alles wirklichen Inhaltes, weil dieser ja doch nur das Irdische seyn könnte, und suchet sie dadurch zu lautern Spiegeln des Himmlischen zu schleifen: der Hebräer stellet das Wirkliche so stark und lebhaft, als möglich, hin; denn auf die Weise unterscheidet er es um so mehr von dem Göttlichen, und erhebt die Privation zum Wirklichen. Der wahre Anthropomorphismus ist eine Privation aus Fülle;

diese steht dem Pantheismus und allem Götterdienste ewig gegenüber, sie ist eine göttliche Demuth der geschaffenen Wesen und die heilige Mutter aller Geheimnisse.

Die Sprache der Hebräer war eine weiche Masse, die jede neue Form willig annahm; sie behielt immer ihren historischen Charakter, und machte in ihrer flüssigen Unbestimmtheit und stetigen Geburt, so zu reden, das große Zeitwort unter den Weltsprachen aus. Die hebräische Sprache hat nichts von der Durchsichtigkeit und äußern plastischen Ründung der griechischen, nichts von der Kühnheit und dem geistigen Umfange mancher romantischen Sprachen, sie ist im Gegentheil als eine anschauliche kindliche Wort- und Redebildung durch eine zarte, sinnliche Malerey schön und reizend. Wenn spätere gebildete Sprachen wie große Sprachwälder dastehen, wo einzelne reiche Wortfamilien organisch aus einem gemeinschaftlichen Stamme in vielfacher innerer Verschwisterung aufwachsen: so ist die hebräische Sprache eine Wiese, wo unzählige kleine Gräslein grünen, die alle unmittelbar aus der Erde aufspriessen. Wie die Natur und die Geschichte, liegt dem Hebräer auch seine Sprache, sowohl in ihren Elementen, als in ihrem Redeleben auseinander; es sind gleichsam die Urgewässer, über die der göttliche Hauch schwebet.

Wir mögen die hebräische Bildung in ihrem eigenthümlichen Wesen, oder in ihren Verhältnissen zu den spätern Völkerbildungen in dem Gange der Weltgeschichte betrachten, so ist sie der Keim und lebendige Anfang der geistigen Weltbildung, und aus diesem Gesichtspunkte stellet sich der Gesammtcharakter der hebräischen Werke, oder die innerste Weise, nach der die Elemente, das Religiöse und Historische, daselbst geistig verflochten sind, in einer sehr schönen Tiefe dar. Die Schriften der Hebräer sind die Krystallbildungen im großen Reiche der Wissenschaft und Kunst, sie enthalten den noch ungetheilten Kern des Göttlichen und bringen ihn in der einfachsten Verbindung der beyden Urelemente des Göttlichen und Zeitlichen, des Religiösen und Historischen vor das Gemüth und die Sinne. Die nackten Urkräfte sind da noch geschäftig, es entsteht ein Embrio, dessen Glieder, Organe und Gesichtszüge erst nach Jahrhunderten ganz hervortreten und sich von der Basis ablösen. Die heiligen Schriften sind ein unerschöpflicher, allen Völkern angehörender Schaz, nicht durch äußern Umfang und vollendete Entwickelung, sondern durch unentwickelte Fülle; sie enthalten die zarte Wurzel zu allen göttlichen und geistigen Werken der Menschen, und sind daher als eine Sammlung das Buch der Bücher, die Bibel. Man kann in dieser Ansicht die Grund-

eigenheit der heiligen Schriften das Basische heissen, welches aller Abgezogenheit, als die auf einer weiten und freyen Entfernung einer einzelnen Seelenkraft von der gemeinsamen Grundlage, dem Gemüthe und den Sinnen, beruht, entgegengesezt ist. Die Hebräer waren das basische Volk; die lebendige Knospe alles Göttlichen in der Menschheit zu bewahren und den andern Völkern der Erde vorzubehalten, war ihre Aufgabe. Insofern sind die heiligen Schriften, ob sie gleich allen Völkern, wie das Gemüth und die Sinne, das Himmlische und Irdische, die Religion und Geschichte selbst, zugehören, doch in ihrer basischen Verschlossenheit, als eine Darstellung des Mittelpunktes in dem Menschen, so wie er in die einzelnen Geistesvermögen noch wenig ausgetreten ist, rein hebräisch, und so, wie ihnen alle Abgezogenheit fremd ist, setzen sie auch keine Trennung des hebräischen Volkes, etwa in Gebildete und Ungebildete, Gelehrte und Volk u. dgl. voraus, wie es bey den Schriften so mancher anderer Völker der Fall ist: die heiligen Schriften weichen von dem vollen Nationalcharakter der Hebräer nicht ab, sie sind im strengsten Sinne national. Diese Schriften waren nicht nur allen Hebräern zugänglich, als eine einfache Abspiegelung der unentwickelten Basis in dem Menschen, sind sie es auch den Völkern aller Himmelsstriche und Zei-

ten; sie sind zwar nicht verständlich, weil es diese Basis selbst nicht ist, aber auf religiöse Weise höchst anfaßbar und genießbar. Man kann die Bibel, die sich als solche der großen Menschenmenge, dem Volke, im engern Sinne nicht entzieht, ja im Gegentheil das göttliche und geistige Leben, das sich überall reget, wo Menschheit ist, aus dem Gemüthe und dem Herzen eines Jeden so kindlich ausspricht, vor allen andern Schriftwerken der Welt populär nennen.

Die verschiedenen Redekünste der Hebräer sind wie ein ruhiges schönes Durchgehen der Dinge durch das religiöse Gemüth. Die Historie fängt von unten an und ist noch fast ganz äußerlich; sie hebt die Dinge von der Erde auf. In den Lehren der Weisheit hat der körperliche Stoff sich schon zersetzet, und aus den gebrochenen Schalen bricht das innere Licht und der geistige lebendige Inhalt heraus. Das bloß Zeitliche löset sich in das Allgemeine durch Anwendungen aller Art auf. In der Poesie ist der Geist seinen Schranken und Hüllen ganz entwichen und beweget sich frey. Es ist das Göttliche in den Dingen, das die Bande abgelegt hat und zu dem heiligen Ursprung anklingend zurückkehret. In der Prophezie leuchten die zum Himmel entfloh'nen Wesen aus ihrer Verklärung herab; die der Erde entnommenen Blumen sind Sterne geworden und in ihren

Schimmern wird der verborgene Schoos alles Lebens und die seelige Wiederbringung aller Dinge sichtbar. Die Prophezie ist der Grund und das Ziel, die höchste Deutung und das Leben, das alle hebräischen Künste in seinem weiten Herzen trägt und alle ihre Gebilde und Nerven durchathmet.

Die Historie der Hebräer ist das erste Moment in ihrer Kunstreihe, sie ist eine sinnliche Auffassung und gemüthvolle Beziehung des Zeitlichen auf das Göttliche. Die Historie sammelt und bereitet für die auf sie folgenden Künste, die Stoffe, sie schneidet die rohen Materialien zurecht, reibt und mischet die Farben, gibt die Gefäße her für die Blumen der Weisheit und Dichtung. Der hebräische Geschichtschreiber steigt gleichsam durch die Sinne, diese Pforten und Treppen, in die Welt hinab und bringt durch dieselben den geschichtlichen Stoff in sein Inneres, da leget er ihn in dem Gedächtnisse auf den Boden und in der Schazkammer der geistigen Haushaltung nieder, und das Gemüth beschaut diese Schätze und freut sich ihrer. Die hebräischen Geschichtwerke stellen die Begebenheiten nicht in ihren innern Verkettungen dar, sondern sie sind ein Spiegel des wirklichen sinnlichen Daseyns derselben. Die Begebenheiten stehen einzeln da, und hängen bloß äußerlich durch das Band der Zeit zusam-

men. Selbst in dem Inhalte und den Materialien entfernet sich die hebräische Historie nie weit von ihrem Mittelpunkte und Anfange. Sie umfaßt nicht vieles, geht in keine weitschichtigen Untersuchungen, in keine ausführlichen Entwickelungen einzelner Dinge ein; sie nimmt nur, was dem Gedanken des Messiasreiches und der damit auf das engste zusammenhängenden göttlichen Gesezgebung und Regierung, der sich die Israeliten erfreuen konnten, zunächst lag, und damit in augenscheinlicher Berührung stand. Die hebräische Historie ist eine religiöse, oder heilige Historie, ihr Hauptinhalt waren Geschlechtsregister und Stammtafeln; denn durch diese hängen die wichtigen Begebenheiten und Schicksale unter dem heiligen Volke mit dem ewigen Reiche des Messias zusammen. Wie der Hebräer seine Geschichte in das Gedächtniß niederleget, so nimmt er sie auch in der Zeit, als gleichsam einem großen Gedächtniß Gottes; seine Historie ist der Form nach Chronik; mit dessen geistiger Vertilgung der vollendete historische Künstler den Anfang macht, das ist dem Hebräer die höchste Stufe, die Zeit, und so zeiget sich seine Historie, wie die hebräischen Künste überhaupt, jede in ihrer Gattung als eine erste Zubereitung und ein leiser Anfang zur eigentlichen historischen Kunst.

Die Hebräischen Weisen suchen in der Geschichte den Ausdruck der Weisheit, das Menschliche in der würdigsten Bedeutung. Das Element ihrer Erkenntnisse ist die Geschichte; diese aber wird ihnen zu keinem Typus der Vernunft und des Verstandes, sondern des weisen Gemüthes und guten kräftigen Willens. Das volle Gebäude der Weisheit bleibt, wie bey allen Anfängen geschieht, noch unentwickelt in der Tiefe zurück, und wird mehr geahndet als erkannt und der Wille darnach gerichtet. Man dürfte sagen, daß die Weisheit der Hebräer, von Seite ihrer Erkenntniß angesehen, aus Tiefe mangelhaft sey; sie ist die Weisheit des religiösen Gemüthes, der innige Zusammenhang des Gemüthes und Willens, aber die Einflüsse der Urquelle alles Guten auf die Gesinnungen und Handlungen der Menschen entziehen sich der Leuchte seiner Erkenntniß. Nur hie und da fällt ein Stral über die Linie der Ewigkeit. Innerlich ist die Ansicht und die Weisheit des Hebräers allerdings ein Ganzes, wie solches von dem Gemüthe auch lebhaft geahndet wird, für die Erkenntniß aber stellte sich dieselbe nur abgebrochen, wie schnell verfahrende Stralen und fliegende Gedanken dar. Es war eine göttliche Weisheit, die aus tiefern Gründen als der menschlichen Vernunft kam; die Vernunft und der Verstand des Menschen hatten nicht die ei-

gentliche Thätigkeit dabey, sondern mehr das rühige Zusehen und Bemerken dessen, was vorging. Der Weise sezte sich gleichsam in den verschiedenen geschichtlichen Lagen zurecht und behorchte dann stille die innern göttlichen Erregungen. So lösete sich dem Hebräer das ganze Leben seiner Weisheit in kurze Beobachtungen, Anwendungen, Beziehungen und Sprüche auf. Das fromme Gemüth blieb der einfache sich stets gleiche Mittelpunkt; aller Fortfluß, Zusammenhang und alle Mannigfaltigkeit konnte nur von den äußern veränderten Verhältnissen genommen werden, in die dieser wirkende, lebendige Mittelpunkt, als vollkommener Mensch gesezt wurde. Die ganze Weisheitslehre der Hebräer war ein Spiegel und Abdruck des wirklichen in die Augen fallenden Lebens des Weisen selbst. Wie die einzelne Handlung des Weisen nur in seinem Gemüthe mit seinem ganzen innern und äußern Leben verbunden ist, so hatten auch die kurzen Züge und Lehren der hebräischen Weisen nur in einem unmittelbaren, keinem durch Worte mittheilbaren Sinn und Gefühl, Wahrheit und Zusammenhang; die Bücher ihrer Gesetze, Lehren u. dgl. sind vielfarbige Sträuße von geflügelten Sprüchen, sind im genauesten Verstande Sprichwörter.

Ein Strom des Lebens geht durch das Ganze. Von diesem gemeinsamen Leben kann ein einzel-

nes Wesen auf zweyfache Art erregt werden; entweder werden die in dem Wesen liegenden und sein Daseyn begründenden Kräfte gereizt und erhöht, oder jener Strom verschlingt die Kräfte und die Selbstständigkeit des Wesens und machet dasselbe zu seinem unmittelbaren Organe. Zwey ähnliche Zustände gehen aus der Gewalt der Religion hervor; der religiöse Mensch kann erregt und begeistert, oder in das göttliche Gesammtleben aufgenommen seyn. Die Religion drücket die Verbindung des Menschen mit dem Unendlichen und den Einfluß desselben auf ihn aus; durch diesen Einfluß wird einerseits das geistige Wesen des Menschen gewecket, erhöhet, verkläret; andrerseits gibt sich das selbstständige Leben des Unendlichen in einem höhern und unmittelbaren Ausbruch kund. Die menschlichen Seelenkräfte treten dadurch in eine harmonische Stimmung mit dem Unendlichen, aber in dem Hintergrunde wird eine von dem Menschen unabhängige höhere Wirkungsweise verspürt. So haben die hebräische Poesie und Prophezie dieselbe Quelle, sie sind die zweyfache Richtung und Aeußerung der Religion. Die Poesie ist das Verbindende zwischen der Auflösung des Leiblichen und der Erhebung desselben in den Geist und das Gemüth, und zwischen dem Hervorstralen des Göttlichen aus den Tiefen der Seele. Die Prophezie ist die ei-

gentliche und höchste Poesie der Hebräer, das göttlich Schöpferische ohne alle Trübung, wie hinwieder auch alle ihre wahren und großen Gesänge ohne weiters prophetisch waren und hinter den Schleiern der Natur, in den dämmernden Fernen der Geschichte ein wunderschönes Göttliches ahndeten. So dachten selbst die andern alten Völker in dieser Sache; ihre Orakel fanden kein angemessenes Gewand, als in der luftigen Dichtung, und man erhob die Dichter als von den Göttern begünstigte und begeisterte Wesen selbst zu den Göttern.

Die Poesie der Hebräer ist ihre verklärte Historie. Was in der Historie noch stummer unbewußter Anhauch war, nämlich die religiöse Bedeutung und Stimmung, geht hier in ein klares Bewußtseyn über. Alle ihre Dichtungen sind eigentlich freye und gemüthsvolle Reflexionen über ihre Geschichte zu nennen; der Dichter schwebet über den Begebenheiten, und betrachtet sie mit dem Auge eines erleuchteten religiösen Gemüthes. Die Poesie der Hebräer ist eine freye Auflösung der Dinge in das Göttliche, in das Unendliche, Unbestimmbare, wo dieses nur mit dem Gemüthe kann festgehalten werden und also jene Versetzung nur auf gemüthliche und religiöse Art statt findet; sie ist der poetische Ausdruck der Religion selbst. Die Muse dieser Dichtung schwebet zwi-

schen Himmel und Erde stets hin und her, allen Gegenständen und Begebenheiten wird die Herrlichkeit, die Liebe und Sorgfalt Gottes angemuthet, verkündet, eingeschrieben, oder ihr Widerstreit mit denselben beseufzet, alle werden auf den Flügeln einer zarten Phantasie und Andacht zu den ewigen Höhen getragen. Das Eigenthümliche der Historie bleibt auch hier stehen, und wird nur völlig ausgesprochen; die Poesie ist keineswegs durchdringend, sie durchblicket die innige Verkettung der Dinge mit dem Unendlichen nicht, sondern ist sich derselben nur als eines höchst fühlbaren und aus allen Aeußerungen klar abzunehmenden auf die freudigste Weise bewußt. Es entstehen dieser Dichtung keine durchgeführte, durchsichtige Bildungen, wo der Mittelpunkt sich in die reinste Vielfachheit beynahe verliert; alle Mannigfaltigkeit entspringt nur von veränderten äußerlichen Verhältnissen, welche bloß in dem Gemüthe des Dichters zusammenhängen und in demselben auf den Einen festen Punkt bezogen werden. Diese Beziehungen dann werden weder durch einen Wechsel von verschiedenen Gemüthsstimmungen, denn das Gemüth bleibt, wie der feste Mittelpunkt, sich gleich und einfach, noch durch etwas Aeußeres vermittelt; alles wird unmittelbar und einzeln an das Göttliche angeknüpft, wodurch diese Dichtart der Ziehung einer geraden

Linie zwischen zwey Gegenständen ähnlich wird. Von dieser Einfachheit entfernen sich selbst die größten Werke der hebräischen Poesie nicht; sie wachsen nicht durch organische Entwickelung und volle Ründung des Einzelnen durch eine tiefere und reichere Verschlingung der Adern und Nerven an, sondern durch öftere Vermehrung solcher nach der gleichen Richtung gezogenen Linien, so, daß das Gleiche vielmal wiederholt und von neuem ausgesprochen wird. Jener Typus der hebräischen Dichtung wird darum nirgends überkleidet und verborgen, sondern er liegt unverdeckt da, und der Ueberblick ist bey dem größten Werke so einfach, als bey der kurzsylbigsten dichter'schen Ergießung. Die hebräischen Dichterwerke sind Elemente, Entwürfe und Anfänge der Poesie, sie sind der allgemeine poetische Grundgedanke, nämlich das lebendige Verhältniß des Göttlichen und der Dinge zu einander. Die beyden Endpunkte haben sich noch sehr wenig entfaltet; die sinnlichen Bilder stehen in wenigen großen Zügen da, die gleichsam nur das Hervorragendste in der Natur und Geschichte anzeigen, die einzelnen Geisteskräfte sind noch in dem tiefen Gemüthe vereinigt und verschlossen. Die hebräische Poesie ist nicht dreygliederig, wie es z. B. die griechische ist; denn sie hat kein bestimmtes Ideal, wie diese, an das sie das Wirkliche anreihen könnte; ihr kann also

auch kein Drittes, keine geschlossene Gestaltung und Ründung durch die Vereinigung der erstern beyden entstehen. Die hebräische Poesie hat über sich nur das ewig Unbestimmbare, zu dem sie, wie eine hehre Priesterinn, die Wesen erhebt, an dem Unendlichen gehen ihr alle Worte und Gedanken aus, sie ist wie ein Verklingen des irdischen Tones in einen himmlischen Echo, und läßt nur Andacht in der Seele zurück. Als Kind des noch unentwickelten vollen Gemüthes und nur dem reinen Unendlichen dienend, ist sie keine Muse, sondern ein Engel, heilig und religiös, durch keine Fülle oder Sonderbarkeit der Gedanken, durch keinen Reiz der Wendungen, sondern einzig durch das einfache Hinweisen an das Göttliche, womit sie alle Dinge beschäftigt erblicket, groß und anziehend. Diesen göttlichen unaussprechlichen Zug des geheimsten Lebens in die Stimmung der Seele, in Andacht, Anbethung, Jubel zu erheben, war das höchste Bestreben und Ziel der hebräischen Sänger. Dadurch sind ihre Ergüsse poetisch und stehen um eine Stufe über den Sprüchen der Weisheit. Der Weise war ruhig, seine Stimmung lag in der Tiefe und seine Worte berührten dieselbe nur leise, das Gemüth des Sängers hingegen schwellte an, die lebendigen Tiefen fluteten bis oben auf, wodurch

sein

sein Ausdruck, seine Sprache von selbst unmittelbarer, kühner und in allweg schöpferischer wurde; wie endlich die Begeisterung alle Schranken des Denkens zerbrach, zerfloß das Wort in Ton, die Rede in Gesang. Die heiligen Gesänge sind ein ursprüngliches Stammeln aller menschlichen Poesie, sie quillen unvermischt und unmittelbar aus dem religiösen Gemüthe, sie sind zart und weich, wie die ersten Gewächse des Frühlings, und weil das Gemüth noch als voller Mittelpunkt aller Geister und Kräfte wirkte und schaffete, sind sie zugleich wunderbar stark. Der blonde Hirtenknabe wurde nicht allein der Vorgänger und das Muster der hebräischen Sänger, er ist auch das schönste Sinnbild aller hebräischen Poesie, so voll der zärtesten Güte und Sanftmuth und so mächtig, daß er den Löwen und Bären tödtete, und den Riesen zu Boden streckte.

Alle wahren Werke der Hebräer sind prophetisch, wie denn von ihnen selbst die Schriften ihrer Geschichtschreiber, ihrer Weisen und Sänger insgesammt Werke der Seher geheissen wurden; denn alle beruhen auf der Religion, als ihrer lebendigen Grundursache, die als das göttliche Gemeinleben nothwendig prophetisch wirket, und deren tiefster Grund und eigentlich göttliche Wirkungsweise in den Prophezeyungen ans Licht

hervortrat. Werden die andern Redensarten der Hebräer mit ihren Prophetensprüchen in Verbindung gesezt, so stellen sie den Gang und Umfang alles göttlichen Lebens vor. Ihre kindliche Historie bezeichnet die materielle Grundlage und Umgebung des Menschen, die durch das Licht der göttlichen Weisheit zur menschlichen Würde selbst gesteigert wird, und die Poesie dringt tiefer in den Grund und die Quelle dieser Weisheit ein. Diese Reihe der Künste ist um eine geheimnißvolle Wiederbringung der Dinge bemühet. Die Prophezie dagegen geht als das schaffende Wort aus der Dunkelheit des ewigen Tempels hervor und eilet gleichsam dem Daseyn jener Dinge selbst voran, die dann aufzunehmen die Historie bereit ist. Die beyden Kunstreihen drücken den Eingang und Ausgang des göttlichen Lebens aus; eine geht in die andre über, die eine fängt an, wo die andre endet, und da die erstere Reihe von dem Aeußern anhebt, und sich mit der Auflösung, oder besser, Zurückversetzung der Dinge in das Unendliche schließt, möchte man sie füglich die äußere Seite der hebräischen Kunst überhaupt heissen, die andre dagegen die innere, weil sie aus dem ewig Verborgenen hervorgeht und auf ihr die andre beruhet.

Große Lebensbewegungen in der Natur und der Menschheit erzeugen vor ihrem völligen Ein-

treten ein prophetisches Leuchten. Der flüchtige, beweglichere Geist scheint sich einzustellen, ehe seine schwerfälligere Ausprägung sein ganzes und leibliches Daseyn, und der daran gebundene Einfluß auf die Umgebungen ihm folgen können. Die Gestirne des Himmels sind alle von einem reinen Feuer umflossen, worinn sich ihr Einfluß auf die andern Weltkörper und Gestirnbewohner voraus verkündet, und es haben viele Sternseher der Vorzeit nicht ohne tiefe Ahndung die Zukunft in dem Leuchten der Gestirne lesen wollen. Den Einwirkungen der Sonne, des Mondes eilen ihre Stralen wie Boten des Lebens voran. Starke atmosphärische Aenderungen zeigen sich lange vor ihrem Eintritt durch große Meteore, Feuerkugeln, den Nordschein u. s. w. an. Wie vielfache Zuckungen von Stralen und Schimmern geben den stillen Nächten Kunde von den Regungen des verschiedenen Einzellebens: der Zorn füllt die Augen des Thieres und Menschen mit Feuer, die Wangen mit Glut, ehe er ausbricht. Die Augen des Sterbenden werden von den Flammen der Verwesung umleuchtet, ehe ihn noch der Tod hinweggeraffet hat. Sollte es sich mit dem göttlichen Leben und seinen Offenbarungen in dem All und in der Menschheitsgeschichte anders verhalten? Auch diese dunkeln Tiefen werden, wenn gleich

nur auf Augenblicke und nicht bis in das Innerste durch hervorbrechende Stralen erhellet, bevor die aus ihnen aufsteigenden Schöpfungen in der Außenwelt sichtbar werden. Dieses vorangehende Leuchten ist die Quelle aller göttlichen Vorhersagungen.

Der Glaube an Vorhersehungen und Vorhersagungen wird durch das ganze Alterthum bey allen Völkern gefunden. Es scheint, daß die Alten dem gemeinsamen Leben, als der Wurzel und dem Träger alles besondern Lebens und Wirkens noch näher standen, es noch bestimmter in sich gewahr wurden, als die spätern Geschlechter, denen es zu sehr in die einzelnen Richtungen zerfloß, und daß sie nichts als von demselben getrennt und als vereinzelt zu begreifen vermochten. Sie hielten schon, wie man noch von den Griechen zeigen könnte, die Luft für ein allgemeines Sensorium der Natur, welches zu Vorausverkündigungen, zu prophetischen Tönen, Stimmen und andern Zeichen könnte genöthiget werden. Aus tiefen Schluchten und unterirdischen Dünsten redete ihnen das verschlossene Leben der Welt; sie suchten sich auf verschiedene Weise als ihm gleich gestimmte Organe in den Lebenshauch des Alls aufzulösen, ihr besonderes Leben auf Augenblicke zu binden, um den Sinn des Ganzen zu vernehmen. Großen künftigen Ereignissen forschten sie in dem Inwen-

digen der Thiere nach, und scheinen sorgfältig überlegt zu haben, welche Pflanzen oder Thiere etwa den Einflüssen des Gemeinlebens, so wie dieses mit der Menschheit, oder ihrem Volke in der nächsten Berührung stehe, am meisten ausgesezt wären. Vor allem aus sahen sie auf die Zeichen verschiedener Eingeweide, weil diese das Einzelleben des Thieres mit dem Leben der gemeinsamen Natur auf vielfache Weise verknüpfen und vermitteln. Von den Auspicien der Alten sind bis auf unsere Tage Spuren übrig geblieben. Unsere Fischer und Jäger sind immer noch Auguren, und lesen die bedeutenden Verhältnisse der Jahreszeiten, große Wetteränderungen u. dgl. in gewissen Vögeln, Fischen und Gewilden zum voraus. Die sogenannten Bauernregeln sind lauter prophetische Deutungen einzelner Gegenstände und Ereignisse in der Natur; diese Regeln und die verschiedenen Zeichen des Kalenders sind dunkle abgebrochene Reste einer großen erloschenen Naturphilosophie. Ein lebendiges Verband aller Dinge, der wahrhafte Nexus rerum geht durch die ganze Natur; alles Wirken in die Ferne, alle wechselweisen Lebenseinflüsse, Sympathien, Antipathien, Ansteckungen u. dgl. können nur daraus erklärt werden. Es gibt gewisse Wesen und Organe, die, mit andern verglichen, gleichsam lauter Leben, ein allgemeines Leben in individueller Ge-

kalt sind. Hieher gehören besonders Mittel- und Uebergangswesen, die zwischen den einzelnen Lebensreichen liegen; denn so wie der Lebensgeist ein Reich geschlossen hat, geht er in das Allgemeine zurück, und aus diesem hervorgehend fängt er ein neues zu bilden an: diese mittlere Stufe wird also ein Knote, der beyde Reiche sichtbar an den Schoos des Ganzen heftet. Wesen der Art werden von den im Innern vorgehenden Aenderungen des Lebensganges lange ergriffen, bevor sich diese Aenderungen bis in die Erscheinungen fortzuleiten vermögen. Der Lebensgang der Natur im Großen, wie im Kleinen, in einem Gebiete, wie in dem andern, ist allemal vorherverkündet. Das Erscheinen gewisser auf andere Jahreszeiten deutender Pflanzen, der seltsame Zug gewisser Vögel, die mit der Sommer- oder Winterherrschaft sich ändernde Farbe gewisser Thiere ist bekannt. Die Aenderungen der Luft wirken auf gewisse mit ihr verwandte Metalle und Körper stark ein, bevor sonst etwas verspürt wird. Die Spinne ist ein untrüglicher Wetterprophet auf eine ziemlich lange Zukunft hinaus. Kränkliche Glieder und Auswüchse an dem Menschen geben ihm ein Gefühl von herannahenden Abwechselungen in der Natur. Sogar gewisse Verhältnisse zwischen Menschen und Thieren physiziren sich; wie vieles Vögel, Hunde und andere Thiere von

starken Ereignissen, als dem Sterben der Menschen u. dgl. vorzudeuten vermögen, kann ein allgemeiner Volksglaube ahnden lassen. Ueberhaupt entfernen sich die Thiere nicht von der Natur, ihre Erkenntniß und ihr Wirken sind prophetischer Art; der Mensch hat sich von der Natur geschieden und muß den an ihm verlornen Instinkt durch Nachdenken und Erfahrung ersetzen. Doch ist auch der Mensch der prophetischen Macht der Natur so wenig entzogen, daß viele Vorgefühle von hereinbrechenden Gefahren, oder von einem noch fernen Tode u. s. w. ans Unglaubliche gränzen. Das lange Leben der Erde selbst ist in den Metall- und Steinreichen aus den bereits verhärteten Eingeweiden historisch und prophetisch verzeichnet, und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo große wissenschaftliche Seher diese Zeichen enträthseln werden.

Die Orakel der Natur, die sich zu den göttlichen Prophezeyungen, wie die Stimme überhaupt zu der Rede verhalten, gehen dem Naturdienst nothwendig zur Seite. Sobald sich der Mensch der Natur mit dienstbarem, sie verehrendem Herzen unterwirft, muß er auch an ein ihr einwohnendes selbstständiges Leben, und an eine von ihr ausfließende höhere Weisheit glauben und diese von ihr zu empfangen trachten; er suchet also der stummen Natur auf verschiedenen We-

gen einen Mund zu verschaffen, und ihr inneres Treiben und Wogen in Stimmen zu verschließen, wenn es auch nur thierische und halbverständliche wären. Der Pantheismus und aller Naturdienst entsteht nothwendig, wenn der Mensch seine Grund-anschauung des Lebens gewaltsam erweitert und ausspannt. Die Tiefe geht alsdann in die Fläche über, der Mittelpunkt verliert sich nach und nach ganz, und das sanfte Göttliche in dem Menschen muß den trotzigen Naturgewalten weichen, die nun sich zum Mittelpunkte setzen. Erst verschlingt die Natur, wie ein wüster Schlund, das Gemüth des Menschen, dann zeiget sie ihm viele Gestalten und Bilder wie aus der Ferne, und hält sein Herz und seinen Geist durch allerhand Lockungen und Geheimnisse gefangen. Die Anschauung des Hebräers ging aus dem ursprünglichen Mittel- und Schwerepunkte nicht heraus, der Mensch und die Natur ruhten ihm noch in der Hand Gottes, der sie gemacht, und der sie nach seinem Willen regierte; das Auge des Hebräers war noch unbewölkt und erblickte überall die göttlichen Wunder! Wie die Ahndung des Göttlichen in dem Hebräer jede andre Anschauung überwältigte und ihm die Natur in der strengsten Abhängigkeit von Gott zeigte, konnte bey ihm nie ein Naturdienst aufkommen; er war darum auch den Naturorakeln und allen Zaube-

reyen abgeneigt, und wenn der einzige Saul einmal zur Macht der Zauberin seine Zuflucht nahm, so konnte das nur in dem Zustande seiner tiefsten Gemüthszerrüttung geschehen, und mußte zum Abscheu aller kommenden Geschlechter, als der höchste Gräuel vor Gott erzählt werden. Die Hebräer nahmen ihr Licht lieber aus der unbewölkten Sonne, als aus dem trüben Spiegel der Natur; die Zeit war noch nicht geeignet, die große, liebevolle Durchdringung alles Lebendigen, und die wechselweise Vorherverkündigung aller Dinge und Ereignisse zu fassen, es waren zu viele Mittelstufen noch unentwickelt, durch deren Eröffnung erst der göttliche Glanz in die Natur hineinfallen kann.

Das Prophetische ist seinem Wesen und Daseyn nach von aller Unbegreiflichkeit und Dunkelheit so weit entfernt, daß es vielmehr als das Klärste und alles andre erst Erklärende ist. Es hat vielen so dunkel geschienen, weil sie von der ganzen prophetischen Linie nur den tiefsten, in die Gottheit hinabgehenden Punkt ansahen, der freylich dem gewöhnlichen Bewußtseyn auf ewig entschwindet. Recht verstanden ist alle Thätigkeit des göttlichen Geistes und Lichtes in der Menschheit ein Prophetisches, ein auf verborgene, und doch im Bewußtseyn lebendig verspürbare Weise aus Gott schaffend und leuchtend Herauswirkendes.

Die Prophezie ist der reine Reflex der schaffenden und ordnenden Gottheit und verhält sich zu ihr, wie sich die Wissenschaft und Kunst zu dem Geiste des Menschen verhalten, die auf die tiefere Quelle bezogen, gleichfalls unter den Begriff des Prophetischen fallen. Die Prophezie ist in dem Betracht das eigentlich Menschliche im höchsten Sinne, und die innerste Lebensfeder aller Geister. Die Sinne des Leibes scheinen uns wegen des täglichen Gebrauches und der nahen Befreundung etwas so klares, und dennoch würde viel schwerer seyn, dem, der das Gehör oder Gesicht, oder welchen dieser Sinne immer von jeher hätte entbehren müssen, eine auch noch so mangelhafte Anschauung davon zu geben. Von dem Prophetischen wäre solches um vieles leichter; denn dieses liegt dem Allgemeinen, dem Geiste unendlich näher und findet sich, wie der Geist und mit ihm seinem Wesen und seiner Möglichkeit nach in jedem ein.

Die Prophezie ist ihrem Wesen nach das jedem menschlichen Bewußtseyn nothwendige und ewig unterliegende Bewußtseyn Gottes. Unser Bewußtseyn ist der erste, nur aus diesem Göttlichen zu begreifende prophetische Stral und sowohl in seinem Ganzen, als in den einzelnen Beziehungen auf die Welt und das Leben die wunderbarste Prophezie. Das Prophetische reget

sich in unsern Ahndungen, flammt in unserm Gewissen auf; in diesem göttlichen Communsinn nur verstehen wir einander und hängen alle geistig zusammen. Jedes menschliche Gemüth ist ein geschaffener göttlicher Prophet, aber die Welt und die unwiderstehliche alles entwickelnde Zeit hat unser Inneres gleichsam zersplittert, unsere Geister von dem heiligen Herd und der Ruhe weggelocket, und zur unaufhörlichen eigenen Thätigkeit angespornt, und in dem lauten Geräusche unsrer Gedanken, Wünsche und Triebe sind die leisen göttlichen Töne in uns unhörbar geworden. Das spätere Menschengeschlecht ist ein hoch gewachsener Baum; Stamm und Wurzeln, die ihn mit dem lebendigen Grunde verbinden, sind verhärtet, und er scheint selbst sich zur Grundlage und zum Erdreich geworden zu seyn; um so kühner aber steigen die vielen Zweige zu den Höhen des Lichtes auf. Die Hebräer von weichem einträchtigem Gemüthe und noch ruhend am Herzen Gottes, stellten die Religion sichtbar dar, und waren ein heiliges prophetisches Geschlecht, Gesetze, Weisheit und Tugend, alle großen und schönen Blumen sproßten ihnen sichtbar aus der prophetischen Knospe. Die Hebräer hatten keine Redner, keine Philosophen und keine Bühne, für alles dieses hatten sie Propheten; es waren nicht Gedanken oder Ideale der menschlichen Vernunft,

es waren die verborgenen Rathschlüsse der Gottheit, die diesen Herz und Mund eröffneten. Moses ist die Grundlage der heiligen Propheten, Christus die Vollendung, die aus der Prophezie hervorleuchtende Allwissenheit; das Amt des Moses, wie aller folgenden Seher, war, diesem größern Propheten die Stätte zu bereiten. Durch Moses wurden die frühern religiösen Elemente gesammelt, und dem Reiche Gottes in der Menschheit eine dauernde Unterlage gegeben; die göttliche Gesezgebung wurde die unverbrüchliche Richtschnur aller künftigen Propheten und der Maasstab, an dem ihre Aussprüche geprüft wurden. Die Propheten waren die göttlichen Vermittler zwischen dem Volke und dem Gesetze, sie waren die begeisterten Stellvertreter des Gesetzes, wie die Priester die des Volkes waren, die Lichter, die aus dem Gesetze mit den Jahrhunderten immer heller hervorstralten; sie kamen darum bey schweren und gefahrvollen Zeiten am meisten zum Vorscheine; denn bey Krankheiten und Krisen sind die Geister des Lebens vorzüglich geschäftig.

In dem göttlichen Lichtstrome, in den das Gemüth des heiligen Sehers verzückt wurde, war eine Fülle, für die das menschliche Wesen ein viel zu enges Gefäß war; das Gesicht, welches innerhalb des Geistes des Propheten schwebte, enthielt nothwendig eine in der Breite und Länge

unübersehbare Weltgeschichte; denn es war die Fülle des göttlichen Rathschlusses, in die dem Seher zu blicken vergönnt war. Alles würde seinem Blicke, wie ein gränzenloses Meer von einem Blizstral erhellet, wieder entschwunden seyn, wenn nicht jener Geist der Sympathie dazwischen getreten wäre, der als das individualisirende Vermögen überhaupt angesehen werden muß. Gewisse künftige Dinge hatten mit dem Propheten, seinem Volke, seinen Wünschen und anderwärtigen Anschauungen eine stärkere Verwandtschaft, eine durchgreifendere Berührung; diese eignete sich sein Geist an, bildete und sprach sie aus, und ließ das andre wieder in die göttlichen Abgründe versinken. Natürlich war es das göttliche Gesicht selbst, welches diesen Geist der Sympathie in ihm anregte. Anklänge und Spuren dieser höhern Sympathie vernimmt jeder Mensch in seinem täglichen Leben. Der entschwindende Geist des Sterbenden berühret nur seine Freunde und Verwandten und meldet nur ihnen seinen Heimgang in die Ewigkeit an. Die Geister und Naturkräfte werden durch Sympathien gezogen, dem zu erscheinen und jenem sich zu verbergen. Die Sprachen der Völker sind durch Antipathien geschieden, und wir vermögen eine fremde Sprache nur in soweit zu erlernen, als unsre Sympathie zu dem sie redenden Volke rei-

chet. Der Mensch versteht den andern zunächst durch die geistige Sympathie; indem einer durch Erregung und Bestimmung seines eigenen Innern die gleichen Erregungen und Schranken in dem Geiste des andern erzeuget. Das sinnliche Leben selbst gibt uns hiezu sprechende Beyspiele und Bilder an die Hand. Der Freund, der Bekannte unter einer großen Volksmenge zieht unser Auge unwillkührlich auf sich. Ein menschliches Wesen zieht uns an, ein andres stößt uns von sich ab, ohne daß wir wissen, warum, und ohne auf einen andern das gleiche zu wirken. Die Pflanze weiß die ihrer besondern Natur entsprechenden sie nährenden Bestandtheile und Säfte aus einer gewissen Ferne an sich zu locken; die Blume zieht das Insekt magnetisch an, das ihr den befruchtenden Blüthenstaub bringen soll. In dem ungebundnern Thierreiche noch findet man wunderbare Spuren einer solchen Gewalt. Wie oft stürzet sich das Opfer selbst von einer furchtbaren Sympathie getrieben, in den Rachen seines Würgers!

Der göttliche Stral wurde in dem Herzen des Sehers ein göttlicher Trieb; die Sinne und Geister des Propheten wurden von ihm angezogen, aufgeregt und beschäftiget; der Stral verzehrte gleichsam das Innere des Menschen, verwandelte es in sein Lichtwesen und wuchs so zu

einer Flamme an, voll der sinnlichen Farben und Formen. Das Sehen wurde zu einem Gesichte, zu einem auf sich selbst ruhenden, von freyem Bewußtseyn getragenen und umschlossenen Werke, das sofort den Werken der Kunst wollte beygezählt werden. Die hebräischen Propheten lassen sich in drey Reihen scheiden, deren jede sich einer der übrigen drey Sprachweisen zuneiget, wie es denn bey dem, was Wurzel und Blume des Ganzen ist, nicht anders seyn kann. Eine dieser Reihen ist wie eine prophetische Historie, in ihrer Darstellung ruhig und ausgebreitet; die andre ist eine prophetische Lehre nur voll göttlichen Feuers, heftig und hinreissend in ihrer Rede. Die dritte ist ein prophetischer Gesang. Bey der Bestimmung und Darstellung eines prophetischen Gesichtes sind nämlich drey Richtungen möglich: entweder geht der Trieb des Sehers ganz in die Tiefe, und weiß nicht Worte und Formen zu finden, die sein unaussprechliches Innere würdig und vernehmbar zu erschließen vermögen; er ringt darum auf eine schöpferische Weise mit dem Ausdrucke, seine Darstellung charakterisirt sich als ein beständiges Ueberfließen der göttlichen Fülle in lichte Formen, und als ein eben so schnelles Zerfließen dieser Formen in das Unaussprechliche. Diese Reihe der Seher muß als die rhythmische der eigentlichen Wortbedeutung gemäß bezeichnet

werden. Oder der Zug des Sehers geht nach der Form und entwickelt das Gesicht in ruhigen großen Zügen zu einem hehren Weltgemälde; die Bilder stehen gesondert und bestimmt vor unsrer Seele, die Figuren sind gleichsam antastbar für den Geist. Diese Art gibt eine plastische Reihe der Seherwerke. Andere Propheten werden durch die Beziehungen, die das Gesicht nach außen, zu Völkern, zu dem gegenwärtigen und künftigen Zustande eines Volkes hat, ganz hingerissen, ihnen ist um eine göttliche Ausgleichung dieser Beziehungen zu thun, sie warnen, strafen, trösten, donnern darnieder und richten auf. Das Rednerische zeichnet diese Reihe besonders aus. Das Eigene der andern hebräischen Sprachkünste kömmt auch in den Prophezien, nur in verklärtern Gestalten, wieder vor.

So steht denn das Hebräische in allweg als ein lebendiger Anfang aller wahrhaften Entwickelung und Bildung in der Menschheit da; als der Punkt, wo das Menschliche von dem reinen Göttlichen ausfließt. Alle Wissenschaften und Künste der Völker finden hier ihre gleichsam reinen Urelemente, die Religion und die Geschichte; die Formen, die uns auf das Prosaische und Poetische zurückgehen, treten hier in ihr ursprüngliches Verhältniß und empfangen ihre genetische

Bedeutung, als Historisches und Prophetisches. In dem Gedanken eines göttlichen Anfanges alles Lebens der Menschheit liegen alle Eigenheiten des Hebräischen verschlossen, und wie man jenen Gedanken zergliedert, treten sie von selbst an das Licht. Als dieser Anfang, ist das Hebräische nothwendig heilig und liegt noch ganz in der weichen Tiefe des religiösen Gemüthes; als dieser Anfang, kann es nicht anders, als arm und abgebrochen seyn in den Materialien; in den Formen aber ist es einfach und hehr, wie ein feyerlicher Choralgesang. Das Verhältniß des Hebräischen zu der anderweitigen Weltbildung ist kein willkührliches und äußeres, sondern ein von Innen und nothwendig entspringendes. In welch engem Bunde stehen alle unsere Anschauungen und Werke mit diesen göttlichen Grundtönen! Die Bande, mit denen unser Geist an diesen lebendigen Grund gebunden ist, mag keine sterbliche Hand lösen! Was in diesem einzigen Buch der heiligen Schrift angedeutet ist, über dessen Entwickelung sind schon Jahrtausende hingegangen, und wie viele werden noch hingehen? So viele, als um die Ewigkeit zu erfüllen, nothwendig sind; denn der ewige Grund, die Gottheit, kann nie ganz in das Bewußtseyn des Menschen aufgehen.

Wer die heiligen Schriften so ansieht und auf ihren Blättern liest, wie in den ersten Menschen und um sie noch alles von der Glorie Gottes überglänzte, dessen Herz wird leicht von unnennbarer Wehmuth bewegt und er sehnet sich zurück in die seelige Kindheit unsres Geschlechtes. Aber die Vergangenheit ist mit ehernen Pforten geschlossen und dem Menschen kein Rückgang verstattet; er muß hindurchstreben durch die Wellen der Zeit, und sehen, wie er das jenseitige Ufer gewinne. Die Pflanze, die in das Sämlein zurückkehren wollte, würde nur Verwesung finden; der Mann, der wieder ein Kind werden wollte, müßte sich selbst aufgeben, ohne doch je ein Kind zu seyn. Wie sehnlich wir auch unser Inneres hinhielten und lauschten, die göttlichen Töne sind in die Ferne gegangen und nur ein leises Echo kömmt uns noch nach. Wir sind berufen die Rüstung anzulegen und mannhaft zu streiten für das Göttliche gegen alle Mächte der Welt, und seine Blumen als einen Siegeskranz zu empfangen.

Jener Jüngling, dem im Schlafe die verschiedenen Genien erschienen, stand, als er erwacht war, auf, und ging tiefer in die Dämmerungen des Buchenhains hinein. Der frische Morgen athmete und duftete aus allen Blumen und Zweigen, und das Roth blickte munter durch das grüne Dach herein. Der Jüngling sann immer dem

Traume nach, seine Gedanken und Gefühle verloren sich fortan in dunklere, seltsamere Tiefen. Die Erregung seines Herzens beschleunigte, ohne daß er es wußte, seine Schritte so sehr, daß er sich bald in der tiefsten Einsamkeit des Waldes befand. Fast ganz ermüdet, stand er endlich still, und kam wie aus einem andern tiefen Traume zu sich. Er blickte ringsum, und sah zu seinem Befremden, daß er allen Weg unter den Füßen verloren habe; über ihm stand die Sonne hoch am Himmel, und ihm däuchte, es müssen wenigstens schon die heissen Mittagsstunden da seyn. Die Blumen wurden von keinen Winden bewegt, die Vögel schwiegen, alles schien mit ihm in gleiche Gefühle und Gedanken versenkt zu seyn. So stand er eine Weile und wußte nicht, nach welcher Seite er einen Ausweg suchen sollte. Auf einmal glaubte er den Klang einer Glocke zu hören. Ihr Rufen kam ihm wie die Stimme seines himmlischen Genius aus der Ferne herüber; er machte sich schnell auf und folgte ihrem Tone. Indem er aber ihrem Rufe nachging, schien dieser sich zu entfernen und der Genius selber vor ihm zu fliehen. Endlich verschwammen noch die lezten immer schwächern Anklänge wie an fernen Gebirgen, und eine tiefe Wehmuth bemächtigte sich des hochherzigen Jünglings. Da dieser aber

die Augen aufhebt, sieht er erstaunt sich am Eingange eines wunderschönen großen Gartens. Er ging in den Garten hinein, und so wie er die Gegenstände betrachtete, wuchsen sein Erstaunen und seine süße Freude immer höher. Aus den grünen Beeten erhoben sich einfache große Blumen, die ihn so hold und innig anblickten, daß sein Innerstes davon bewegt wurde. Aus dem Boden stiegen fortwährend neue Blumen in andern Farben und Gestalten hervor. Die Blumen gingen frey hin und her und stellten sich so und anders, wie voll zärtlicher Liebe in die sinnvollsten Kränze und Sträuße zusammen. Zuweilen wankten die Blumen, als würden sie von ihrem Lebensgeiste bewegt, sanft hin und wieder, und ein süßer Klang ging aus ihren Kelchen hervor. Alle Klänge stimmten zusammen und tönten wie eine zarte, den Sterblichen nur wenig verstehbare Geistersprache; es waren Worte ganz seltener Art, die etwas überaus hohes Verborgenes auszusprechen suchten. Die Worte tönten bald so leise und sanft, wie Worte von Kindergeistern, dann wieder voll und mächtig, wie von Engelgeistern geredet; izt hüpften sie fröhlich durch die blauen Lüfte weg, izt schlichen sie langsam, wie trauernd und seufzend an den Ohren und dem Herzen des Jünglings vorüber. Auf diese Worte entstiegen, als ob es auf ihr Rufen und

Locken so geschähe, den Blumenkelchen goldgelbe Vöglein, als wenn die schönen Seelen der Blumen nicht länger verschlossen bleiben wollten, sondern froh aus ihren zarten Hüllen und Zellen heraus kämen. Die Vöglein sezten und wiegten sich auf den großen Blumenblättern und sangen sehr liebliche Lieder. Da ihre Stimmen immer höher und beseelter zusammensangen, stiegen langsam und ernst große grüne Bäume rings um die Blumenbeete her in die Luft auf. Wie schon lange bekannte und endlich sich wieder findende Freunde streckten die Bäume ihre großen grünen Arme nach einander aus, und verschlangen ihre Kronen und Aeste bald zu dem dichtesten Laubdache. Die Stämme standen, wie große starke Säulen umher, und ihre Zweige und Blätter flochten ein hohes weites Gewölbe; das Ganze bildete über den Blumen und Vögeln einen grünen lebendigen Tempel. Oben senkte sich das Sonnenlicht in die grünen Bogen zu goldenen Quellen und Bächen ein und strömte verklärend durch das lebendige Grün. Die Blumen redeten bewegter, und mit jedem Worte floß der süßeste Duft aus ihren Kelchen. Die Vöglein sangen mächtiger, hoben sich von den Blumen weg, schwebten wie trunken durch die grüne Wölbung und tauchten in die goldenen Lichtquellen unter. Aus diesen goldenen Quellen nun sangen sie so zerschmelzend und see-

lig in den Tempel hinab, daß der Jüngling sich des lindesten seeligsten Schlafes nicht mehr erwehren konnte, er sank sanft auf die grünen Beete nieder und entschlief. Wie er hinsank, sproßten sogleich unzählige Blumen aus der Erde, die ihn gleichsam in ihre weichen Arme nahmen, und die sein Herz und sein Angesicht, wie Kränze und Kronen, umblühten und umleuchteten und in duftigen Wellen hin und her schwankend ihm Mund, Wangen, Stirne und Hände immerdar kühlten und küßten. Es war ein wunderbarer Schlummer! Wie eine lang verschlossene Blume ging ein anderes, tieferes Bewußtseyn dem Jünglinge in dem Innern auf, andere Sinne traten an die Stelle der entschlummerten, und ihm schien zu geschehen, wie den verstorbenen Seeligen. Die grüne, von lebendigem Golde durchflossene Wölbung rauschte laut und bewegte sich gewaltig, sie war zu einem in der hohen Luft schwebenden, wogenden grünen Meere geworden. Die Wipfel rauschten wie gewaltige Wellen immer heftiger; der Gesang der Vögel verstummte endlich, die Blumen standen, wie auf etwas Großes harrend, da, und es kam ein heftiger Sturmwind aus den blauen Himmeln herab. Er blies, wie ein göttlicher Odem und Schöpfungsgeist, fuhr in die grünen Wogen und bewegte sie so kühn und stark, daß alles zu reissen und auseinander zu stürzen schien. Der Jüng-

ling lag ohne Furcht da und schlief fort. Endlich lösete sich das Wehen und Rauschen auf, und alles ging in höherer Verjüngung, als aus einem Geisterbade hervor. Die Blumen und Vöglein hatten kleine liebliche Kinderangesichtchen empfangen, die Bäume schauten mit freundlichen Riesenhäuptern von oben herunter, und um ihre Schultern flossen die Zweige als langes grünes Haar herab. Ein dünner Nebel oder Geisterflor hing wie ein durchsichtiger Schleier über allen Dingen, und alles stand so ganz anders da, daß alle frühern Herrlichkeiten nur matte Ahndungen dagegen gewesen waren. Izt strebte der grüne Tempel sich ins Unendliche zu erweitern und zu erhöhen. Die Bäume wurden so groß, daß die Sterne als unzählige glühende goldene Aepfel an den grünen Zweigen hingen, und als blitzende Steine und Perlenschnüre durch die Locken der Riesen geflochten waren. Nachdem die Riesenbäume alle Sterne so gleichsam auf ihr Haupt und ihre Hände genommen hatten, ließen sie sich allmählig hernieder, bis die Sterne in ihrer ganzen Majestät und Größe sichtbar wurden. Auch der blaue Himmel kam ganz auf die Bäume herunter. Die Sterne schwebten frey herum und sezten sich den Bäumen bald auf die Schultern und die Arme, und bald auf die Häupter; die Sonne aber war erloschen und oben an ihrer Stelle geblieben. Die Sterne stimmten einen Chorgesang an, der

wie ein Schöpfungshalleluja aller Geister und Kreaturen brausete, und unten in dem tiefen Abgrunde entzündete sich eine neue Sonne, und schloß mit ihren Stralen alle Tiefen auf. Die Sterne und alle Dinge verhüllten ihre Gesichter, neigten sich anbethend vor ihr und sangen dann weiter. Dem Geiste des Jünglings ward jedes Geheimniß und die Bedeutung jedes Dinges klar. Er sah, wie die Lebensgeister aller Dinge und Wesen gleich heiligen Stralen aus jener Sonne ausgingen. Er sah diese Stralen lange ausgehen, ehe sie in den Blumen, Vöglein oder Sternen anlangten und die Bewegungen und Aeußerungen erzeugten, welche später eintrafen. Er sah selbst denjenigen Stral, der in sein Inneres eindrang, und erblickte seine eigenen Gedanken und Gefühle schon lange in jenem Sonnenspiegel, bevor sie seine Seele durchbebten. Nach und nach verklärten sich alle Dinge, und die fernsten Abgründe in ein durchsichtiges seeliges Saphirmeer, viel reiner und herrlicher, als der klärste himmlische Aether, und eine engelhelle Stimme scholl durch das unermeßliche Blau und sang: Heilig, heilig und groß ist die Nacht Gottes! seelig, wer die Mächte des Tages überwindet, und seine Hand nicht ausstrecket nach dem Baume des Erkenntnisses! ihm wird gegeben werden von dem Baume des Lebens!!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gügler, Alois,

Die Heilige Kunst oder die Kunst der Hebräer

Bd.: [1]

Landshut 1814

Exeg. 432-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10410843-1